

Werk

Titel: Nordamerika's Bewohner, Schönheiten und Naturschätze im Allgemeinen und die britt...

Autor: Bromme, Traugott

Verlag: Scheible

Ort: Stuttgart

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Werk Id: PPN239626052

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN239626052> | LOG_0007

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=239626052>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Von Zellenpolyphen:

15. Cellularia, in den Geschlechtern Adeona, Alveolites, Cellepora, Dactylopora, Eschara, Retepora und Tubulipora.
16. Corallina, Korallenmoos, in mehreren Arten, und
17. Spongia, in einigen 30 Arten, im mexicanischen Meerbusen, im californischen Meerbusen, und an der Westküste von Mexico.

III. Einwohner.

Amerika, obgleich nach Asien der größte Erdtheil unsrer Weltkugel, ist dessen ungeachtet der menschenärmste, und nur Australien steht ihm in dieser Hinsicht nach; trotz der ungeheuren Ausdehnung der transatlantischen Welt, erhebt sich die Volksmenge nicht über 45 Millionen, und obgleich nach den Berichten der Spanier, bei der Entdeckung des Landes die westindischen Inseln, die Reiche der Azteken und Inca's, und der südliche Theil der jetzigen vereinigten Staaten, namentlich die Florida's, mit Menschen angefüllt waren, scheint doch die Bevölkerung auch damals jene oben angegebene Zahl nicht überstiegen, ja nicht einmal erreicht zu haben, denn jene Inseln und Reiche, in welchen sich die Bevölkerung drängte, waren die Glanzpunkte der vor-europäischen Kultur; alle andern Theile der unermesslichen Erdveste lagen noch im rohesten Naturzustande, und deren Bevölkerung und dürftige Kultur mehrte sich erst, als der Golddurst und die wilde Eroberungssucht der Spanier, ihr Fanatismus und ihre Lust am Morden wilder Heiden, durch welche sie ein Gott wohlgefälliges Werk zu unternehmen vermeinten, einen Theil der Urvölker in die entfernteren Gegenden des neuentdeckten Landes trieb, der größere Theil aber durch die furchtbaren Geschenke der alten Welt, den Branntwein und die Kinderblattern, vollends aufgerieben wurde, — seit jener Zeit sind die entstandenen Lücken durch Einwanderungen von Außen wieder gefüllt worden; alle Länder Europa's trugen dazu bei, die westliche Welt zu bevölkern, in welche sich bald nach Entdeckung derselben die seefahrenden Nationen Europa's theilten, und selbst Deutschland, das nie daran gedacht hatte, Unternehmungen im Westen auszuführen, und nur eine einzige Expedition in Amerika zur Entdeckung des „Goldlandes,“ *El Dorado*, zu der Zeit unternahm, als die Welser die Herrn der *Terra Firma* waren, trug so viel zur Bevölkerung Amerika's bei, daß jetzt allein in Nord-Amerika eine und eine viertel Million Deutsche und deren Nachkommen sich befinden. — Obgleich die Volksmenge von ganz Amerika nicht mit völliger Genauigkeit sich bestimmen läßt, da theils die Nordpolarländer uns noch zu unbekannt sind, theils in den westlichen Provinzen Nord-Amerika's, und im Innern Süd-Amerika's, ja fast in allen Provinzen ganze Völkerschaften leben, über deren Stärke uns alle nähere Nachrichten fehlen, und selbst in den geregeltern Reichen, namentlich Süd-Amerika's, die Angaben der europäischen Bevölkerung nichts weniger als genau sind, dürfte wohl die runde Zahl von fünf und vierzig Millionen der Wahrheit für den Augenblick am nächsten kommen; mit reisender Schnelligkeit aber mehrt sich von Jahr zu Jahr die Volkszahl, und durch den eignen Zuwachs, und die unterstützenden, fast mit jedem Jahre steigenden Einwanderungen kann man annehmen, daß für die nächsten Jahrhunderte, Amerika alle 25 Jahre seine Bevölkerung verdoppeln wird.

Hinsichtlich der Abstammung lassen sich die Völker Amerika's in zwei Abtheilungen scheiden: in Eingeborne oder rein amerikanische Völker, und Völker ausländischen Ursprungs. Die letztern, obgleich nur aus einer kleinen Zahl von Völkern zusammengesetzt, machen gegenwärtig die Mehrzahl der Bevölkerung des transatlantischen Reiches aus, und sind, mit Ausnahmen der Neger, die fast in allen Staaten in abhängigen Verhältnissen leben, und nur in Haity allein ein eigenes Reich sich bildeten, die, das Land beherrschenden Nationen! — Nach dem Zahlenverhältnisse der mehr oder minder genauen neuesten Berechnungen ergaben sich für das Jahr 1835 folgende Resultate: Es befanden sich in Ammrika

Weisse, oder reinblütige Abkömmlinge von Europäern	17.500.000
Schwarze, reine Afrikaner, als Sklaven und Freie	8.500.000
Indianer oder eingeborne Amerikaner	10.000.000
Gemischte Racen, als Abkömmlinge von Weißen, Schwarzen und Indianern	9.000.000

a) Die Eingebornen.

Die Eingebornen, denen wir in dieser Einleitung vorzüglich unsere Aufmerksamkeit schenken müssen, da beim politischen Theile unsers Werkes die Wichtigkeit der Ureinwohner verschwindet, beleben jetzt größtentheils die innern Theile des unermeßlichen Nord-Amerika's, den Westen und Norden, und nur einzelne Stämme, zu schwach um irgend einen Einfluß auf die neuentstandene Bevölkerung des transatlantischen Reiches auszuüben, treiben sich noch in den östlichen Staaten im Schatten ihrer früheren Größe herum, oder sind, mit europäischem Blute vermischt, zur Viehzucht und zum Landbau übergegangen. — Die Eskimos und Indianer, die Ureinwohner der westlichen Welt, zwei Stämme verschiedener Menschenrassen, von denen der Erstere der Mongolischen angehört, der Andere eine dem Lande eigene bildet, scheiden wir in der folgenden Uebersicht nach ihren Wohnplätzen in 10 Hauptklassen.

Den höchsten Norden Amerika's bewohnen:

I. Die Eskimos, ein Volksstamm, der über alle nördliche Polarländer verbreitet zu seyn scheint, und sechs Hauptnationen umschließt, von denen eine in Asien ansässig ist; die in Amerika lebenden Stämme sind: 1. Die Karalits, Kaelits oder Grönländer. 2. Die Humoky oder eigentlichen Eskimos, in Labrador und dem Norden der Hudsonsbay. 3. Die westlichen Eskimos, auf der Küste des Baffinslandes. 4. Die Uglemuten oder Tschuktischen, und zwar: a) die Kitegenen, im russischen Amerika, am Polarozan; b) die eigentlichen Tschuktischen; c) die Tschukotschen, oder Tschugatschen; d) die Konias oder Konägen, auf der Halbinsel Alascha; e) die Kinais, und f) die Kenaisen oder Kenaisinks, am Cooks Inlet. 5. Die Aleuten, auf dem aleutischen Archipel, und den Inseln St. Paul und St. George.

II. Indianer des Nordwestens: 1. die Ugataשמיutis in vier Stämmen: a) Ugataשמיutis; b) Ugataשמutis; c) Ugalakmuten, und d) Ulnakmiuten. 2. Die Tschugassches. 3. Die Koliuschen oder Schitschagon.

III. Indianer des Nordens, westlich von der Hudsonsbay: 1. Die Chepawayan, und zwar: die Zänker oder Quareller; die Rothmesser-Indianer; die Hasenindianer oder Hare; die Kupferindianer; die Hundsrüben- oder Dog-ribb-Indianer; die Berg- oder Mountain-Indianer; die Nathana-Indianer; die Inland-Indianer; die Biber-Indianer; die Bogen- oder Strong-bow-Indianer; die eigentlichen Chepawayan; die Nord-Indianer; die Dungigah- oder Friedens-

fluß-Indianer, die Susca-cus-Indianer; die Nagoifer; die Ranscud-Indianer; die Altnact-Indianer; die Schnarf-Indianer. 2. Die Knistinoer oder Knistineaur und zwar die Stämme: der Cree oder eigentlichen Knistinoer; die Blutindianer oder Neketwa; die Fallindianer oder Sketapus-hoisch; die weißen Indianer; die Mascononges; die Skoffie und die Matassins. 3. Die Renawehk oder Nena-wewhek.

IV. Westlich von der Hudsonsbay, und nördlich von den canabischen Seen. 1. die Abbitibes; 2. die Chomoirchuanisse; 3. die Nekobavistes; 4. die Escopics; 5. die Timiscamaings; 6. die Hurons; 7. die Attacame-nets; 8. die Checutimis; 9. die Payinachois; 10. die Picuagamis; 11. die Mistissinis, und 12. die Unescapis.

V. Zwischen dem atlantischen Meere und dem Mississippi befinden sich folgende acht Hauptstämme der nord-amerikanischen Eingebornen: 1. Die Lenne-Lenape, die aus den drei Volkshäufen der Unamis (der Schildkröte), der Unalachtgo (welschen Hahnes) und des Minfi oder Monsey (Wolfs) bestehen, und die Stammrace folgender 24 Völkerschaften ist: die Algonquins; die Cahokias; die Catambas; die Chippeways oder Schippewayer (Njibaway), in drei Völkerschaften: die Chippeways des Leach Lake, die Chippeway des Red Lake und die Chippeway des Pembenaflusses; die Desawaren oder eigentlichen Lenape; die Gel rivers oder Messifanges, die Fond du Lac, die Kanhawas, die Kasaskias; die Menomines, die Miamis oder Twigh-twees, die Michigamias, die Moshicanni, die Nautikokes, die Ottogamies, die Ottowas, die Peorias, die Pian-keshaws, die Putawatimies oder Polowatomies, die Saukies, die Shawanos, die Tamarois, die Weas, die Winebagos. 2. Die Mengwe, Trofesen oder Fünf-(später Sechsz-) Nationen: a) die Cayugas oder Quégué; b) die Mohawks oder Santhican; c) die Oneidas oder Wjassone; d) die Onondagoes oder Onandagoes; e) die Senecas oder Maehachtinni, und f) die Tuscaroras. 3. Die Wyandots oder Huronen, 4. die Creeks oder Muskohgees, 5. die Cherokeees, 6. die Choctaws, 7. die Chikewaws, und 8. die Seminoles.

VI. Zwischen dem Mississippi und den Felsen- oder Chippewan-Gebirgen und nördlich vom Arkansasflusse, dem Hauptsammelplatz der Indianer Nord-Amerika's, leben folgende Stämme: 1. die Sioux oder Nadowessier, die wiederum in 10 Stämme zerfallen: die Wahpatones, die Windamarcadons, die Wahpacoota, die Sissatones, die Dantons des Nordens, die Dantons Ahnah oder Ahora, die Tetons Bois Brulé, die Tetons Okandadas, die Tetons Minnackineazza, und die Tetons Sahone. 2. Die Assiniboans oder Stein-Sioux, in drei Stämmen: Manetopas, Oseegahs und Mahtoyanatos. 3. Die Minetares, in vier Stämmen: die Keekatsas oder Raben, die Chatars oder Dickbäuche, die Ahmahhaways, und die Mansars. 4. Die Schwarzfuß- oder Black-foot-Indianer, 5. die Chyennes oder Chians, 6. die Castahanas, 7. die Wetepahatoes, 8. die Kiawas, 9. die Kanenavish. 10. Die Staetans. 11. Die Catakas. 12. Die Remosins. 13. Die Dotames. 14. Die Mlakaweahs oder Wänsie. 15. Die Cattannahaws. 16. Die Allatans oder Schlangenindianer, in drei Stämmen: die Sosonas, die Sosobubars, und die S-fars. 17. Die Mandans. 18. Die Ricaräs, Riccarees oder Starrarees. 19. Die Mahas, in zwei Stämmen: die Omahas, und die Puncas, oder Poncars. 20. Die Ottoes. 21. Die Missouriier. 22. Die Kansas oder Kanzas. 23. Die Jawas. 24. Die Nsagen, in zwei Stämmen: die Grand Nsage, und die Little Nsage. 25. Die Pawnees, oder Panias, in vier Stämmen: die Pawnee-proper, die Pawnee-Republican, oder Arrapahoes, die Pawnee-Loups, oder Sekree, und die Pawnee-Pique oder die weißen Pawnees. 26. Die Rifappos. 27. Die Cherokeees. 28. Die Choctaws. 29. Die Awaawais. 30. Die Saukies, oder Sawfee. 31. Die Fores, Renars- oder Fuchsinidianer, Ottargarme. 32. Die Paducas.

VII. Südlich vom Arkansasflusse, und zwischen dem Mississippi und Grand leben:

1. Die Caddoques oder Caddos. 2. Die Yattastees. 3. Die Mandakoes. 4. Die Udaizes. 5. Die Uliche oder Epeisch. 6. Die Keyes oder Keychies. 7. Die Inies oder Lachies. 8. Die Nabeodches. 9. Die Bedies. 10. Die Accofesaws. 11. Die Mayes. 12. Die Carankouas. 13. Die Cancos, nicht mit den oben angeführten Kanjas zu verwechseln. 14. Die Tankaways oder Tankä. 15. Die Lawakenes, oder Tree-Canes (drei Röhre). 16. Die Tomiaches, von den Franzosen *Panits* genannt. 17. Die Gietans, Comanches oder Eumanchees. 18. Die Connees. 19. Die Natchitoches. 20. Die Boluras. 21. Die Appalaches. 22. Die Altibamas. 23. Die Conchattas. 24. Die Pacanas. 25. Die Attakapas. 26. Die Appaloufas oder Opeloufas. 27. Die Tunicas. 28. Die Pascagolas. 29. Die Tenisaws. 30. Die Chactos. 31. Die Washas. 32. Die Chactaws. 33. Die Arkansas.

VIII. Westlich der Chippewan- oder Gessengebirge, leben: 1. Die Tus-he-pas. 2. Die Datlashoats. 3. Die Choshones oder Schlangen-Indianer. 4. Die Pohas. 5. Die Chopunnish. 6. Die Willewahs. 7. Die Parlielos. 8. Die Gehighemios. 9. Die Cutsanims. 10. Die Selloatpallahs. 11. Die Wollow-wallahs. 12. Die Pishquityahs. 13. Die Sganaroots. 14. Die Chassatlos. 15. Die Shanwappans oder Ehanwappans. 16. Die Chinnayuns. 17. Die Skaddals. 18. Die Wash-how-pums. 19. Die Enes-hurs. 20. Die Chelouts. 21. Die Schahals. 22. Die Smachpohs. 23. Die Skifutes. 24. Die Washkiakumes. 25. Die Cattsamas. 26. Die Chinnoofs. 27. Die Chiltä. 28. Die Clatsops. 29. Die Clack-a-mus. 30. Die Callapowahs. 31. Die Chillus-kitte-quaws. 32. Die Mansfouds. 33. Die Clouacous. 34. Die Nagailer. 35. Die Altnaks. 36. Die Glackköpfigen oder Flat-head-Indianer. 37. Die Canapees. 38. Die Canoes. 39. Die Spogans. 40. Die Sinnith-houmahnas. 41. Die Killamoufs.

IX. Im Innern Mexiko's hausen: a) im Osten: 1. die Kérés. 2. Die Detaus oder Tetans. 3. Die Eumanches. 4. Die Tancards. 5. Die Li-Panis. 6. Die Apaches. 7. Die Mescalores. — b) im Westen und Norden: 1. Die Raguayuis. 2. Die Nohis. 3. Die Nutas. 4. Die Taboguachis. 5. Die Moquis. 6. Die Nabajoas. 7. Die Cosminas. 8. Die Chemeguabas. 9. Die Guagaras. 10. Die Zeniguihs. 11. Die Tejuahs oder Tiguas. 12. Die Ymayas. 13. Die Napias oder Nahpais. 14. Die Zumas oder Yumas. 15. Die Apacherias. 16. Die Apaches-Chiricaguís. 17. Die Apaches-Silenos. 18. Die Cocomaricopas. 19. Die Cajuenches. 20. Die Cupapas. 21. Die Papagas. 22. Die Seris. 23. Die Pimas. 24. Die Nichoras. 25. Die Mobas. 26. Die Dnabas. 27. Die Nures. 28. Die Aibinas. 29. Die Siffbotaris oder Saboribas. 30. Die Baturcas. 31. Die Huras. 32. Die Senaras. 33. Die Heris. 34. Die Savaipures. 35. Die Coras. 36. Die Nayarits. 37. Die Huitcoles. 38. Die Tepehuanas. 39. Die Topias. 40. Die Scaris. 41. Die Kiximes. 42. Die Sicurabas. 43. Die Hinas. 44. Die Huimis. 45. Die Tubars. 46. Die Sinaloas. 47. Die Tarahumaras. 48. Die Zuaques. 49. Die Magos. 50. Die Yaquis, 51. Die Guazavas. 52. Die Ahomes. 53. Die Hiaquis. 54. Die Guaimis. 55. Die Dcoronis. 56. Die Teguetas. 57. Die Tepahues. 58. Die Zees. 59. Die Huites. 60. Die Opatas. 61. Die Eudeves. — c) Im mittlern und südlichen Theile der mexikanischen Freistaaten: 1. Die Mixtecas. 2. Die Tepozcolulas. 3. Die Danguiltans. 4. Die Tlahiacos. 5. Die Miclantongos. 6. Die Jocques. 7. Die Mames. 8. Die Lacondonas. 9. Die Celdalas. 10. Die Chiapanecas. 11. Die Chontals. 12. Die Chochonas. 13. Die Mazatecas. 14. Die Chinantecas. 15. Die Zapotecas. 16. Die Popolucas. 17. Die Cuicatecas. 18. Die Cuiquilas. 19. Die Miges. 20. Die Matlazincas. 21. Die Totonacas. 22. Die Tlatiquilhatis. 23. Die Chacahuaxtis. 24. Die Ybabanas. 25. Die Tlatimolos. 26. Die Mexicanas oder Apteken. 27. Die Cicimechen. 28. Die Huastecas. 29. Die Othomis. 30. Die Mechoacans. 31. Die Pirindas. 32. Die Tarascons. — d) In Neu-Mexico: 1. Die Kiaways. 2. Die Nanahas.

3. Die Tontos. 4. Die Mimbrenos. 5. Die Laneros. 6. Die Ripanes. 7. Die Piras. 8. Die Kumanas. 9. Die Lanas. 10. Die Zuras. 11. Die Pecuris. 12. Die Keras. — e) in Californien: 1. Die Laimones. 2. Die Colimies. 3. Die Monquis. 4. Die Pericues. 5. Die Waicuras. 6. Die Cochimas. 7. Die Utschitas. 8. Die Iksas. — f) in Neu-Californien: 1. Die Rumselns oder Rumsens. 2. Die Escelens. 3. Die Celemachs. 4. Die Achafilies. 5. Die Matsafans. 6. Die Salfes. 7. Die Quirotés.

X. In Guatemala, an unterwürfigen und bekehrten Indianern, Indios ladinos, und unabhängigen Stämmen, Indios bravos oder barbaros: 1. Die Quichés. 2. Die Achiquels. 3. Die Zutugils. 4. Die Mames. 5. Die Pocomams. 6. Die Pipils oder Nahuates. 7. Die Pupulucas. 8. Die Sincas. 9. Ein kleiner Stamm der Mexicanas. 10. Die Chortis. 11. Die Maguilacs. 12. Die Caichis. 13. Die Poconchis. 14. Die Iriels. 15. Die Zohils. 16. Die Izendals. 17. Die Chapanecas. 18. Die Jocques. 19. Die Corohs. 20. Die Chaniabals. 21. Die Holls. 22. Die Upanecas. 23. Die Lencas. 24. Die Aguacatecas. 25. Die Mapas. 26. Die Quechis. 27. Die Moscos. 28. Die Eicaques. 29. Die Pohays. 30. Die Lacandons. 31. Die Mopans und 32. die Mosquitas.

Die indianische Bevölkerung der westindischen Inseln, die sich bei Entdeckung des Landes, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, auf mehr als drei Millionen Seelen belief, und die aus zwei Haupttracen, den Bewohnern der Lucayen und der größern Antillen, und den Carai ben bestand, ist fast ganz verschwunden; der erstere Stamm der Urbewohner ist ganz ausgerottet, und nur auf Haiti leben noch einige Nachkommen derselben gemischten Blutes, und von den zweiten leben noch gegen hundert Familien, und die durch Vermischung mit Afrikanern entstandenen schwarzen Carai ben, auf einigen der kleinen Antillen!

Die in der vorstehenden Uebersicht aufgeführten 376 Nationen und Stämme, die noch jetzt, wenn auch zum Theil nur noch in einzelnen, oft vermischten, Familien Nord-Amerika bewohnen und ihre frühern zahlreichen Völkerschaften repräsentiren, beweisen durch die Mannichfaltigkeit ihrer Sprachen und Dialecte, daß schon in den frühesten Zeiten die Völker Amerika's in derselben wilden Abgeschlossenheit gelebt haben, in welcher sie sich noch jetzt befinden, und daß nur die, jetzt ganz vertilgten, Völkerschaften des westindischen Archipels, und die in der Kultur schon weiter vorgerückten Bewohner Mexico's und Guatemala's die Apteken und Quichés, die ebenfalls jetzt nur noch in vermischten Familien fortbestehen, in engerem Staatsverband getreten waren, und dadurch solche bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht hatten, als die jezigen Ur-Eingebornen der westlichen Welt nicht zu begreifen vermögen.

Kaum durch Colon's neueste Auffindung den Europäern aufgeschlossen, versuchten fast alle Nationen Europa's, die Reichthümer der neu entdeckten Welt zu heben; Krieger und Abentheurer wanderten in Schaaren aus, ihre Eroberungssucht zu befriedigen, und ihren Golddurst zu löschen; Mönche, durch Fanatismus oder innere Ueberzeugung getrieben, im Westen das Kreuz zu predigen, und unter den Heiden ein geistliches Reich zu gründen, Handelsleute, Künstler und Handwerker, denen das Vaterland nicht gewährte, was die neue Welt ihnen bot, verließen ihre Heimath, die westliche Hälfte uners Erdballs zu bevölkern, und die Nachkommen von sieben europäischen Völkern, die Britten, Spanier, Franzosen, Niederländer, Dänen, Schweden und Russen, unter welche sich über eine Million Deutsche zerstreuten, machten sich im Verlaufe dreier Jahrhunderte nach und nach zu Herren eines Erdtheils, der an Größe und Ausdehnung den alten um viele male übertraf. Die Urbewohner wurden verdrängt, oder durch die Geschenke der Europäer aufgerieben, die Bevölkerung Westindiens durch den Golddurst und den Fanatismus der Spanier ganz vertilgt, auch auf dem Festlande von Nord-Amerika hunderte von Völkerschaften ausgerottet, und jetzt sind die übrig ge-

bliebenen 376 Nationen und Stämme, die als Ueberbleibsel der frühern mächtigen Bewohner der westlichen Welt, vom Eismeer herab zur Landenge von Panama Nord-Amerika, größtentheils als Jäger durchzogen, in Hinsicht ihrer Gesamtzahl, kaum der zwanzigste Theil der gegenwärtigen, durch Einwanderung erzeugten Bevölkerung.

Wie schon oben bemerkt, gehören die Ureinwohner Nord-Amerika's, zwei verschiedenen Menschenracen, und zwar die Eskimo's, welche fast über alle nördlichen Polarländer verbreitet zu seyn scheinen, ihrem Körperbau und ihrer Gesichtsbildung nach, der mongolischen Menschenrace an, während die eigentlichen Amerikaner, oder, wie sie in Amerika selbst genannt werden, die Indianer, eine eigene Race bilden, und von Blumenbach in seinen „Menschenracen“ als Roth- oder zimmetbraun von Farbe, mit schlichtem, schwarzem Haare und breitem, aber nicht plattem Gesichte, sondern „ausgewirkten Zügen“ charakterisirt werden.

II. Die Eskimos.

Den hohen Norden Amerika's, Labrador, das Baffinsland und Grönland, den ganzen Küstenstrich längs dem nördlichen Eismeer, die Ländereien an der Behringsstraße, und von Alaska an bis zum Prinz-Williamsfund, bewohnen die verschiedenen, oben angeführten Stämme der Eskimos, die in ihrem Habitus sich mehr den Samojeeden Asiens nähern, als den übrigen Bewohnern Amerika's, und einen ganz eigenen Sprachstamm, den der Karalit, bilden. Der Name Eskimo, den jene Stämme jetzt allgemein führen, bedeutet in der indianischen Sprache: Leute, die rohes Fleisch essen; sie selber nennen sich aber, voll des hohen Wahnes ihrer eigenen Vorzüge: Karalits, oder Männer, unter sich aber begrüßen sie sich als Innouk oder Brüder! —

1. Die Karalits.

Der Eskimo Grönlands ist von kurzer Statur, und seine Höhe überschreitet nur selten 5 Fuß; er besitzt eine gelbliche Gesichtsfarbe, einen schwarzen, dichten, steifen Haarwuchs, dicke, aufgeworfene Lippen, kleine, pechschwarze, hellsehende Augen, im ganzen genommen kleine, wohlgebildete Hände und Füße, und trotz seiner Kleinheit eine bedeutende Muskelkraft und viele Behendigkeit. Die Frauen der Eskimos sind noch kleiner und zarter gebaut als die Männer, aber eben so stark als diese, und zu aller Arbeit abgehärtet, ihre Gesichtsfarbe ist blässer, und so lange der Jugend Frische sie umgiebt, ihre Gesichtszüge nicht ohne Reiz, doch leider verliert sich dieselbe schon im ersten Kindbett. Der Charakter der Eskimos bietet liebenswürdige Seiten, und leicht lenkbar, vermag man durch Güte mehr über sie, als durch Härte; gutmüthig, verträglich, offenherzig, munter und zufrieden, leben sie unter sich einig, und selten hört man von Hader und Zank, noch seltener aber von Schlägereien; bei Beleidigungen fordert der Beleidigte seinen Gegner nicht auf die Faust, sondern auf einen Wettgefang, zu welchem Zweck eine Versammlung veranstaltet wird, in welcher der Beleidigte in einem selbst verfertigten Liede seinen Gegner herabzusetzen und zu vernichten sucht, singend antwortet dieser, und die Versammlung entscheidet; trägt der Beleidigte dann den Preis davon, so hat er das Recht, vom Eigenthum des Gegners das Beste sich zuzueignen; unterliegt er, so sind Hohn und Spott sein Lohn.

Das Betragen der Eskimos ist frei und lebhaft, und ihre Munterkeit äußert sich vorzüglich in Scherzen, Gesprächen und einfachen Gesängen; in ihrem Umgange sind sie freundlich, angenehm und gefällig; ihr Vaterland schätzen sie über alles, und sind so stolz auf dasselbe, als die Römer der Vorzeit auf das ihre, und selbst die Gebildeten

unter ihnen, die von dort aus nach europäischen Hauptstädten gebracht wurden, oder Frauen, die aus Liebe ihren dänischen Gatten nach Europa folgten, wurden von großem Heimweh nach dem theuern Vaterlande und seinen Genüssen ergriffen, als je ein Schweizer nach seinen Bergen. Die eisigen Gefilde seiner Heimath gehen ihm über alles; vergebens bemüht man sich, ihm das Glück eines civilisirten Lebens anzupreisen: höchstens giebt er zu, daß dasselbe dem seinigen gleich komme, aber nie, daß es solches an Reizen und Annehmlichkeiten übertreffe. — Auch in den Niederlassungen der Dänen ist der Eskimo Grönlands nicht zu fesseln, und nie hält er sich länger dort auf, als seine Geschäfte erfordern. — Die Liebe der Eskimos zu ihren Kindern ist unbeschreiblich; nie schlagen sie dieselben, ja lassen sich lieber von ihnen schlagen, und doch wachsen dieselben zu liebevollen Söhnen und Töchtern auf, und beweisen so die natürliche Güte ihres Herzens. Die Eltern werden von den Kindern stets mit der größten Liebe gepflegt; ein Sohn, der sich verheirathet, stellt stets seine verwitwete Mutter an die Spitze seines Haushaltes. Gegen sein Weib ist der Eskimo stets liebevoll, nie schlägt er dasselbe, doch muß es stets die härtesten Arbeiten im Hauswesen übernehmen, und nur bei Erbauung der Hütten werden sie von den Männern mit Rath und That unterstützt. — Eifersucht ist kein Fehler des Eskimo, ja die des Westens boten ihre Weiber den englischen Matrosen in der Meinung an, daß die Kinder, welche sie von ihnen bekämen, in allen Stücken einen großen Vorzug vor ihnen haben würden. Sie bilden sich ein, sagt Ellis, daß ein jeder Mann in buchstäblichem Sinne seines gleichen zeuge, und daß der Sohn eines Kapitäns unfehlbar wieder Kapitän werden müsse.

Ehrlichkeit ist eine der Haupttugenden der grönländischen Eskimos, und Egede behauptet, daß ein Eskimo kein Stück Treibholz nehmen würde, was ein Anderer vor ihm gefunden, und mit einer Marke bezeichnet hätte. — Kapitän Ross sagt das Gegentheil von den Eskimos der arktischen Hochlande, die Alles nehmen was sie bekommen konnten, und es für gute Preise erklärten, obgleich sie wohl zu wissen schienen, daß ihr Beginnen Unrecht sey. — In sittlicher Beziehung stehen die getauften Eskimos nicht über ihren heidnischen Brüdern, und namentlich sind alle, die mit den dänischen Ansiedlern und den Wallfischfängern in Berührung stehen, weniger gutmüthig und harmlos, als die sogenannten wilden Eskimos, die noch nicht mit Europäern in Verbindung standen. — So lange der Wallfischfang dauert, so lange durch den stärkern Verkehr mit europäischen Schiffen den Eskimos Branntwein zugeführt wird, hört Zank und Hader unter ihnen nicht auf, und nur mit Mühe sind sie zu jener Zeit zu lenken. — Dies die Schattenseite ihres Charakters, zu welchem sich noch eine unbegreifliche Sorglosigkeit für die Zukunft gesellt, die nicht den laufenden Tag überseht, das heute Gewonnene im Augenblick verzehrt, und für den kommenden Tag nichts übrig läßt, auch nie daran denkt, für einen Vorrath auf den Fall der Noth zu sorgen, weshalb denn auch nicht selten, wenn der Wallfisch, oder der Seehund die Küste verläßt, Hungersnoth bei ihnen einreißt.

Die Grönländer haben, wie alle Stämme der Eskimos, doppelte Wohnungen, für den Winter und Sommer; die erstern sind größtentheils an Felsenabhängen angelehnt, und so nahe als möglich am Strande, da dort die Kälte weniger streng ist, als im Binnenlande, und sie dort ihre Hauptbeschäftigung, den Seehundfang, leichter betreiben können. — Die Winterwohnungen bestehen aus Erdhütten, die aus Torfslagen und Glimmer, 2 — 3 Ellen hoch aufgemauert, von innen aber mit Moos ausgestopft sind; das Dach ist platt, von Strauchwerk geflochten und mit Torf gedeckt. Jedes Haus ist im Innern wie ein Pferdestall durch Pfosten in mehre Abtheilungen geschieden, und längs der Wand zieht sich eine Bank, die bei den Reichern mit Fellen, bei den Armeren mit Moos bedeckt ist, um am Tage darauf zu sitzen und des Nachts zu ruhen. Der innere viereckige Raum jeder Abtheilung hat selten über 15 Fuß im Durchschnitt,

und in einem Hause leben öfters 7 bis 8 Familien! — Die Fensteröffnungen, welche den innern Raum erleuchten, sind mit Seehunds Därmen verklebt; in der Mitte der Höhle oder des Gemachs, oder, wenn mehre Familien ein Haus bewohnen, an jeder Pfoste, ist eine Feuerstelle, mit einer, mit Seehundsfett gefüllten, stets brennenden Lampe, über welcher die Bewohner zugleich ihre Nahrung kochen. Thüren findet man nicht, und deren Stelle vertritt ein langer, von Torf und Steinen gewölbter enger niederer Gang, den ein Mensch nur gebückt durchkriechen kann. Die Wohnungen werden durch die feineren Lampen, in welchen statt des Dochtes Moos brennt, mit erwärmt, da aber die Wohnungen keine Schornsteine haben, verursacht der Dampf von 7—8 Lampen, die Ausdünstung einiger dreißig im engen Raum befindlicher Menschen, und die fortwährend über die Lampe kochende Speise, einen solchen betäubenden Geruch, daß nur ein Eskimo den Aufenthalt in solch einer verpesteten Atmosphäre behaglich finden kann.

Die westlichen Eskimos bauen ihre Winterwohnungen in runder, backofenähnlicher Form, zum Theil ebenfalls aus Torf und Stein, theils aus Schnee oder Eis, und gewöhnlich bewohnt nur eine Familie eine solche Schneehütte.

Raum ist die Sonne hoch gestiegen, der Schnee kaum geschmolzen, als auch schon die Sommerwohnungen bezogen werden; es sind dieses leichte, auf 10—40 Stangen ruhende, mit Robben und Seehundsfällen bedeckte Zelte, die an beschützten Orten aufgeschlagen, und mit einem Vorhange von Seehundsdärmen versehen werden. Während der Sommerzeit wird meistens unter freiem Himmel gekocht; jede Familie hat ihr eigenes Zelt, in welchem alles viel reinlicher und ordentlicher, als in den Winterwohnungen ist.

Trotz der großen Unreinlichkeit und dem Schmutz, in welchem die Eskimos fast fortwährend leben, genießen sie einer starken und ununterbrochenen Gesundheit; ihre meisten Krankheiten sind Folge ihrer unordentlichen Lebensart, die sie durch Ruhe, Fasten und einige, in ihrer Nähe wachsende, heilsame Kräuter zu heben trachten. — Vor dem Tode fürchten sie sich, und bei Todesfällen verschwindet öfters die Gutmüthigkeit ihres Charakters: wenn eine Mutter stirbt, die ein kleines säugendes Kind hat, das noch keine groben Speisen genießen kann, begräbt man es lebendig, mit oder bald nach der Mutter; so auch manche alte franke Wittwen, die keine Anverwandten haben, welche sie ohne Mühe ernähren können. Alte untaugliche Männer, die keinen Verwandten mehr haben, setzen die grönländischen Eskimos auf einer Insel aus, und lassen sie dort verhungern, und beim Tode eines verheiratheten Mannes, nehmen die zur Condolenz kommenden Personen, wenn die Hinterlassenen nicht stark genug sind, es zu verhindern, nach und nach alles mit, so daß die Wittve und Kinder in Gefahr wären zu verhungern oder zu erfrieren, wenn nicht die erwachsenen Kinder der Mutter hilfreich unter die Arme griffen.

Die Kleidung der Eskimos besteht gewöhnlich aus den zusammengenähten Häuten verschiedener Land- und Seevögel oder Hemden von Rennthierfellen, über welche sie Pelze von Robbenfellen tragen, die einer Mönchskutte gleichen, an der Brust ohne Öffnung sind, und über die Schultern geworfen werden müssen; die dicken weiten Pelzbeinkleider, die sie tragen, sind vorn und hinten zu, mit einem Riemen zusammengezogen und um die Lenden gebunden. Strümpfe, Schuhe, Beinkleider und Stiefeln, alles ist von Seehundleder gefertigt und mit Pelz gefüttert.

Die Frauen unterscheiden sich in ihrer Tracht von den Männern durch einen breiten Zipfel, der hinten an ihrer Jacke bis zu den Fersen herabhängt, und durch die Weite ihres Oberkleids, in welchem sie ihre Kinder auf dem Rücken zu tragen pflegen. Auch die Stiefeln sind weiter als die der Männer, und bei verheiratheten Frauen mit Fischbein aufgesteift, um, wenn sie ein Kind vom Arme herunter nehmen, dasselbe,

bis sie es wieder herauf heben, in die Stiefeln stecken zu können. Sonst ist die Tracht der Weiber ganz denen der Männer gleich. — Bei den eigentlichen Eskimos im Baffinslande ist die Kleidung der Männer und Frauen ganz dieselbe, und besteht aus dem Oberkleide aus Robben- oder Seehundsfell, die Haare nach außen gewandt, oben mit einer Öffnung von der Größe des Gesichts, und unten wie ein Hemde geformt, das sich hinten und vorn in einer Zunge endet; aus der Kappe oder Haube, die mit Fellen von Eidergänsen oder Alkin gefüttert, mit Fuchsfell eingefaßt und so eingerichtet ist, daß sie nach Belieben über den Kopf gezogen werden kann, oder über die Schultern zurückschlägt, und aus dem Unterkleide, das kaum bis an die Knie reicht, und auch nach oben hin viel zu klein ist; dasselbe wird aus Bären- oder Hundefell verfertigt und mit Riemen aufgebunden, und wird zum Theil durch die Stiefeln verdeckt, die bis über die Knie hinauf reichen; die Stiefeln bestehen aus Robbenschell, die Haare nach innen gefehrt, und deren Sohlen sind mit der Haut des Seepferdes oder Wallrosses bezogen. — Einige der Weiber, namentlich an der Küste von Labrador, tragen Hemden von an einander genähten Seehundsbblasen, die, wie alle ihre Kleidungsstücke, sehr sauber genäht sind. — Die Kleider werden durchaus von den Weibern verfertigt, die sich dabei elfenbeinerne oder knöcherner Nadeln, und fein gespaltener Robbenschnen bedienen; sie zeigen viel Geschmac in darin, und zieren dieselben mit Streifen von Fellen verschiedener Art, die sie wie Säume und Schnüre auf ihre Kleider nähen.

Die Männer tragen ihr Haar kurz verschnitten; manche Stämme vertilgen den Bart, andere lassen denselben buschig wachsen; die Frauen tragen ihr Haar lang, und pflegen dessen Wachsthum durch Waschen mit Urin zu befördern, Egede fand es bis auf drei Ellen lang; — auf dem Wirbel wird es in Knoten zusammengedunden und mit Glasperlen geschmückt; bei Todesfällen naher Anverwandten wird es als Zeichen tiefer Trauer kurz abgeschritten. — Die Männer tätowiren sich nie, was die Frauen öfter thun. Der größte Puß beider Geschlechter besteht aber darin, Rinn, Backen, Hände und Füße mit schwarzgefärbten Fäden zu durchziehen.

In der Wahl der Nahrung sind die Eskimos nicht ekel; sie genießen alles Fleisch was ihnen vorkommt, mag es faul oder frisch seyn, und selbst ihr Ungeziefer ist ihnen willkommene Speise. Vormals war das Rennthierfleisch ihre liebste Nahrung; nun aber, da selbiges rar wird, ziehen sie ihre Hauptgerichte aus dem Meere, das ihnen Wallrosse, Seehunde, dann und wann einen Wallfisch, Cetaceen, Muscheln, Fische und verschiedene Arten von Seetang liefert; auch das Fleisch ihrer wenigen Landthiere verachten sie nicht, und zur Zeit der Noth verzehren sie ihre Hunde, und alles, was sie von Vögeln und Vegetabilien habhaft werden können. Wenn ein Thier geschlachtet ist, ist der Eskimo ein kleines Stück rohes Fleisch oder rohen Speck davon, und trinkt von dem warmen Blute; das übrige wird mit Seewasser gekocht, oder im Schnee verwahrt, und das geronnene Blut zu Suppen benutzt. Gedörnte Fische, namentlich Heringe, sind das tägliche Brod; die Gedärme der getödteten Thiere, werden ausgebrückt und verspeist. Ihr gewöhnliches Getränk ist klares Wasser, in welches sie noch Eis oder Schnee auflösen; Branntwein ist ihnen ein Hauptgenuß, und sie wissen sich denselben von den landenden Schiffen zu verschaffen. — Thran wird von ihnen nur als Heilmittel, nicht aber als Lieblingsgetränk genossen, wie früher irrig geglaubt wurde, doch machen sie Angelikastengel auf originelle, aber höchst unsaubere Art in Thran ein. Ihr Kochen und Essen ist höchst unreinlich; Abends halten sie ihre Hauptmahlzeit, bei welcher die Männer allein und zuerst speisen; gegen Gäste sind sie höflich und zuvorkommend, und wenn sie einen Europäer höflich bewirthen wollten, lecken sie zuerst das Fleisch, so sie ihm vorlegen, oder in den Mund stecken, ab. Wenn die Eskimos vollauf haben, ist des Gastirens kein Ende, und stets folgt dem Mahle ein Tanz; zu andern Zeiten hungern sie mehre Tage, oder nähren sich

von Muscheln, Seegras und alten Fellen. Ausländische Speisen essen sie, außer Schweinefleisch, sehr gern, und sind, seit sie mit Europäern in Verbindung getreten, starke Raucher und Schnupfer.

Außerlich führen die Eskimos ein züchtiges Leben, man hört und sieht keine unanständigen Worte und Handlungen, und selten geschieht es, daß ein Mädchen Mutter wird, öfter aber kommt dieses bei verstobenen Weibern oder Wittwen vor. Wenige haben mehre Weiber, von welchen sie sich nach Gefallen scheiden können, ein Fall, der jedoch selten vorkommt. — Eine Schande ist es, keine Kinder namentlich aber keine Söhne zu haben, deßhalb auch öfters beide Theile einen Angekok (Zauberer), oder einen Europäer angehen, ihnen dergleichen zu verschaffen. — Die Weiber zeugen wenige Kinder, gebären leicht, und verrichten gleich nach der Geburt wieder alle ihre Arbeiten wie zuvor.

Die Kinder lieben sie sehr, lassen sie aber ohne alle Zucht aufwachsen, die auch hier überflüssig oder vergeblich wäre, da ein Eskimo sich eher tödten, als zu etwas zwingen ließe; ist etwas nicht nach ihrem Sinne, so sprechen sie schlecht weg: „ich wills nicht thun!“ und die Eltern lassen es dabei bewenden. Vom 10ten Jahre an werden die Söhne zum Bootfahren, vom 15ten oder 16ten an zum Seehundsfange angehalten. Im 20sten Jahre muß der Sohn sein Boot und Fangeräthe selbst fertigen, und sieht sich im 24sten, als Mann, nach einem eigenen Hausstande um. — Die Töchter verrichten bis zum 14ten Jahre nur leichte Hausarbeiten, warten Kinder oder holen Wasser, und verbringen ihre Zeit mit Plaudern, Singen und Tanzen, nach jener Zeit aber müssen sie nähen, kochen, gerben, und wenn sie stärker werden, im Weiberchiffe rudern und Häuser bauen helfen. Im 16ten Jahre sind die Mädchen mannbear, dann aber beginnt ihr trauriges Loos, denn die Weiber führen ein mühseliges, slavisches Leben, welches bis an ihren Tod nichts als eine Kette von Arbeit, Furcht, Elend und Jammer ist. Alte Weiber kommen leicht in den Verdacht Heren zu seyn, und werden dann gesteinigt, oder, werden sie Andern zur Last, und haben keine Kinder, die sich ihrer annehmen, so pflegt man sie lebendig zu begraben, oder zwingt sie, sich in's Meer zu stürzen, dessen ungeachtet gibt es mehr alte Frauen als alte Männer, und öfters erreichen sie ein Alter von 70—80 Jahren.

Die grönländischen Eskimos, von denen gegenwärtig wohl der dritte Theil zum Christenthum bekehrt ist, sind durch den Umgang mit Europäern eben nicht veredelt worden, obgleich Egede behauptete, daß schwerlich in einem andern Lande die niedern Volksklassen auf einer höhern Stufe der Ausbildung stehen könnten, als die getauften Grönländer; die alle, ohne Ausnahme zu lesen und schreiben verstanden; — sieht man ihre mit Fett besudelten Gesichter und Hände, das unappetitliche Zurichten und Genießen ihrer Speisen, ihre schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Kleider und Lagerstätten, so glaubt man nicht an jene gepriesene Ausbildung, bewundert aber desto mehr die Ordnung und Sittsamkeit, mit welcher oft 6, 8—10 Familien eine Hütte bewohnen, die kaum 60 Fuß lang und nicht über 15 Fuß breit ist, und bei aller ihrer Armuth, ihre Gastfreiheit, die sie den Europäern angedeihen lassen, die sich ihnen nahen, denn ein Eskimo selbst, wenn er auch noch so arm oder hungrig wäre, würde nie einem Andern, ohne Einladung, etwas zu essen abfordern; — wenn Alle nichts mehr haben, hungern sie geduldig, oder fauen altes Leder oder Felle, und nur die Noth ihrer Kinder geht ihnen zu Herzen.

Ihre Begierden und Neigungen wissen sie wohl zu verbergen, und sind gegen Andere bescheiden und freundlich. Sie lieben Scherze, und dadurch ist mehr bei ihnen auszurichten, als durch die vernünftigsten Vorstellungen oder durch Härte, durch welche sie nur noch halsstarriger werden. In ihrer Sprache haben sie kein einziges Scheltwort oder Fluch und selten kommt es zu einem Zank unter ihnen, da sie sich nicht leicht

widersprechen. Sie leben ruhig vor aller Art von Gewalt, und gewisse Laster sind ihnen theils unbekannt, theils nicht so stark oder in solchem Grade im Gange, als bei vielen Europäern, als: Fluchen, Schelten, Verläumdungen, Händel anfangen, unzüchtige Worte, Lügen, Betrügen und Stehlen; auch bei ihren Lustbarkeiten begehen sie keine Ausschweifungen, und selbst die Kinder, obgleich schlecht erzogen, beweisen doch den Eltern mehr Gehorsam, als man erwarten sollte. Alles dieses rührt aber theils aus ihren äußern Umständen, theils aus einem noch nicht so verdorbenen Naturtriebe her, und ist mehr ein Mangel der Tugend als wahre Tugend, denn Egede, der die beste Gelegenheit hatte, ihren Charakter zu studiren, sagt selbst, daß sie nichts Gutes thun, wo sie nicht, und zwar bald, wieder etwas dagegen zu hoffen haben, und daß selbst die Frauen, kalt sinnig und unbarmherzig bei Anderer Unglück sind. Sie leben in den Tag hinein, und kümmern sich wenig um die Zukunft; was sie sehen gefällt ihnen, und wenn sie es auch nicht zu brauchen wissen, vertauschen sie ihre unentbehrlichsten Sachen dafür, und leiden lieber Noth. Gegen Wohlthaten, besonders der Europäer, sind sie unerkennlich, und wenn ihre lang bezähmten Leidenschaften ausbrechen, wüthen sie desto heftiger.

Die noch ungetauften Eskimos haben weder Obrigkeiten, noch Gesetze, noch Strafen; doch haben sie gewisse hergebrachte Gewohnheiten, nach welchen sie sich statt der Gesetze richten, so weit und so lange es jedem gefällt. — Jeder Hausvater regiert sein Haus nach seinem Wohlgefallen und Niemand hat ihm in allen seinen Handlungen das geringste zu befehlen, was er thun oder lassen soll; selbst wenn mehre Familien zusammen wohnen, hat kein Familienvater dem andern etwas einzureden; wer sich über den andern zu beschweren Ursache hat, zieht den nächsten Winter, wenn die Winterhütten bezogen werden, nicht wieder in die alte Wohnung.

Die Jagd-, Fischerei- und Hausgeräthe der Eskimos sind einfach, aber wohl ausgedacht und für sie sehr bequem; Bogen und Pfeile sind bei den Getauften, die durch den Umgang mit Europäern Feuergewehre erhalten haben, größtentheils verschwunden; die Hausgeräthe sind aus Knochen, Fischbein und Holz, die Lampen aus Stein gefertigt; ihre Fischerei- und Wasserjagdgeräthe bestehen in verschiedenen Arten von Wurfspeeren und Lanzen, von denen die hier unten angegebenen Instrumente: 1. 2 die Erneinit oder die Harpune mit der Blase und Leine; 3, 4 die Angovikaf oder große Lanze; 5 die Kapot oder kleine Lanze; 6, 7 der Uglifikaf oder Wurfspeer; 8 der Nuguit oder Wurfspeer für Vögel und 9 die Keule am häufigsten im Gebrauche sind.

Die Boote der Eskimos sind ebenfalls sehr einfach konstruirt; die großen oder Weiberboote, Umiaks, sind gegen 50 Fuß lang, 4—5 Fuß breit und 3 Fuß tief, von leichten drei Finger breiten Latten, die mit Fischbein verbunden, und mit Seehundsfellen überzogen, die Rätze und Jugen aber mit altem Speck und Thran verklebt sind; diese Boote werden gewöhnlich von vier Frauen gerudert und eine fünfte steuert, und in demselben fahren sie mit ihren Zelten, Hausgeräth und Gütern, und 10—20 Menschen Ladung oft 100—200 Meilen weit auf dem Meere, gewöhnlich aber sechs Meilen des Tages. Die Männer fahren neben dem Boote her; des Nachts steigen sie aus, richten ihre Zelte auf, ziehen das Fahrzeug an's Land und tragen es wohl auch auf den Köpfen von einem Wasser zum andern.

Die kleinen oder Männerboote, Kayaks, sind gegen 18 Fuß lang, nicht über 1½ Fuß breit und 1 Fuß tief, und in der Mitte mit einem Loch versehen, in welches der Eskimo hineinkriecht und den obern Theil des Leibes mit einem Wasserpelz fest zuschnürt, damit kein Wasser hineindringen kann. Mit einem solchen Boote vermag ein Grönländer täglich 10—12 Meilen weit zu fahren, fürchtet in demselben keinen Sturm, und hält sich; will ihn eine Welle umstürzen, mit dem Ruder aufrecht; wird

er dessen ungeachtet umgeschlagen, so richtet er sich durch einen Schwung des Ruders von neuem wieder auf, verliert er aber dasselbe, so ist er ebenfalls verloren.

Gewöhnlich jagen die Männer in ihren Booten, namentlich aber nach Rennthieren, wenn diese über's Wasser setzen; Robben und Seehunde aber belauschen sie am liebsten auf dem Eise.

Mit bewundernswürdiger Geduld sitzt der Eskimo hinter einem schützenden Versack von Eis, das Empортаuchen der Robben abzuwarten, oder ein anderes Wild zu belauern, ist hier bereit mit seiner Lanze nach Fischen zu stechen, zu welchem Behufe er zuvor ein Loch in's Eis gehauen, und lauscht auf der andern Seite, ob die Seehunde seine Oeffnung als Ausgang benutzen wollen.

Von einem natürlichen Eiswall geschützt, durch vorgelegte Schollen gesichert, von einer bereits an der Leine hängenden harpunirten Robbe in die Tiefe gezogen zu werden, sitzt hier ein Eskimo, mit aller Kraft die Leine zurückzuhalten, während ein anderer mit der Angovifak nach Robben fricht, und im Hintergrunde zwei bemüht sind, eine gefangene Robbe auszuwinden und sich an ihrem Blute und frischen Därmen zu laben.

Auf flachem Eisfelde hingeworfen, in seiner Pelztracht selbst einer Robbe gleichend, erwartet der Eskimo ruhig, das aus den Fluthen sich heraufwindende Walroß, und schwerlich wird dem ernstern bedächtigen Lauscher die nährnde Beute entgehen.

Die Religionsbegriffe der Eskimo sind sehr verworren, zwar haben sie einen Begriff von einem höhern Wesen, und glauben auch ein zukünftiges Leben, welches besser sey als das jetzige, und nie aufhöre, glauben auch an einen guten Geist, den sie Toragansuk nennen, bezeigen aber demselben keine Verehrung, und nur einige opfern ihm, neben einem großen Steine, ein Stück Seehundsspeck, etwas Pelzwerk oder ein Stückchen Fleisch von dem ersten geschossenen Rennthiere. Den bösen Geist halten sie für ein mächtiges Wesen, der andere Geister unter sich habe, mit welchen ihre Zauberer, die Angefoks heißen, und großes Ansehen unter ihnen haben, in Gemeinschaft stehen. Die großen Geister kann Niemand als ein Angefok sehen, die geringern Geister aber, deren es in allen Elementen gibt, glauben alle zu erkennen. Religiöse Feste feiern die Eskimos nicht, nur wenn die Sonne aus ihrer langen Winternacht wieder zum Vorschein kommt, begrüßen sie solche mit Tänzen und Jubelgesängen, ziehen in großen Truppen im Lande herum, um sich auf's Beste zu bewirthen, nach dem Schalle der Trommel zu tanzen und Gefänge erschallen zu lassen, deren Refrain, nach von Zimmermann, in folgenden Worten besteht: „Die Sonne kommt zu uns zurück, amnah, ahjah, ah-ju, und bringt uns gutes Wetter mit! Amnah, ahjah, ah-ju!

Keine Art von Tradition ist bei ihnen im Umlauf, wissen aber etwas von einer großen Fluth, bei welcher die Erde vom Wasser überschwemmt gewesen, und darin wie ein Kahn umgestürzt sey. — Uner schöplich sind sie in der langen Winternacht mit Erzählen von Märchen und Gespenstergeschichten, mit denen sie sich, wie mit Gesang und Tanz, die Zeit verkürzen; während jener langen Nacht schlafen, wachen und essen die Eskimos ohne Zeit und Ordnung. — Wie die Indianer rechnen sie nach Wintern, und theilen das Jahr nach den bei ihnen vorkommenden Naturereignissen; die Nacht berechnen sie nach dem Auf- und Niedergehen gewisser Sterne, von denen sie seltsame Begriffe haben, die Tage aber theilen sie nach Ebbe und Fluth.

Die getauften Eskimos fügen sich jetzt größtentheils den Vorschlägen der Missionäre, die auch bei ihren Verheirathungen den Vermittler machen müssen, die Braut aber in der Regel erst nach langen Sträuben zur Einwilligung bewegen können. Die Heirathsfeierlichkeiten sind sehr einfach: am Hochzeitstage erscheint die Braut niedergeschlagen, ohne Haarschmuck und in ihren Alltagskleidern, und vor dem Altare kostet es viele

Ueberredung, um ihr das Ja oder einen bejahenden Blick abzugewinnen. Ein Mittagsmahl, zu welchem der Prediger gewöhnlich einen Scheffel Erbsen und eine Partie Stockfisch spendet, beschließt die Hochzeit, doch bleibt die Braut den ganzen Tag traurig, meidet das Brautbett, und ist erst oft nach einigen Tagen zu bewegen, dem Bräutigam das Recht des Gatten zuzugestehen. Bei den heidnischen Eskimos wird dieses Spiel noch weiter getrieben, der Bräutigam muß die Geliebte mit Gewalt entführen und doch läuft sie mehremale davon, so daß in frühern Zeiten die jungen Chemannner, um ihre Frauen am Entfliehen zu hindern, genöthigt waren, ihnen die Fußsohlen und Fersen aufzuschneiden.

Gegen Kranke, namentlich gegen kranke Kinder, sind die Eskimos sehr zärtlich; ringt ein Kranker mit dem Tode, so legt man ihm seine beste Kleidung an und kreuzt die Beine unter die Schenkel. — Eine Leiche wird nie durch den Eingang, sondern durch die Fenster der Winterwohnungen, oder ein eingeschnittenes Loch der Zellwand hinausgeschoben; der nächste Verwandte, mit seinen besten Sachen bekleidet, trägt die Leiche zu Grabe und bedeckt dasselbe, aus Furcht vor den Füchsen, mit Steinen. Ueber das Grab eines Mannes legt man dessen Kajak und die Wurfspeie des Verstorbenen; auf das Grab einer Frau ihr Nähzeug, damit es ihr in der andern Welt nicht daran fehle. Dem Toden legt man Leckerbissen in den Sarg, der einem viereckigen Kasten gleicht; die Weiber klagen, weinen und schluchzen laut auf, und setzen diese Klagen einige Wochen hindurch zu gewissen Stunden fort. Nach erfolgter Rückkehr vom Grabe endet der nächste Verwandte die Trauerfeierlichkeit durch eine Trauer- und Lobrede auf den Verstorbenen.

Die Sprache der Eskimo's hat außer einigen norssischen Worten durchaus keine Aehnlichkeit mit andern Sprachen, scheidet sich aber in mehre Dialekte, von denen der der arktischen Hochländer, der der Hudsonsabay, Labrador, Nord- und Süd-Grönland, bedeutend differiren. Der Humokhdialekt wird für die Ursprache gehalten, unterscheidet sich aber, sowohl in der Aussprache, als auch in der Benennung verschiedener Gegenstände, vom grönländischen Dialekt, und dem der Eskimos im russischen Amerika. Adelong theilt die Eskimosprache in den östlichen Ast, der auf Grönland, Labrador und auf der Nordküste der Hudsonsabay, und den westlichen, der von den Eskimos des Baffinslandes und des russischen Amerika's gesprochen wird. Die Sprache ist weder so rauh, noch so unvollkommen, als wir von einem so uncivilisirten Volke erwarten sollten, ja in Sachen, die ein Eskimo zu denken und zu sprechen hat, ist sie so reich an Worten, als vielleicht nur die Chinesische; für jede Art von Thieren haben sie nach Alter, Geschlecht und Form eine andere Benennung, und für jede Art von Fisch ein eigenes Zeitwort, um das auszudrücken, was wir im gemeinen Leben mit „fischen“ bezeichnen. Bei alle dem können sie viel mit wenig Worten sagen, ohne unverständlich zu werden, und dadurch, daß sie, wie die Indianer, mehre Worte in eins zusammen ziehen, können sie mit Leichtigkeit, ja mit Eleganz sich ausdrücken.

Das Volk der Grönländer nimmt mit jedem Jahre ab, und die ganze Bevölkerung wird 16 — 18.000 Seelen nicht übersteigen; — in den dänischen Kolonien auf West-Grönland fanden sich 1830: 9.132 christliche Individuen. Der hohe Norden soll, nach Berichten der Schiffer, ebenfalls bewohnt seyn, und auch Ost-Grönland, das gegenwärtig unter furchtbaren Eismassen verborgen liegt, ist, nach den Nachrichten der westlichen Grönländer bewohnt.

2. Die Humokv

oder eigentlichen Eskimos, wahrscheinlich das Stammvolk der über den ganzen Norden verbreiteten Nation, bewohnt die nördliche, östliche und westliche Küste von Labrador, bis herab zum 55° nördl. Br., am häufigsten aber die unwirthbarsten Gestade und

die längs den Küsten liegenden Inseln, wo sie ihrer Hauptbeschäftigung, dem Robbenschlag, am leichtesten nachgehen können. — In ihrer Körperbildung ähneln die Humokys ihren Brüdern in Grönland. Die Männer haben hohe, hervorstehende Backenknochen, eine breite Stirn und kleine Augen, eine platte Nase, einen großen Mund, weiße, regelmäßige Zähne und eine schmutziggelbe Gesichtsfarbe. Die Weiber sind von etwas hellerer Farbe, die Nase ist erhobener, und Kinn, Wangen und Stirn werden von ihnen, bei erreichter Mannbarkeit, tätowirt; an beiden Seiten der Stirn tragen die Weiber Locken und binden die übrigen Haare nach europäischer Art auf. Die Männer tätowiren sich nie, lassen aber dafür ein wenig Haare am Kinn und auf der Oberlippe stehen. Obgleich die Männer breitschultrig und etwas größer als die Grönländer, im allgemeinen 5 Fuß 5—8 Zoll hoch sind, besitzen sie weniger Muskelkraft als jene. — Auch sie besitzen Sommer- und Winterwohnungen; die erstern sind zeltförmig, werden auf der einen Seite durch ein Dreieck, auf der andern durch zwei an der Spitze befestigten Stangen gestützt. Das Dach besteht aus glatten Robbenhäuten, und auf der Spitze des Zeltes befindet sich ein horizontalliegendes Holz, an welchem sie die Haut des Wallrosses, welche ihnen zu Seilen und Leinen dient, trocknen. Am untern Ende des Zeltes befindet sich der Eingang, und nahe daran die Vorrathskammer, die stets mit rohem Fleische, Del und Fischthran gefüllt ist, der obere Theil, unter dem Dreieck, ist mit Fellen geziert und dient zum Schlafgemach und zur Aufbewahrung des Jagd- und Fischereigeräthes. Den Winter über bewohnen die Humokys Erdhöhlen, die unsern Kellern gleichen; viele erbauen auch backofenähnliche Höhlen von Schnee, und Cartwright fand eine Eskimofamilie in einer solchen Höhle, die 10—12 Fuß im Durchmesser und eine Höhe von 7 Fuß hatte; ein großes Stück Eis diente vor dem Eingange als Thüre und eine Lampe erleuchtete das Innere, wo sich die Familie auf Robbenfelle gebettet hatte; eine andere Höhle unweit der erstern diente als Küche.

Die Humokys leben, wie die Grönländer, von Robben-, Wallros- und Wallfischfleisch, von Fischen und dem Fleische der Thiere, welche ihnen im Winter die Jagd liefert; obgleich sie den Gebrauch des Feuers kennen, essen sie doch lieber rohes Fleisch als gekochtes, durch welchen Gebrauch auch der indianische Name „Eskimos“ (von den albi-naquischen Eskimantisc: Rohfleischesser) herstammt.

Länge, Vergnügungen, Sitten und Gebräuche der Humokys sind wie die der Grönländer; die heidnischen Stämme leben eben so sorglos und sind theilnamloser gegen die Ihrigen als jene: sie tödten die Mutter, wenn ein erstgebornes Kind stirbt, lassen alte schwächliche Personen umkommen, und sind hartherzig gegen Wittwen und Waisen, deren Eigenthum sie größtentheils wegnehmen, und dadurch oft zum Hungertode zwingen. — In den Missionen der Herrnhuther haben jene grausamen Gebräuche aufgehört; die Missionare haben ihre Zugehörigen in verschiedenen für die Fischerei nützlichen Kunstgriffe unterrichtet, haben Vorrathshäuser erbaut, und die Eskimos bestimmt, den zehnten Theil ihres Erwerbes für ihre unvermögenden Verwandten zurückzulegen. Diese vortrefflichen und wahren Christen haben bereits mehre Niederlassungen auf der Küste von Labrador gegründet; ihre Hauptstation ist zu *Main*, im Norden, wohin die Brüder jährlich ein Fahrzeug mit Lebensmitteln u. absenden; zu *Main* sind vier Missionäre, in *Ekka* drei, in *Hebron* fünf und in *Hope Dale* vier; die Gesamtzahl der Brüder beträgt 29, die der bekehrten Eskimos 895, worunter ungefähr 320 Kommunikanten. — Mit Recht ist jene Mission der Unterstützung aller Christen, aller Menschenfreunde zu empfehlen, denn nur die reinste Christenliebe kann die Brüder bewegen, ihre Arbeiten in einem so traurigen Lande, als Labrador ist, fortzusetzen! — Schon haben sie mehre Schulen errichtet, die heiligen Bücher in die Sprache der Eskimos übertragen, und dieselben vermocht, einen

Schritt in der Civilisation vorwärts zu thun. Nur dann, wenn alle Missionäre so wirken, wie die mährischen Brüder auf Labrador, kann unter den Heiden segensreich gewirkt, und mehr als Maulchristen gebildet werden! — Die in Labrador und den Ländern der Hudsonsbay wohnenden Indianer halten die Eskimos für Zauberer und schreiben ihrem Einflusse alle sie betreffenden Unglücksfälle zu, daher auch der ewige Kampf, der unversöhnliche Haß, mit welchem sie die armen Eskimos verfolgen, und diese zwingen, die unwirthbarsten Küstenstriche aufzusuchen. So von allen Seiten gedrängt und verfolgt, mit Widerwärtigkeiten kämpfend und öfters von Hungersnoth heimgesucht, vermindert sich die Zahl der Humokys mit jedem Jahre; ein Theil hat sich nach dem Norden gewandt, nach den Küsten des Eismeeres, und auf Labrador lebten 1833 im ganzen noch nicht 4.000 Seelen! — Ihre Todten pflegen die Humokys in Thierhäute zu wickeln und in Höhlen zwischen Felsen zu legen, dem Leichnam aber seine Waffen mitzugeben. — Erkältungskrankheiten findet man unter den Eskimos selten, der blättrige Ausatz aber gehört zu den Krankheiten, denen sie am meisten unterworfen sind; die Männer leiden häufig an Ophthalmien, und dieserhalb tragen sie auf ihren Jagden fast fortwährend Schneeaugen, die aus Holz oder Knochen verfertigt sind und hinten am Kopfe festgebunden werden; — in einem jeden Stücke befinden sich zwei Spalten, die eben so lang wie die Augen, aber schmaler sind, und durch welche sie deutlich sehen können. Dieses einfache Instrument beugt der Schneeblindheit, einem sehr schmerzhaften Uebel, welches durch den Glanz des von dem Schnee zurückfallenden Lichtes, namentlich im Frühjahr, verursacht wird, vor, stärkt das Gesicht und die Eskimos sind so daran gewöhnt, daß, wenn sie etwas in sehr weiter Ferne beobachten wollen, sie alle Zeit ihre Schneeaugen zu Hilfe nehmen.

Das einzige Haushier der Eskimo's ist der Hund, von denen jede Familie eine Anzahl besitzt; die Farbe desselben ist größtentheils weiß, und an Bildung kommt er dem Wolfe nahe; er ist wild und rauh, fällt Fremde an, ist seinem Herrn zwar treu, aber stätisch und nie lieblosend; wegen seiner Dummheit kann er nicht zur Jagd gebraucht werden, ja er bellt nicht einmal sondern heult nur, und dient nur zum Schlittenzuge, oder wenn Mangel an Lebensmitteln eintritt, zur Speise. Die Schlitten der Eskimos sind von verschiedener Größe und tragen in der Regel nur einen, öfters aber auch 4—6 Mann. Gemeiniglich werden sie mit 6 Hunden bespannt, von denen jeder ein Halsband von Robbenfell hat, an diesem hängt ein 9 Fuß langer Riemen aus starkem Leder, dessen anderes Ende an den Vordertheil des Schlittens gebunden ist; die Hunde stehen dicht neben einander und jeder zieht an einem einzigen Zugriemen, ohne Zügel. Kaum hören sie den Knall der Peitsche, so setzen sie sich in Lauf und werden durch Zuruf oder Peitschentknall leicht gelenkt. Da die Peitsche indes der beste Regierer ist, geschieht es häufig, daß ein Hund durch dieselbe das Auge verliert, weshalb auch die Menge einäugiger Hunde bei den Eskimos bedeutend ist; übrigens machen die Eskimos mit diesen Schlitten Reisen von 10—12 Meilen in einem Tage, und denen weiter landeinwärts wohnenden oder den Eskimo's der Hudsonsbayländereien und des Nordens sind die Schlitten und Hunde eben so unentbehrlich als den Grönländern ihre Kajaks!

3. Die westlichen Eskimos

auf der Küste des Baffinslandes, unterscheiden sich von ihren Stammbrüdern in Grönland und Labrador nicht im geringsten, außer daß sie einen eigenen Dialekt sprechen. Ihre Lebensart ist dieselbe, nur legen sie sich, da der Seehund auf ihren Küsten weniger häufig angetroffen wird, mehr auf Jagd und Fischerei. Nach Ross sind diese Eskimos von schmutziger Kupferfarbe, etwa 5 Fuß hoch, das Gesicht breit, die Backen voll, rund und trotz des Oels und Schmutzes, das sie bedeckt, rötlich; der Mund

groß und gewöhnlich halb offen, die Zähne weiß und regelmäßig, die Lippen dick, die Augen klein, schwarz, oval und sehr dicht neben einander stehend; das Haar schwarz, grob, lang und schlicht; der Bart schwach, dünn und auf Kinn und Oberlippe beschränkt; der Leib fleischig, die Hände dick und klein, die Finger kurz und die Füße sehr kurz und dick. Das Gesicht dieser Eskimos drückt zwar Gutmüthigkeit aus, aber demselben sind zugleich die unbeschreiblichen Züge von Dummheit und Wildheit beigemischt, die alle rohe Völker charakterisiren. Sie sind nur sparsam im Lande zerstreut, und ziehen nur familienweise oder in kleinen Gesellschaften umher. Ob das Binnenland eine größere Bevölkerung bietet als die Küste, ist nicht bekannt, doch unwahrscheinlich, da dasselbe rauher und unwirthbarer ist, und noch weniger Subsistenzmittel als die Küste bietet.

4. Die Aglemuten oder Eschukttschen

bewohnen den nordwestlichen Theil der westlichen Welt, das russische Amerika, namentlich aber die Küstenstriche, die sich von der Bristolbay bis hinauf zur Behringsstraße und von dort bis zum Escap ziehen. Erst vor einigen Jahren sind dieselben durch den russischen Midshipman *Chromtschenko* genauer bekannt geworden. Der Hauptstamm derselben wohnt um die Mündung des in die Bristolbay fallenden Flusses *Nushegak*, wo selbst die Russen jetzt eine Niederlassung besitzen. Es sind Leute von mittlerem Wuchse, haben einen stolzen Gang, regelmäßige Züge und schwarze, straffe Kopf- und Barthaare. Die Unterlippe haben sie zu beiden Seiten des Mundes, so wie auch den Nasenknorpel durchstochen, und diese Oeffnung mit Knochen, Steinen, Muscheln oder hellblauem Aventurin geziert. Beide Geschlechter kleiden sich in Rennthierpelze, die Haare nach außen gefehrt, und die Frauen tragen noch außerdem eine Art weiter Beinkleider aus Seeotter- oder Rennthierhäuten, die mit den Stiefeln zusammengenäht sind.

Die Wohnungen der Aglemuten sind hügelartige Erdhütten, aber mit einer Oeffnung zum Abzug des Rauchs versehen. Ihr Hausgeräth besteht in hölzernen Eimern, Schalen und Trögen verschiedener Größe, und Körben und ist mit besonderer Geschicklichkeit verfertigt. Ihre Töpfe aus Thon machen sie selbst, und kochen darin meistens alle fetten Speisen, wodurch diese höchst unreinlich und ekelhaft werden. — Die Nahrung der Aglemuten besteht größtentheils in Produkten des Meeres, doch jagen sie im Frühling und Herbst auch Rennthiere, dörren das Fleisch derselben an der Sonne, und gebrauchen deren Felle zu Kleidungen. Sie fangen viele Hasen und Seehunde und tauschen die Felle und den Thran der letztern an die benachbarten Stämme gegen Fluß- und Seeotterfelle. — Ihre Waffen bestehen in Lanzen, Pfeilen und Bogen, und ihre Baidaren oder Boote gleichen denen der Indianer an der Nordwestküste; sie sind selten über 12 Fuß lang, 20 Zoll breit, in der Mitte eben so tief und an beiden Enden wie die Kajaks scharf zugespitzt. Die kleineren sind nur für einen Menschen eingerichtet, die größeren für zwei und drei. Das Gerippe und der Kiel sind aus dünnen Latten von Lannenholz, die mit Wallfischsehnen verbunden und mit einer von Haaren befreiten Robben- oder Wallrohhaut, überzogen sind. Das Verdeck ist mit einer eben solchen Haut überzogen, und in demselben sind so viele runde Löcher, als das Fahrzeug Personen tragen soll. Die Ruderer sitzen auf dem Boden des Rahms und ragen mit dem Oberleib aus diesen Löchern hervor, die nur so groß sind, daß sie sich bequem darin bewegen können. Der Raum zwischen dem Körper und dem Verdeck wird mittelst Blasen so verwahrt, daß auch nicht ein Tropfen Wasser eindringen kann. Diese Baidaren werden durch Ruder äußerst schnell fortbewegt, und die Aglemuten gehen mit ihnen bei jeder Witterung in See. — Die Aglemuten gelten übrigens am ganzen Kamtschattaischen Meere für die besten Jäger

und Fischer; — wie die Eskimos der Baffins- und Hudsonsbay besitzen sie auch Hunde, mit welchen sie im Winter ihre Schlitten bespannen.

Die Aglemuten sind ein tapferes kriegliebendes, aber auch barbarisches und grausames Volk. Der Zahl nach sind sie in Folge ihrer frühern Kriege mit ihren Nachbarn so zusammengeschmolzen und ohnmächtig geworden, daß sie sich unter russischen Schutz begeben mußten. — Ihre Religion ist schamanisches Heidenthum. Vom Dasein eines einzigen höchsten Wesen haben sie nicht den geringsten Begriff und auch keinen Namen dafür; sie fürchten sich vor bösen Geistern, denen sie bei ihren Versammlungen Opfer bringen, und vertrauen ihren Zauberern oder Schamanen, welche die Menge mit Götzenbildern von roher Arbeit versehen.

Zu dem Volksstamm der Aglemuten gehören:

a. Die K i t e g n e n, welche Cook am Polarozean fand und die sich weiterhin nach Osten zu verbreitet haben. In Sitten und Gebräuchen ganz den Eskimos Grönlands gleich, fehlt ihnen nur der Kajak. Sie leben größtentheils von dem Ertrage der Fischerei, und nur als Beihülfe von der Jagd.

b) Die e i g e n t l i c h e n T s c h u k t s c h e n, welche die Küsten des Kamtschatkischen Meeres, bis über Kogeboes-Sund bewohnen, haben wir erst durch Kogeboe genauer kennen lernen, der sie als Menschen von mittlerer Statur und dicken Köpfen schildert: sie sind, sagt Kogeboe in der Beschreibung seiner Reisen, über mittleren Wuchses, von starkem Körperbau und gesundem Ansehn, ihre Bewegungen lebhaft und sie scheinen sehr zum Scherze geneigt; ihre Gesichter, die etwas Zügelloses, aber nichts Dummes haben, sind häßlich und schmutzig, und zeichnen sich durch kleine Augen und sehr hervorragende Backenknochen aus: auf beiden Seiten des Mundes haben sie Löcher, worin sie mit blauen Glasperlen verzierte Wallroßknochen tragen, was ihnen ein fürchterliches Ansehen giebt. Das Haar hängt lang herunter, der Scheitel aber ist kurz beschoren, und Kopf und Ohren ebenfalls mit Glasperlen geschmückt. Die Kleidung ist aus Fellen, von dem Schnitte der in Kamtschatka sogenannten Parfa, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort bis auf die Füße fällt und hier kaum die Knie bedeckt, dabei tragen sie lange Hosen und kleine Halbstiefel von Seehundsfell. Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Bogen, Pfeilen und einem 2 Fuß langen Messer, in einer Scheide, die sie nie ablegen, ein Beweis, daß sie mit andern Völkern in unaufhörlichen Feinden stehen. Ihre sehr gut aus Eisen gearbeiteten Lanzen gleichen denen, welche von den Russen an die Tschukttschen in Asien verhandelt werden, auch die Glasperlen, womit sie sich schmücken, sind von derselben Gattung, wie man sie in Asien findet; nach ihrer eigenen Aussage sollen sie diese Waaren von den Tschukttschen aus Asien erhalten, und selbige aus Kolyma selbst holen (!). Ihre Wohnungen sind reinlich und bequem, der Eingang besteht aus einer 3 Fuß hohen, durch Holz gefügten Oeffnung, welche nach außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert ist; das Innere bildet einen 7 Fuß hohen, eben so breiten und 10 Fuß langen Raum, dessen Wände und Decke mit Holz bekleidet werden. Zur Linken ist eine Grube, welche die ganze Länge des Raumes einnimmt, und mit schwarzem Speck ausgefüllt wird; zur Rechten befindet sich ein 2½ Fuß tiefer und ziemlich schmaler Kanal von 7 Fuß Länge, durch welchen man kriecht und in einen Raum gelangt, der 6 Fuß Höhe und eine bretterne Wand vor sich hat, durch welche man in ein geräumiges Vorzimmer, mit einem von einer Blase überzogenen Fenster tritt. Hier sind an der Seite 1½ Fuß über dem Boden erhöhte breite Bretter zu Bettstellen aufgestellt und an den Seitenwänden befinden sich kleine Leitern zur Bewahrung der Geräthschaften. Die Wände und Decken bestehen aus schmalen Balken, deren sichtbare Seiten abgelaßt werden. Die Fußböden sind 3 Fuß über dem Boden erhöht, und unter diesen finden sich die Vorrathskammern, vielleicht auch die Hundehäuser. Die Geräthschaften sind sehr sauber gefertigt; die

Echlitten niedlich aus Fischbein und Wallroßknochen gearbeitet, und werden durch Hunde gezogen. — Die Eschuktischen theilen sich in mehre Stämme, sind ziemlich zahlreich, da sie das ganze Gestade von Kokebues = Sund bis an die Landzunge Maschka bewohnen, und stehen unter eignen Anführern. — Ihre Religion ist der Schamanismus; sie erkennen die russische Oberherrschaft an, doch der Tribut, den sie freiwillig in die russischen Handelsplätze bringen, ist gleichsam nur ein Zoll, durch welchen sie sich den Verkehr eröffnen, und der ihrer Unabhängigkeit nicht den geringsten Eintrag thut. Alle Eschuktischen und Eskimos sind Feinde der südlich von ihnen hausenden Indianer, und stehen mit ihnen in ewiger Fehde. — Sie sind wahre Ichthyophagen, und nebenbei Jäger, leben von Lachsen, Robben und Wallroßen, und bringen etwas Pelzwerk, Fische und Wallroßzähne in Handel. Ihre Gebräuche bilden den Uebergang von den Eschuktischen Nias zum Grönländer, und ihre Sprache ist ein Dialekt der Humokysprache von Labrador.

c) Die Eschukotschen oder Eschugatschen bewohnen die Halbinsel zwischen Prinz-Williams-Bay und Cooks-Einfahrt, haben eine rein mongolische Physiognomie, einen dicken Kopf, ein rundes glattes Gesicht, hervorsiehende Backenknochen, kleine schwarze Augen und pechschwarzes Haar, welches bei beiden Geschlechtern gewöhnlich in's Gesicht herab hängt. Die Männer haben zwischen dem Rinne und der vorsiehenden Unterlippe einen, mit dem Munde gleiche Richtung habenden Einschnitt, wodurch sie das Ansehn erhalten, als hätten sie unter dem wahren Munde noch einen zweiten. Die Knaben haben diesen Einschnitt nicht, statt dessen aber mehre Löcher, und erst beim Eintritt der Mannbarkeit unterwerfen sie sich der Operation des Einschnidens. Auch die Weiber haben statt des Einschnitts Löcher, in welcher sie kleine Muscheln stecken. Beide Geschlechter durchbohren den Nasenknorpel und schmücken dieselben mit Federtieseln und Stücken Baumrinde. Nur besahrte Personen tragen Bärte, alle aber, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, bemalen sich das Gesicht und andere nackten Theile des Leibes mit rothem Ocker, und nur bei der Trauer bedienen sie sich eines schwarzen Farbestoffes. Das Haupt schmücken sich alle mit Federn, und mehre tragen förmliche Federmützen.

d) Die Konias oder Konägen, Stammverwandte der Eskimos, bewohnen die Halbinsel Maschka, und haben sich von da auf Kobjak und die übrigen Fuchsinselfn verbreitet; ihre Sprache ist von ausgezeichnet künstlichem Bau, ihre Sitten, Lebensart, Tracht, Waffen, und ihre ledernen Boote, gleichen ganz denen der in Ostien lebenden Eskimos, und kaum ist ein Konäge von einem Grönländer zu unterscheiden.

e) Die Kinais, leben am Kamtschatkischen Meere, zwischen dem Schelchoffsee und dem Kap Nebenham; ihre Anzahl ist unbedeutend, ihre Sitten und Gebräuche ganz die der Eschuktischen, ihre Sprache aber ein von jener verschiedener Dialekt.

5. Die Renaitzen oder Renaitzinks, der letzte Stamm der Eskimos, bewohnen die nördliche Küste von Cooks Einfahrt; auch ihre Anzahl ist unbedeutend, und ihre Sprache ein Dialekt der Sprache der Eschugatschen, mit denen sie auch in Sitten und Gebräuchen übereinstimmen. Die Kusokowagemuten und Rijahtegmuten, zwei Volksstämme eskimoischen Ursprungs, welche Ehrantschenko, als an der Ostküste des kamtschatkischen Meeres wohnend, anführt, sind bis jetzt nur dem Namen nach bekannt.

Hier zum Schluß noch einige Sprachproben aus der Sprache der Eskimos, die Kos und Cranx unter den Grönländern, und Jong unter den Eskimos der Küste von Labrador sammelte:

Grönländisch, nach Kos und Cranx.

Mann Innuuk. Menschen Innuit.

Sohn	Eura.	Robbe	Puff.
Tochter	Vani.	Eis	Licou.
Augen	Pisiof.	Seewasser	Heniof.
Nase	Kinjaf.	Frisches Wasser	Hemuck.
Mund	Kannef.	Rein	Nakrie.
Haut	Haminuf.	Geht weg	Naakrie ai plaite.
Sonne	Succanuf.	Wallros	Hawick.
Feuer	Innick.	Wallfisch	Haphuf.
Hund	Kimuck.		

Zahlwörter

	nach Ross.	nach Cranz.
Eins	Allausit	Attausef.
Zwei	Ailef	Arlaef.
Drei	Pinguijuf	Pingajual oder Pingasuf.
Vier	Siffimat	Siffimat.
Fünf	Tellemat	Tellemat.

Weiter als Fünf zählt der gemeine Grönländer nicht, und nimmt noch dazu die Finger zu Hülfe; Gebildetere gehen zur andern Hand und zu den Zehen über, nennen „Sechs: Arbennek“, haben aber von da bis zehn keinen besondern Namen, sondern zählen: noch zwei, noch drei, vier, fünf; elf heißt: Arfanget, sechzehn: Arbarsanget, und die diesen nachfolgenden Zahlen wiederum: noch zwei, noch drei, u. s. w.; statt zwanzig sagen sie: Innuaf, ein Mann, d. h. so viel Finger und Zehen ein Mann hat; statt sechzig Innuaf pingasuf, drei Menschen, und statt Hundert: Innuaf tellimat!

Die Humokys zählen nur bis vier; — fünf heißt eine Hand, und zwanzig, wie bei den Grönländern, ein Mann; was darüber ist, bezeichnen sie als unzählig.

Eins heißt in der Sprache der Humoky: Kombaf; zwei: Tegal; drei: Ré; vier: Missilagat. Eben so wenig Aehnlichkeit mit der Sprache der Grönländer haben andere Benennungen:

Der Kopf heißt . . .	Miakof.	der Regen . . .	Killaluf.
Der Fuß	Itifaf.	das Boot	Kajaf.
das Auge	Killic oder Schick.	der Bogen	Petiffick.
das Haar	Nutschad	der Pfeil	Katho.
das Ohr	Tehiu.	das Messer	Schavié.
der Himmel	Taktuck oder Nabu- gafsché.	das Ruder	Pafotick.
die Sonne	Schifonaf und Sa- facnuf.	der Zahn	Ukaf.
das Wasser	Sillakotfo.	das Ei	Manneguf.
		der Hund	Nické und Timitof.
		der Monat	Tafock.

II. Indianer.

Die große Strecke Landes, welche sich vom nördlichen Eismeer, von der Mündung des Kupferminensflusses bis zu der des Mississippi, vom stillen bis zum atlantischen Meere, und als riesige Landenge zwischen dem stillen Meere und dem mericanischen Meerbusen, sich an Süd-Amerika anschließt, wird von 370 eingebornen Nationen und Stämmen bewohnt, die in ihrer Körperbildung, Charakter, Sitten und Gebräuchen, im allgemeinen mit einander übereinstimmen, und einerlei Ursprungs zu seyn scheinen,

im spezielleren hingegen durch Sprache, Gewohnheiten und mehr oder weniger fortgeschrittene Kultur wesentlich von einander verschieden sind.

Die Urbewohner Amerika's, obgleich wie alle übrige Völker der Erde aus einem Ursamme herrührend, der, nach Blumenbach, in seiner Schrift *de generis humani varietate nativa*, in der caucasischen Race zu suchen seyn dürfte, werden jetzt, und zwar mit Recht, einer eigenen Race zugezählt, da alle verschiedene Stämme unter sich, obgleich die des nördlichen Amerika's sich mehr der mongolischen, die von Süd-Amerika der malayischen Race nähern, durch hundertjährige Vermischungen einen eigenen Typus erhalten zu haben scheinen, der jetzt allgemein unter dem Namen „Amerikanische Race“ in der Wissenschaft aufgenommen wurde.

Die Stammvölker Amerika's unterscheiden sich von den Bewohnern anderer Welttheile im allgemeinen durch die gelbe, oft zimmtbraune Farbe ihrer Haut, ihr schlichtes, schwarzes, pechschwarzes Haar, ihr breites, aber nichts weniger als plattes Gesicht, ihre breiten, hervorstehenden Backenknochen und ihre stark ausgewirkten Züge; dies die Hauptmerkmale! Die Nebenmerkmale sind nicht nur unter den verschiedenen Hauptstämmen, sondern selbst bei jedem Nebenstamme merklichen Abweichungen unterworfen, und ich selbst habe unter den Indianern, im Norden sowohl als im Süden, so hübsche, runde und regelmäßig gebildete Gesichter gesehen, als man sie nur bei uns in Europa antreffen kann! Die Augen der verschiedenen Stämme sind theils groß, theils klein, bei diesem gerade, bei jenem schief geschlitzt, die Nasen sowohl gerade als auch gebogen, und unter einigen Stämmen kommen selbst stumpfe Nasen vor, alle aber sind mit breiten Nasenflügeln versehen. — Im äußersten Norden sind sie klein und unansehnlich von Natur, wie die Hundsrücken-Indianer; in der gemäßigten Zone sind sie von starkem Körperbau und schönem Wuchse, und unter den Tropen von untersehter Statur; doch auch alle diese Angaben sind Ausnahmen unterworfen. — Eine kupferrothe Menschenrace, wie man früher glaubte, existirt in Amerika nicht, sondern die Hautfarbe wechselt zwischen gelb und dunkelbraun und ist nach örtlichen Umständen verschieden; einige sind so gelbbraun, daß sie den Mulatten nicht viel nachgeben; andere so hellbraun, daß man sie vom gebräunten Europäer nicht unterscheiden würde, wenn ihre Haare und dunklen Augen sie nicht kenntlich machten. Die neugeborenen Kinder der im nördlichen und mittlern Theile Nord-Amerika's wohnenden Indianer sind von Natur weiß, etwas in's Gelbliche spielend, und nur die Erwachsenen werden von der Sonne, dem Fette und den Kräuterstäben, mit denen sie sich die Haut einreiben, gebräunt. Unter den Shawnees, Ottomas und Miamis, ja selbst unter den fast braunen Osagen, sind die mit Kleidungsstücken bedeckten Theile des Körpers nur etwas gelbt, und derjenige Theil des Gürtels, welcher fortwährend mit Kleidern bedeckt ist, bleibt bei den Weibern immer weiß (Volney II. p. 435). Die Indianer Mexico's sind schon bei ihrer Geburt gebräunt, und indianische Casiken, welche einer gewissen Wohlhabenheit genießen und bekleidet im Innern ihrer Häuser leben, sind am ganzen Körper, den innern Theil der Hände und Fußsohlen ausgenommen, rothbraun! (Humboldt, Versuch; Bd. 1 p. 120).

Die Meinung einiger Schriftsteller, als wenn die Indianer, selbst in ihren reifsten Jahren, bloß Haare auf dem Kopfe hätten und alle übrige Theile davon frei blieben, ist ebenfalls ungegründet, da sie darin von andern Menschen desfalls nicht verschieden sind. Weil sie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, und deswegen Haare und Bart auszuraufen pflegten, ist es nicht besonders auffallend, daß oberflächliche Beobachter sie als völlig bart- und haarlos darstellten. Mehrere der westlichen Stämme tragen Bärte und an der Nordwestküste sind sie bei allen Urvölkern vorhanden.

Hinsichtlich der Lebensdauer besteht ebenfalls kein Unterschied zwischen den Indianern Nord-Amerika v. Bromme. 1.

und den Bewohnern der alten Welt. Manche erreichen ein hohes Alter; Humboldt erwähnt eines Indianers, der während seines Aufenthalts in Lima, in einem Alter von 143 Jahren starb (Humboldt Versuch Bd. 1 p. 123); 1819 starb in Rom, Staat New-York, der Vater Red Jacket, des Häuptlings der Seneca-Indianer, in einem Alter von 139 Jahren; Red Jacket selbst lebt noch, 107 Jahr alt, und unter den Stämmen des Westens findet man viele, welche ein Alter von 70, 80, 90, ja 100 Jahren erreichten, und immer noch verhältnißmäßig rüstiger sind, als Leute von gleichem Alter in Europa. -- Hekewelder, der Tacitus der Indianer, sagt, daß alle Indianer, welche die Laster der weißen Leute nicht angenommen haben, ein gutes Alter von 70—90 Jahren erreichen, das wenige es bis auf 100 bringen, die Weiber aber, im Ganzen genommen, länger lebten als die Männer. Dessen ungeachtet leiden sie eben so von den Schwächen des Alters, wie die Weißen, und manche werden zu jener Zeit kindisch und unfähig sich selbst zu helfen.

In Ansehung der Leibeskräfte haben die Indianer Nord-Amerika's einen merklichen Vorzug vor den Bewohnern Süd-Amerika's, sind, im Ganzen genommen, starke Leute, und ihre unausgesetzten Uebungen und Anstrengungen geben ihrem Körper bedeutende Festigkeit. Man erstaunt über die Lasten, welche ein Indianer fortzuschaffen im Stande ist, wie oft ein Jäger, mit einem ganzen Hirsch auf dem Rücken, nach seinem Wigwam zurückkehrt, oder sie beim Häuserbau die dazu nöthigen Hölzer aus dem Walde holen, und auf den Schultern herbeitragen. Die Männer tragen ihre Lasten größtentheils auf dem Rücken, in einem Gürtel, welcher gegen die Brust anliegt, während die Weiber aller Stämme die Gewohnheit haben, die Kinder und alle andere Lasten, welche sie fortzuschaffen genöthigt sind, mit Hilfe eines Gürtels zu tragen, welcher gegen die Stirn anliegt.

Im physischer Schwäche leiden die Indianer nicht, doch sind sie zu anhaltenden Arbeiten nicht geeignet, und deshalb öfters von Reisenden für faul, träge und schwach ausgehrien worden. Ein unwiderstehlicher Hang zu einem herumirrenden Leben, die Abneigung gegen eine stete Beschäftigung, und daß sie aus eben dieser Ursache schneller ermüden als die Europäer, welche von Jugend auf an bestimmte Arbeiten gewöhnt sind, macht daß man den Indianer weder zum Ackerbau noch zu Handarbeiten benutzen kann. Selbst die zum Christenthum bekehrten Indianer waren nur mit Mühe an eine bestimmte Arbeit zu gewöhnen, und nimmt man sie nur auf einige Wochen in Dienst, um Wälder zu lichten und andere ähnliche Arbeiten zu verrichten, so gehört eine außerordentliche Aufmerksamkeit und eine vorzüglich sanfte Behandlungsweise dazu, sie beisammen zu halten, weil sie bei dem leisesten Mißvergnügen, das man merken läßt, gleich unzufrieden werden und davon laufen. Dies ist ein angeerbtes Gefühl der Freiheit, das sich bei keinem Volke in dem Grade ausdrückt, wie bei den Indianern, wahrscheinlich aber allen Jägervölkern eigenthümlich ist (Schmidt a. a. D. Bd. 2 p. 151). Die Männer sind starke Fußgänger, dabei leicht auf den Beinen und zum schnellen Laufen sehr geschickt. Sie haben dabei einen sehr feinen Geruch, und ein ungemein scharfes Gesicht und Gehör.

Das Gedächtniß der Indianer ist so stark, daß sie jeden kleinen Umstand anführen können, der vor vielen Jahren in ihren Rathsversammlungen vorgekommen ist. Ihre Einbildungskraft ist überaus lebhaft, und trägt nicht wenig dazu bei, daß sie in vielen Sachen leicht und geschwind eine Fertigkeit erlangen. Alle Künste, die zu ihrer Lebensart gehören, oder nach ihrer Einsicht zu ihrem Vortheil dienen, erlernen sie bald, und erhalten durch beständige Uebung und außerordentliche Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse, wozu sie von Jugend auf gewöhnt werden, manche Vorzüge vor andern Völkern; dazu kommt noch, daß sie für gewöhnlich nur wenig Gegenstände haben, auf welche sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten, dieselbe also nicht sehr theilen dürfen,

und daß ihre Verstandeskkräfte nicht gering sind, und daß ihre Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft von Natur gut ist, zeigt sich bei vielen Gelegenheiten sehr deutlich (Loskiel, p. 17).

Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer nicht wenig guten äußerlichen Anstand. Für gewöhnlich beegnen sie sowohl einander als auch Fremden freundlich und bescheiden, behandeln einander mit Höflichkeit, und zeigen, wenn sie nach langer Abwesenheit wieder zusammentreffen, viel Gefühl, ohne in leeren Komplimenten auszuarten. Ihr ganzes Betragen erscheint im allgemeinen gefest und vorsichtig. In wichtigen Fällen pflegen sie jedes Wort und jede Handlung mit anscheinender Gemüthsruhe und Ernsthaftigkeit zu überlegen, und sich vor Uebereilung in Acht zu nehmen; bei genauerer Bekanntschaft mit ihnen entdeckt man aber, daß ihre Vorsichtigkeit mehr aus Mißtrauen entspringt, und ihre Gemüthsruhe mehr im Scheine besteht. Die Kunst sich zu verstellen versteht der Indianer vollkommen; äußere Ruhe und Ernst behaupten ist männlich, und wenn der Indianer Hab und Gut durch Feuer verloren hat, wird er mit einer Ruhe davon sprechen, als beträfe es die gleichgültigsten Dinge, obgleich auch in dergleichen Fällen der weniger Stolze deutliche Zeichen der Betrübniß blicken läßt. Hat man indefs ihn, oder die Ehre seines Stammes beleidigt, dann verschwindet die Ruhe, und durch begeisterte Reden sucht er die Seinen zu einem Feldzug gegen den Beleidiger aufzufordern. Im Umgange mit einander schwindet der starre Ernst, den sie gegen Fremde gern blicken lassen; sie sind heiter und zu Scherzreden geneigt, aber dabei sorgsam bedacht, einander nicht zu beleidigen. Bei ihren Grüßen beobachten sie genau die unterscheidenden Benennungen der Verwandtschaft; bejahrte Personen, mit denen sie nicht verwandt sind, begrüßen sie mit dem Namen Großvater und Großmutter; die gewöhnliche Art der Begrüßung aber solcher, die keine Verwandten sind, geschieht durch das Wort: Freund! — junge Leute bedienen sich bei ihren Zusammenkünften solcher Benennungen, die ihrem Stande oder ihren Jahren angemessen sind, als: Kammerad, Günstling, Geliebter u. und selbst Kinder begrüßen einander mit Zärtlichkeit. — Zank und Schlägereien finden unter ihnen nie statt; so etwas, sagen sie, schießt sich nur für Hunde und Thiere.

Aechter Witz findet sich bei ihnen nicht selten, und in sinnreichen, satyrischen Bemerkungen, die Lachen erregen, aber doch selten oder nie beleidigen, sind sie Meister; sehen sie einen schlechten Schützen mit seiner Flinte nach dem Walde gehen, so fragen sie ihn wohl, ob er ausginge um Fleisch zu holen, gegen Andere aber äußern sie sarkastisch: nun werden wir Fleisch bekommen, den der und der ist auf die Jagd gegangen. Schließt sich ein Feigherziger einem zum Krieg abgehenden Haufen an, fragen sie wohl ironisch: wenn er wieder zurückkehren würde, oder sagen unter einander: wird er mit seinem Scalps dieses Weges zurückkommen? — So vergleichen sie die Engländer und Amerikaner mit einer Scheere, und sagen: Nach der Einrichtung dieses Instruments sollte man meinen, als ob diese zwei völlig gleichen scharfschneidigen Messer, wenn die Scheere zugemacht wird, mit ihren Schärfen auf einander treffen, und sich abstumpfen müßten, aber nicht so, sie zerschneiden nur, was zwischen sie kommt. Eben so machen es die Engländer und Amerikaner, wenn sie gegen einander Krieg führen, nicht sie selbst, sondern wir armen Indianer, die zwischen ihnen sind, gehen dabei zu Grunde. Auf diese Weise bekommen sie unser Land, und wenn sie das haben, wird die Scheere zugemacht und bis auf weitem Gebrauch weggelegt (Hefewelder p. 117).

Die Geduld, Ruhe und Langmüthigkeit der Indianer ist erstaunlich, und eben so die Kraft, mit welcher sie den Ausbruch ihrer Leidenschaften zu verhüten trachten; alle Unglücksfälle, sie mögen noch so unerwartet kommen, ertragen sie mit einem ruhigen und gefesteten Wesen, ohne ein Wort zu sagen oder eine Miene zu verändern, und selbst ein Gefangener, der nicht weiß, ob er nicht in wenigen Stunden den

grausamsten Tod zu erwarten hat, scheint ganz unbekümmert zu seyn, und ist und trinkt eben so fröhlich und scheinbar heiter, als diejenigen, in deren Hände er gefallen ist. Selbst unter der entsetzlichsten Qual, deren sie oft ausgesetzt werden, scheinen sie nicht allein heiter und ruhig, sondern sie fordern auch ihre Qualer heraus, und reizen sie durch Vorwürfe zu noch größerem Zorn.

Im Umgange beider Geschlechter bezeigen sich die Indianer züchtig und anständig; ein ungesittetes, geiles Betragen wird öffentlich nie unter ihnen wahrzunehmen seyn, und hierin übertreffen sie die Völker der alten Welt bei weitem; dessen ungeachtet sind sie von der Unzucht nicht frei, und selbst unnatürliche Sünden unter ihnen nicht ungewöhnlich. — Unter den rohesten Stämmen herrscht eine ordentliche Verbindung zwischen Mann und Weib; in Gegenden, wo Nahrungsmittel mit größerer Beschwerde zu erlangen sind, begnügen sich die Männer mit einem einzigen Weibe, wo die Erhaltung leichter ist, erwacht der Neiz zur Vielweiberei, und das Band der Ehe wird oft aus nichtigen Ursachen aufgelöst. Der Zustand der Weiber ist, im Ganzen genommen, kränkend und elend; sie sind, wenn man die Menge ihrer Obliegenheiten betrachtet, die Sklavinnen ihrer Männer, ja Kasthiere, denen die schwersten und härtesten Arbeiten auferlegt werden, für deren Verrichtung sie selten einen Dank erhalten. Die Frauen sind nicht sehr fruchtbar, und bei manchen Völkerschaften viele Kinder dem Vater eine so große Last, daß er sie zu Zeiten der Noth verläßt oder umbringt, oder das säugende Kind mit der verstorbenen Mutter begräbt. — Sonst beweisen sie für ihre Kinder viele Liebe und Sorgfalt, lassen sie, so lange sie jung sind, nach ihrem Gefallen leben, und wenn sie ihr Brod selber erwerben können, sind sie vollkommen ihre eigenen Herrn, und begegnen den Eltern oft ungebührlich (S. Robertson p. 365). Manche Stämme treten nicht immer in eine förmliche Eheverbindung, sondern nehmen ein Weib auf längere oder kürzere Zeit, woraus jedoch für die Kinder kein Nachtheil entsteht. Bei einigen Nationen ist die Vielweiberei eingeführt; aber nicht allgemein, und die Meisten begnügen sich mit einer einzigen Frau, und von beiden Seiten ist man darüber einverstanden, nicht länger mit einander zu leben, als man einander gefällt. Die Arbeiten und Beschäftigungen der Weiber sind allerdings hart, in Vergleichung mit den Geschäften, welche in der civilisirten Welt dem weiblichen Geschlechte auferlegt werden, doch übernimmt die Indianerin jenen Antheil an den Mühseligkeiten, welche mit einem Leben im Stande der Wildheit verbunden sind, nicht nur freiwillig, sondern auch freudig, und man kann annehmen, daß wahre Liebe und Anhänglichkeit an einen Mann mehr unter den Indianern, als unter den civilisirtesten Bewohnern der alten Welt gefunden wird. Der Ehemann darf sein Weib entfernen, sobald es ihm gefällt, und auf gleiche Weise darf die Frau den Mann verlassen; mit der Verheirathung sind daher auch keine Gelübde, keine Versprechungen, noch irgend einige Ceremonien verbunden, und nur bei einigen Stämmen überreicht die Braut dem Bräutigam einen Teller mit Mais. Der Indianer nimmt seine Frau gleichsam auf Probe, doch mit dem festen Vorfaß, sie nicht zu verlassen, wenn sie sich gut beträgt, und vorzüglich nicht, wenn er Kinder von ihr hat, und die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles mögliche, um ihrem Mann zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallensteller (Trapper) ist, der sie durch seine Geschicklichkeit zu ernähren, durch seine Stärke und Herzhaftigkeit zu schützen vermag (Hekewelder S. 247). Den Mann sowohl als der Frau sind die einem jeden obliegenden Pflichten und Arbeiten bekannt. Es wird angenommen, daß der Mann eine Frau zu ernähren vermag, daß er ein Wohnhaus zu bauen verstehe, und die nöthigen Geräthschaften zum Arbeiten, ein Kanoe und Schüsseln, Näpfe und andere im Haushalt nöthigen Gefäße anzuschaffen wisse. Die Frau bringt dem Mann gewöhnlich einen oder zwei Kessel, und einige andere Küchengeräthe als Aussteuer mit, übernimmt die Haus- und Feldarbeiten und ist weit

entfernt, ihre Arbeiten für bedeutender als die des Mannes zu halten, dessen Jagdbeschäftigung das ganze Jahr fortgeht, während die schwerste Bürde der Weiber, die Feldarbeit, sie höchstens sechs Wochen im Jahre beschäftigt.

Ist ein indianisches Paar kürzlich verbunden, so gibt sich der junge Ehemann, ohne ein einziges Wort zu sagen, recht viele Mühe, seiner Frau zu gefallen, und durch wiederholte Beweise von seiner Geschicklichkeit in der Kunst zu jagen, ihr bemerklich zu machen, wie glücklich sie mit ihm seyn könne, und wie sie nie Mangel leiden würde, wenn sie lange mit ihm haushielte. Noch vor Anbruch des Tages wird er mit seiner Flinte davon gehen, und oft schon um die Zeit des Frühstücks mit einem Reh, einem welschen Hahn oder sonst einem Stück Wild zurückkehren. Er sucht ihr zu zeigen, daß er im Stande sey, Lebensmittel in's Haus zu bringen, so oft er wolle, und die Frau, stolz darauf, einen so geschickten Jäger zum Manne zu haben, gibt sich alle Mühe, ihm gefällig zu seyn und sich ihm wohlgefällig zu machen.

Die Geschäfte der Frauen sind, bei näherer Bekanntschaft mit den Indianern, weniger drückend oder beschwerlich, als man beim ersten Anblick vermuthet. Die Mütter geben schon ihren Töchtern zu den Pflichten Anleitung, auf welche sie in spätern Jahren erst der gesunde Menschenverstand führen würde. Ihre Arbeit im Hause ist unbedeutend; selten haben sie auf mehr als einen Topf oder Kessel Acht zu geben; im Hause gibt es nichts zu scheuern und nur wenig zu waschen. Ihre Hauptbeschäftigung ist: Brennholz zu hauen und nach Hause zu tragen, die Felder zu bearbeiten, das Getreide auszusäen und einzuernden, das Korn zur Suppe in Mörsern zu stampfen und Brod in der Asche zu backen. Gehen sie mit den Männern auf einen Zug, oder nach den Jagd-Lagerplätzen und haben sie keine Pferde bei sich, so tragen die Frauen einige wollene Decken, eine zubereitete Hirschhaut zu Schuhen und einige Küchengeräthschaften und Lebensmittel in einem Pack auf dem Rücken, nie aber habe ich gehört, daß eine Indianerin über die Beschwerte, ein solches Bündel tragen zu müssen, geklagt hätte.

Die Frauen verrichten alle Geschäfte, die außer dem Hause verrichtet werden müssen, wie Land bestellen, Herbeischaffen des Brennholzes, Zerstampfen des Kornes ic., in Gesellschaft anderer Frauen, auf welche Weise die Arbeit leicht und schnell von Statten geht; in den Zwischenstunden thun sie sich gütlich an den Speisen, welche der Mann aus dem Walde herbeigeschafft hat, denn eine Hauptsache ist es, daß es an Essen, namentlich an Fleisch, nicht fehle, und vertreiben sich die Zeit mit Schwäzen.

Wenn die Erndte gesammelt ist, welches Ende Septembers zu geschehen pflegt, haben die Frauen, bei den nördlich vom Ohio wohnenden Indianern, bis Ende Februar wenig mehr zu thun, als Holz zu holen und zu kochen, alsdann aber zieht die ganze Familie nach den Zuckerbereitungsplätzen, um Ahorn-Zucker zu kochen. Die Männer bauen für die Zeit des Kochens Hütten auf oder bessern die alten aus und hauen Tröge verschiedener Größe zum Sammeln des Saftes, während die Weiber das Zuckersieben betreiben. In der Zwischenzeit gehen die Männer auf die Bärenjagd, und nur wenn sie zu Hause bleiben, pflegen sie den Weibern beim Einsammeln des Saftes zu helfen und in deren Abwesenheit nach den Kesseln zu sehen, damit der Syrop nicht überkoche. Wünscht der Mann, daß während er jagt, seine Frau um ihn sey, so sagt er ihr nur, daß er an dem oder dem Tage nach dem oder dem Orte gehen und dort eine zeitlang jagen wolle und die Frau wird ruhig das Gepäck und die Lebensmittel besorgen, alles nach dem Lagerort zu tragen und dort sogleich ihre Haushaltung beginnen, als ob sie zu Hause wäre. Sie gibt sich Mühe, so viel Fleisch als sie nur kann an der Luft zu dörren, sammelt den Talg sorgfältig ein, hilft bei Bereitung der Häute, sucht wilden Hanf zusammen, um daraus Stricke, Traggürtel, Beutel und andere nothwendige Dinge zu verfertigen, und sammelt Wurzeln zum Färben ein,

kurz, thut alles was sie vermag, damit der Mann für nichts weiter zu sorgen habe, als die wichtigste Sache, das Fleisch für die Haushaltung herbeizuschaffen.

Trotz aller Arbeiten und Geschäfte der Frauen sind dieselben weniger schwierig und angreifend als die der Männer, und wenn der Mann einen Theil der weiblichen Geschäfte mit übernehmen wollte, müßte er nothwendig unter der Last seiner vereinten Geschäfte unterliegen, und die ganze Familie mit ihm leiden. Auf seinen Anstrengungen bei der Jagd beruht die ganze Existenz der Seinen, und um fähig zu seyn, jene rauhe Beschäftigung mit Erfolg zu treiben, muß er seine Glieder so geschmeidig als möglich zu erhalten suchen, muß sich hüten, dieselben durch andere Arbeiten steif werden zu lassen, da die Anstrengungen der Jagd den Körper weit mehr angreifen, als die Arbeit mit den Händen. Ein deutscher Jäger kennt die Beschwerden einer Jagd nicht in dem Grade, als die Indianer dieselben durchmachen müssen. Weber stehende Gewässer noch Flüsse, seicht oder tief, zugefroren oder offen, dürfen den Jäger aufhalten, wenn er einen angeschossenen Hirsch oder einen verwundeten Bär vielleicht Meilen weit verfolgt, und im eigentlichen Sinne zu todt jagt. Er hat keine Zeit sich zu besinnen, ob nicht vielleicht sein Blut zu erhitzt sey, als daß er sich ohne Gefahr in einen kalten Strom stürzen dürfe, denn das Wild, dem er nachjagt, ist schnell davon. Mancher gefährliche Zufall stößt ihm oftmals als Jäger oder als Krieger, denn er ist beides, zu, und selten bleiben die schmerzlichen Folgen, wie Sicht und Schwindel, aus, und nicht immer vermag das Schwitzhaus die Uebel zu heben. Die Häute und das Pelzwerk, welches die Jagd verschafft, überläßt der Mann der Sorge seiner Frau, die sie gegen Bedürfnisse, welche der Haushalt erfordert, verkauft oder vertauscht, und auch die Bedürfnisse des Mannes nicht vergißt. Sind Schulden gemacht worden, entweder durch die Frau allein, oder durch Mann und Frau gemeinschaftlich, oder ist der Ankauf eines Pferdes nöthig, wird deren Abzahlung oder Anschaffung ebenfalls von diesem Vorrath besrritten. Die von der Frau eingebrachte Erndte wird als Eigenthum des Mannes betrachtet, der, wenn er arme Verwandte hat, denselben nach Gutdünken davon mittheilt, ohne die Frau darüber zu befragen; auch der Ahornzucker wird als Eigenthum des Mannes betrachtet. Der Grundsatz der Gütergemeinschaft ist unter den verschiedenen Mitgliedern eines Stammes herrschend, das ausschließliche Eigenthumsrecht in den Familien aber durchgehends anerkannt, und es findet sich nichts in dem Hause oder der Familie eines Indianers, das nicht einen besondern Eigenthümer hätte, und jeder weiß was ihm zugehört. Eltern machen ihren Kindern Geschenke und diese wiederum ihren Eltern; Niemand benützt ohne Erlaubniß das Eigenthum eines Andern, und ein Vater wird zuweilen seine Frau oder eins seiner Kinder ersuchen, ihm ihr Pferd zu leihen, um auf die Jagd zu reiten. Ein Nest junger Raßen oder ausgebrüteter Hühner hat oft so viele Eigenthümer, als einzelne Thierchen dazu gehören, und eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen, muß man oft mit allen einzelnen Gliedern einer Familie handeln. Diese Anerkennung des ausschließlichen Eigenthumsrechts bringt unter den Indianern recht gute Wirkungen hervor, in deren Folge für jedes lebende Geschöpf gehörig gesorgt, die Freigebigkeit unter den Kindern befördert, und bei reiferem Alter ihnen zur Gewohnheit wird.

So kalt und abgemessen der Indianer in seinem äußern Benehmen scheint, so zärtlich ist er im Hause gegen die Seinen; er sieht seine Frau gern hübsch gekleidet, und wenn dieselbe die Häute und das Pelzwerk, welche er durch die Jagd erworben hat, verhandelt, liebt er es sich in einiger Entfernung niederzusetzen, um zu bemerken, was sie aus sucht, und wie sie mit dem Handelsmann eins wird. Findet die Frau etwas, wovon sie glaubt, daß es sich für ihren Mann schicke, oder ihm Vergnügen mache, so unterläßt sie nie, es für ihn einzuhandeln, und macht ihm bemerklich, daß sie es für ihn gewählt! Je mehr ein Indianer für seine Frau thut, desto mehr wird er geachtet,

und die Weiber des Stammes sagen von ihm: „dieser Mann hat seine Frau wirklich lieb!“ Hat eine kranke oder schwangere Frau zu irgend einer Speise Lust, es mag seyn was es will, und sie sey noch so schwer zu erlangen, der Ehemann macht sich sogleich auf, sie zu besorgen, und Heckewelder führt Beispiele auf, daß ein Mann 40 und 50 Meilen weit ging, um das Gelüst seiner Frau nach einer Schüssel Kranichsbeeren zu befriedigen, ein Anderer zur Zeit einer Hungernoth das Verlangen seiner kranken Frau nach einem Gericht Welschkorn dadurch Genüge that, daß er sich zu Pferde nach Unter-Sandusky, eine Entfernung von 100 Meilen, auf den Weg machte, und mit einem Hutkopf voll Welschkorn zu Fuß zurückkehrte, denn er hatte sein Pferd für das Welschkorn vertauscht, und trug den Sattel nach Hause.

Um die Geschäfte der einzelnen Glieder einer Familie bekümmert sich weder der Mann noch die Frau; die Frau aber, die es weiß, wie sehr der Vater seine Kinder liebt, ist immer darauf gefaßt, ihm eins oder das andere aus ihrem Treiben zu erzählen, zumal wenn er eine zeitlang abwesend war.

Ein Mann läßt sich selten, ja nie herab, sich mit seiner Frau zu zanken, oder Scheltworte gegen sie auszustossen, selbst wenn sie ihm gerechte Ursache dazu gegeben haben sollte, sondern er nimmt, ohne ein Wort zu sagen oder zu erwidern, sein Gewehr, geht ins Holz und verweilt dort ein bis zwei Wochen jagend, ehe er wieder zurückkehrt; er weiß, daß dieses die empfindlichste Strafe für seine Frau ist, denn hierdurch wird sie nicht nur in einen Zustand der Ungewißheit gebracht, da sie nicht wissen kann, ob er zurückkehren wird, sondern sie wird auch im ganzen Dorfe als eine schlechte zänksche Frau berüchtigt. Der Mann sagt nämlich in diesem Falle nicht, wie er sonst zu thun pflegt, wenn sie gut mit einander stehen, um welche Zeit er zurückzukehren gedenkt, und die Nachbarn, schnell etwas argwöhnend, unterlassen dann nicht die Frau zu beschämen, und solche Fragen an sie zu richten, die sie entweder nicht vermag oder sich schämt zu beantworten. Kehrt der Mann am Ende zurück, so sucht die Frau ihm durch ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, daß sie ihr Betragen bereut, aber keins von beiden spricht ein einziges Wort über das was vorgefallen ist; die Frau ist nunmehr ernstlich gewarnt, und muß sich in ihrem Betragen künftig wohl versehen, damit der Mann nicht einmal ganz wegbleibt und eine andere Frau nimmt.

Die Ehen werden unter den Indianern auf verschiedene Weise eingeleitet und geschlossen; wenn die beiderseitigen Eltern eine Zuneigung zwischen zwei jungen Leuten bemerkt haben, unterhandeln sie für sie, und die Eltern des Bräutigams machen gewöhnlich den Anfang; die Mutter ist die Unterhändlerin für ihn, und beginnt ihr Geschäft damit, daß sie eine gute Wildkeule, ein Stück Bärenfleisch oder etwas ähnliches in das Haus der Braut bringt, und dabei nicht zu erwähnen vergißt, daß ihr Sohn das Wild erlegt habe; die Mutter der Braut, wenn sie die Heirath billigt, auf welche, wie sie aus dem Geschenke schließt, die Absicht gerichtet ist, erwiedert dies damit, daß sie auch eine gute Schüssel Essen von solchen Nahrungsmitteln zubereitet, welche durch die Arbeit der Frauen gewonnen werden, diese in das Haus des Bräutigams bringt, und dabei sagt: „dies ist von meiner Tochter Felde, und sie hat es euch zurecht gemacht!“ — Können nun in der Folge die Mütter einander die frohe Nachricht mittheilen, daß die jungen Leute gesagt hätten, was ihnen geschickt worden wäre, sey sehr gut gewesen, so hat die Sache ihre Richtigkeit, und es ist eben so gut als hätte der junge Mann dem Mädchen gesagt: ich bin im Stande, dich beständig mit Fleisch zu versorgen! und sie hätte erwiedert: und solche gute Nahrungsmittel vom Felde werde ich dir verschaffen! Von dieser Zeit an werden ähnliche Geschenke von beiden Seiten wiederholt, auch die Eltern beschenken sich gegenseitig, und bei zunehmender Freundschaft verrichten sie ihre häuslichen und Feld-Arbeiten gemeinschaftlich, bis endlich die

jungen Leute eins geworden sind, beisammen zu wohnen, und von den Eltern mit den nöthigsten Geräthschaften versehen worden.

Bei jungen Männern, die keine Eltern mehr haben, wird die Angelegenheit noch einfacher abgemacht; der Mann geht zu der Frauensperson, die er zu heirathen wünscht, und sagt zu ihr: „wenn Du es zufrieden bist, so will ich Dich mir zur Frau nehmen.“ Fällt die Antwort bejahend aus, so geht sie entweder gleich mit ihm, oder findet sich bei ihm auf einem verabredeten Platz ein; oder er geht zu dem Mädchen, die er zur Frau wünscht, legt seine beiden Zeigefinger dicht neben einander und sieht ihr starr ins Gesicht; lächelt sie, so ist eben so gut als hätte sie ja gesagt, und er nimmt sie ohne weiteres mit nach Hause.

Bei den Chippeways wird die Bewilligung der Heirath beim Vater des Mädchens eingeholt; willigt der Vater ein, so wird eine Zusammenkunft verabredet, zu welcher sich der Liebhaber durch ein Schweißbad vorbereitet. Dann kommt er mit der Geliebten zusammen, setzt sich auf die Erde und raucht seine Pfeife. Unter dem Rauchen wirft er beständig kleine Stückerl Holz, etwa einen Zoll lang, eins nach dem andern bis auf hundert, nach ihr; so viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, so viel Geschenke muß ihr Liebhaber ihrem Vater geben, der diese als Bezahlung für seine Tochter betrachtet. Der junge Krieger giebt alsdann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet. Nach geendigtem Mahle tanzen sie und singen ihre Kriegeslieder. Wenn die Lustbarkeit vorbei ist, und der Bräutigam und die Verwandten der Braut sich gegenseitig Geschenke gemacht haben, bedeckt sie der Vater mit einer Decke von Biberfell und giebt dem neuen Paare außerdem eine neue Flinte und ein Canoe von Birkenrinde, womit die Ceremonie endigt.

Bei den Nadowessiern muß der junge Mann erst Beweise seiner Geschicklichkeit ablegen, ehe er ein Mädchen als Frau einholen kann, keineswegs aber Knechtsdienste verrichten, wie Carver in seiner Reise behauptet; auch bei den Sechs Nationen werden Beweise der Geschicklichkeit erfordert, worüber folgende Erzählung eines mohawkischen Kriegers über diesen Gegenstand das meiste Licht verbreitet, und welche wir, um zugleich eine Probe der indianischen Erzählungsweise mit allen ihren Eigenheiten aufstellen zu können, hier nach dem Originale mittheilen: „Massotawana, der Sohn des Wappanome, aus dem Dorfe Niskotowasse, von der Nation Chikessam, war ein Krieger und Jäger, der schon lange Proben seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Er hatte sich eine schöne große Hütte erbaut, worin sein Feuer brannte und sein Kessel aufgehängt war. Er hatte Ueberfluß an Biber-, Büffel-, Fuchs- und Bärenfellen. Auf dem Fischfange war er eben so glücklich als auf der Jagd; im Kriege an Tapferkeit dem Ausgezeichnetsten unter uns gleich. Als er eines Tags sein Canoe am Ufer des Flusses Caspetowagan ausbesserte, erblickte er Napotelima, die Tochter des Latobamico, welche Wasser schöpfen wollte. Ein ganz neues Gefühl ergriff ihn; er ging zu ihr und sprach: Wolltest Du wohl mein Feuer anblasen? (heißt so viel als: willst Du mein Weib werden). Sprich mit meinem Vater, antwortete sie. Den andern Morgen besuchte er Latobamico bei seinem Feuer und sprach: Willst Du mir wohl Deine Tochter Napotelima zum Weibe geben? Morgen, antwortete der Greis, gehe ich auf eine ferne Jagd; willst Du mich dahin begleiten? Ja, sprach Massotawana. Sie gingen ab. Da aber die Fahrt auf dem Flusse wegen der Strömungen und Wasserfälle sehr beschwerlich war, so mußte man über die erstern mit langen Stangen zu kommen suchen, und bei den letztern das Canoe auf den Schultern bis an stillere Wasser tragen. Auf dem bestimmten Jagdreviere endlich nahm jeder seinen Distrikt vor sich. Massotawana fing eine große Menge Hermeline in Schleifen, Wölfe in Gruben, Biber unter dem Eise, Füchse in Schlingen und Hirsche auf dem Schnee. Nachdem er Felle und Fleisch geräuchert hatte, brachte er alles zur Hütte des Lato-

bamico, der zu ihm sprach: Ei! ei! es freut mich sehr zu sehen, daß Du so behende und geschickt bist! Morgen gehe ich nach dem Dorfe; willst Du mit mir zurückgehen? Ja! antwortete Massotawana. Sie reisten ab; aber indem sie den Fluß Nissotowa hinabfuhren, stieß das Canoe auf einen Baumast und ward sect. Massotawana lud es aus, trug es unter einen Baum, und brachte einen ganzen Tag mit der Ausbesserung zu, ohne daß Latobamica seinen Mund aufthat, oder die Hand anlegte. Am andern Morgen brachte er es wieder in den Fluß, packte die Ladung ein, und besuchte ihn bei seinem Feuer. Alles ist fertig, sobald Du Deine Pfeife ausgeraucht hast, kannst Du einsteigen. Hier ist Dein Ruder. Sie fuhren davon. Bei der Ankunft im Dorfe sprach Latobamico: ich habe ein vierfüßiges Canoe nöthig, kannst Du mir eines machen? Das sollst Du sehen, antwortete Massotawana. Gleich den folgenden Tag machte er den Graben, der zur Form dienen sollte; ging in den Wald, Rinde von schwarzen Birken zum Ueberzuge zu holen, weiße Cedern zu den Brettern, Wassereischen zu den Ribben, Weiden zu den Rätzen und Harz zum Verpichen. In einem halben Monde war das Canoe fertig. Da, sprach er zu Latobamico, dies hast Du von mir verlangt; sieh zu, ob es dicht und gerade auf dem Wasser ist. Es ist trocken und gut gemacht, erwiderte Latobamico. Bist Du zufrieden? fragte der junge Jäger. Noch nicht; diesen Abend sollte ich mit Fackeln fischen, aber in meiner Abwesenheit hat man diejenigen verbrannt, die ich da gelassen hatte. Kannst Du mir welche machen? Du sollst sehen. Bald darauf brachte er ihm sechs, jede drei Fuß lang. Hier sind noch Hirsch- und Büffelhäute; kannst Du sie im Rauche bereiten und mit Hirn gerben? Das sollst Du sehen; und einige Tage darauf brachte er sie ihm, sehr biegsam und gut zurecht gemacht. Kannst Du mit Fackeln fischen? Das sollst Du sehen, antwortete der junge Mann. Sie gingen zusammen, jeder fuhr in seinem Canoe, und Massotawana harpunirte eine große Menge Störe. Nach dem Beschlusse der Fischelei sprach Latobamico: Komm, wärme Dich an meinem Feuer! Er ging mit. Fülle Deine Pfeife; wir wollen zusammen rauchen. — Ich sehe, fuhr der Greis fort, daß Du ein behender, geduldiger und unermüdetter Jäger bist; daß Du Canoes ausbessern und verfertigen kannst; daß Du mit dem Netze, bei Fackeln, unter dem Eise wie auf dem Wasser, bei Tag und bei Nacht zu fischen verstehst. Man sagt, daß Du schnell und zu allen Leibesübungen aufgelegt, daß Du ein eben so tapferer Krieger als Jäger bist; daß Du den Tod als den Weg ansiehst, der den Tapfern in das Land führt, das unsere Boreltern bewohnen; daß Du bereit bist, Dein Leben der Ehre unserer Nation und unseres Stammes aufzuopfern; daß Du selbst Deinen Wigwam gebaut, daß Du darin Dein Feuer unterhältst; daß Du den Kessel Deines alten Vaters zu füllen Dich bemühest; daß Du das Alter ehrst; daß Du lieber zuhörst, als sprichst; und endlich, daß Du das Feuerwasser (den Branntwein) der Weisen fürchtest. Da dem so ist, so bist Du werth Mann und Vater zu seyn. Geh zu meiner Tochter Napotelima, wiederhole ihr, was ich so eben gesagt habe, singe ihr Dein Kriegslied vor, und ist sie dann zufrieden, so mag sie Dein Feuer anblasen. Sei glücklich mit ihr, und sie mit Dir! Vergiß nie, was ein braver Mann den Weibern schuldig ist; ohne sie würden wir Bären und Wölfe auf Erden seyn. (Voyage à la Haute-Pensylvanie II, p. 142.)

Trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit, mit welcher ein Indianer nach langer Abwesenheit seine Frau und Kinder empfängt, vernachlässigt er weder die Ansprüche der ehelichen noch väterlichen Zärtlichkeit; beim Eintritt ins Haus sagt er nur: Ich bin zurückgekehrt! worauf die Frau erwidert: Ich freue mich! Hat er sich dann im Wigwam umgesehen, nach den Kindern gefragt und vernommen, daß sie sich alle wohl befinden, spricht er: Ich bin froh! und dies ist fürs erste die ganze Unterredung zwischen Mann und Frau; auch erzählt er für jetzt nicht, was ihm auf der Reise begegnet ist, sondern erwartet die Mahlzeit, welche seine Frau für ihn bereitet. Nach einiger Zeit, wenn

die Leute aus dem Dorfe sich vor seinem Hause versammelt haben, hört seine Frau mit den Uebrigen seine Geschichte der Länge nach.

Die Behandlung der Weiber ist bei den verschiedenen Völkerschaften und Stämmen ebenfalls verschieden, und je reiner die Indianer ihre Sitten bewahrt haben, je weniger sie mit den Weißen in Berührung gekommen sind, um so besser haben es die Frauen, um so mehr Freiheit wird ihnen gestattet, und Manche von ihnen haben sich bei einigen Stämmen selbst eine große Herrschaft angemast, großes Ansehen gewonnen, wie John Tanner, in seinen Denkwürdigkeiten, mehre Beispiele unter den Ottowas anführt, obgleich bei diesen die Frauen in der Regel gerade am strengsten gehalten werden, im buchstäblichen Sinn Lastthiere sind, und nicht einmal von ihren Männern erben, da bei dem Tode derselben alles wieder an die Verwandten fällt, oder weggegeben wird.

Wie schon oben gesagt, ist bei den Indianern Vielweiberei erlaubt, und jeder folgt in diesem Stücke seiner Neigung, obgleich die Meisten nur eine Frau haben. Die Häuptlinge der nördlichen Stämme haben oft 4, 6, und noch mehr Weiber. Jedem steht es frei, so viel Weiber zu nehmen, als er deren, mit den davon zu erwartenden Kindern, ernähren kann. Es ist nicht ungewöhnlich für einen Indianer zwei Schwestern zur Ehe zu haben, ja öfters sämmtliche Schwestern eines Hauses, und ungeachtet dieser, nach unsern Begriffen unnatürlichen Verbindung, leben sie in vollkommener Eintracht. Die jüngern Frauen sind den ältern unterwürfig, und diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten für die fruchtbaren solche niedrige Geschäfte, daß ihr Zustand nicht viel von Sklaverei verschieden ist. Dessen ungeachtet vollführen sie jeden Auftrag mit der größten Heiterkeit, in der Hoffnung, dadurch die Liebe ihres Gatten zu gewinnen, und auch so glücklich zu seyn, Mütter werden zu können, um die davon abhängende Achtung zu genießen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Indianer, obgleich er mehre Frauen hat, sich oft mehre Jahre lang nur zu einer einzigen hält — ja daß er manche in ihrem ganzen Leben nicht berührt. Diese werden zuweilen einem das Lager besuchenden fremden Häuptling angeboten, und lassen sich diese, nur eine Zeitlang fortdauernde, Verbindung willig gefallen; ohne Einwilligung des Mannes aber würden sie sich keine solche Verbindung ungestraft erlauben dürfen. Bei den Knistinoes und andern westlichen und nördlichen, nur selten mit Europäern in Berührung kommenden Völkern, ist es allgemein Sitte, den Häuptlingen sowohl als andern den Stamm besuchenden Kriegeren, die Gesellschaft ihrer Weiber aus Höflichkeit anzubieten, und vor der Anfnst der Europäer ist diese Sitte allgemein üblich gewesen. Bei den Indianern, welche den Niederlassungen näher wohnen, sind indes manche dieser Sitten abgekommen. (Carver 1c. p. 367). Bei manchen Stämmen wird der für den besten Jäger gehalten, welcher die meisten Weiber hat, weil er durch seine Betriebsamkeit für den Unterhalt derselben sorgen muß. — Sie lachen über die Ansiedler, daß diese nur eine Frau haben, und noch obendrein auf zeitlebens, da sie der Meinung sind, der gute Geist habe sie erschaffen um glücklich zu seyn, nicht aber um bei einander zu bleiben, wofern nicht ihre Gemüthsart und Neigungen übereinstimmen.

Der Ehebruch wird von den Indianern für ein schändliches Laster gehalten, und mit äußerster Strenge bestraft, die Frau entweder auf eine summarische Weise vom Ehemann derb gezüchtigt oder ihre Nase geschändet, in früherer Zeit vom Manne sogar abgebissen; bei einigen Stämmen sucht der Mann gleiches mit gleichem zu vergelten, oder den Beleidiger aus der Welt zu schaffen. Die Ehebrecherin wird entweder bloß verstoßen, oder ebenfalls ums Leben gebracht. — So kalt und frostig auch die Indianer in Ansehung des Geschlechtstriebes scheinen, so keusch die Frauen auch im allgemeinen während der Ehe sind, so unenthaltfam sind sie als Mädchen; den jungen Kriegeren fehlt es nicht an Gelegenheit, ihren Leidenschaften Befriedigung zu verschaffen, und nur zu dreist gehen sie dabei zu Werke. Sie dringen des Nachts in die Hüt-

ten, zünden ein Licht an, welches sie in der hohlen Hand ängstlich zu verbergen suchen, wecken die Geliebte, und sind willkommen, sobald diese, wenn sie erwacht, das Licht ausbläst; hüllt sie sich aber ein, so zieht der Liebhaber mit einem Korbe ab. Die Indianerinnen sind, im Ganzen genommen, etwas reizbarer Natur, werden aber darum nicht weniger geschätzt, wenn sie vor ihrer Verheirathung ihren Neigungen sich überliefern; ja, wie Carver erzählt, wurde eine Frau unter den Radowestlern mit um so größerer Achtung behandelt, weil sie in jüngern Jahren ein Reisfest gegeben hatte, zu welchem vierzig der vorzüglichsten Krieger eingeladen waren, denen sie in ihrem Zelte Reis und Wildpret vorsezte, und sie als Liebhaber erkannte. — Groß ist die Liebe der Indianer zu ihren Kindern, und der Erziehung derselben wird vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Sobald ein Kind geboren ist, geht die Mutter, in der Sommerzeit, an's Wasser und taucht ihr Kind ein, wickelt es hierauf in eine kleine wollene Decke, und bindet es auf ein mit Moos bedecktes Brett, welches oben am Kopfeende einen Keil hat, so daß der Kopf des Kindes nicht beschädigt werden kann. Im Winter wird das Kind in Häute und Decken zugleich eingewickelt; in heißer Sommerzeit wird ein leichtes Tuch über den jungen Weltbürger gedeckt, um die in den Wäldern so lästigen Muskiten abzuhalten. Das Brett, auf welchem das Kind liegt, wird vermittelst eines breiten Tragbandes an der Stirn der Mutter befestigt und ruht auf ihrem Rücken. Eine Mutter säugt ihr Kind bis es vier, und zuweilen sechs bis sieben Jahre alt ist, und füttert es in der Zwischenzeit, wenn sie es haben kann, mit Brei aus Weischofn und Milch; in entfernteren Gegenden nimmt sie statt dessen wilden Reis und Hafer, welche man von den Hülsen reinigt, zwischen Steinen zermalmt und mit Ahornzucker und Wasser kocht. (Vong. 611 ff.)

Von der frühesten Zeit an sind die Eltern bemüht, den Geist der Unabhängigkeit bei den Kindern zu befördern, lassen ihnen stets freien Willen, und zwingen sie nie zu irgend etwas, versehen aber dabei nicht, ihnen Dankbarkeit gegen den großen Geist einzusflößen, der ihnen das Leben gegeben hat, und der durch einen seiner niederen Geister von oben herab ihnen Korn, Kürbisse, Melonen, Bohnen und andere Gemüsearten herabgesendet habe. Zugleich machen sie ihnen bemerklich, daß ihre Vorfahren, die dies alles aus den Händen des großen Geistes empfingen, gewußt hätten, was jenem guten Wesen am wohlgefälligsten sey, und auf welche Weise die Gunst desselben am sichersten erlangt werden könne; man weist sie an, bei denen, die Alles wissen, Belehrung zu suchen, von ihnen anzunehmen, und sie wegen der Weisheit und Kenntnisse, welche sie besitzen, zu ehren. Dies erweckt bei den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten, und ein ernstliches Verlangen, ihrem Rath und Beispiel zu folgen. Man reizt ihren jugendlichen Ehrgeiz, indem man ihnen sagt, daß sie mehr wären als alle übrige Geschöpfe, und daß sie Gewalt über sie haben sollten; man giebt sich Mühe, ihnen dies Gefühl recht frühzeitig einzupflanzen, und bald wird es auch in der That das leitende Princip ihres folgenden Lebens; man prägt ihnen ein, daß sie durch die Befolgung des Rathes des am meisten bewunderten und gepriesenen Jägers, Fallenstellers oder Kriegers, in der Folge eben den Grad des Ruhms, der diesem zu Theil geworden, auch erreichen würden, und daß, wenn sie sich nach den Rathschlägen der Bejahrten, der Oberhäupter der vorzüglichsten Weisen richteten, sie künftig auch einmal zur Ehre gelangen und zu den weisen Männern gerechnet werden könnten: ein ehrenvoller Titel, der keinen Indianer gleichgültig läßt. Man macht ihnen begreiflich, die Schwachen und Bejahrten zu ehren, und gut und dienstfertig gegen sie zu seyn, um wenn einst an sie die Reihe kommen sollte, die Schwäche des Alters zu fühlen, von ihren Nachkommen auf gleiche Weise behandelt zu werden. — Nachdem die Eltern diese Lehren dem zarten Gemüth der Kinder hinlänglich eingepägt, suchen sie bei ihnen das Gefühl von dem Unterschied zwischen gut und böse zu erwecken;

sie sagen ihnen, daß es gute und böse Handlungen gäbe, und daß es bei ihnen stände, sowohl diese als jene auszuüben; daß aber gute Handlungen dem guten Geiste, der das Leben gegeben, wohlgefielen, daß alles Böse hingegen von dem bösen Geiste herkäme, der ihnen gar nichts Gutes gegeben habe und der ihnen auch nichts Gutes geben könne, da nichts dergleichen sich bei ihm finde, daß dieser sie um alles Gute, was sie vom guten Geiste empfangen hätten, beneide, und daß er weit unter dem guten Geiste stände.

Diese vorbereitenden Lehren erregen in den Kindern den Wunsch zu erfahren: was gut und böse sey, und wenn auch die Weise, auf welche dieser Unterricht vorgetragen wird, keine Lektion für eine bestimmte Stunde oder Tag, sondern vielmehr eine lange Folge von mehr praktischen als theoretischen Belehrungen ist, welche sich nicht zu bestimmten Jahreszeiten wiederholen, sondern welche dem Kinde gezeigt, vorgehalten und begreiflich gemacht werden, erzeugt sich dieser Unterricht um so eindringlicher, als er nicht nur von den Eltern oder denen, die unmittelbar die Aufsicht über das Kind führen, ausgeübt wird, sondern daß die ganze Gemeinde insgesammt und gleichmäßig an der Leitung des aufwachsenden Geschlechtes Antheil nimmt.

Dieser Unterricht der Kinder geschieht aber nicht in einem gebieterischen abschreckenden Tone, sondern auf die sanfteste und einnehmendste Weise, und das väterliche Ansehen wird niemals durch harte Zwangsmittel gehandhabt, und weder durch Züchtigungen noch Drohungen suchen die Indianer einem Befehl Nachdruck zu geben oder Gehorsam zu erzwingen. Nur moralischer Zwang wirkt auf den Indianer, und der Stolz des Kindes ist das Gefühl, an welches man sich hält, und welches auch bei nahe in jedem Fall das Beabsichtigte bewirkt. Ein Vater braucht nur in Gegenwart seiner Kinder zu sagen: „Ich wünsche, dies ausgerichtet zu haben.“ — „Ich wünsche, daß eins von meinen Kindern in dieser Angelegenheit für mich ausginge.“ „Laß doch sehen, welches das gute Kind ist, das es thun will!“ und das Wörtchen gut wirkt mit Zauberkräft; — alle Kinder wettsüßeln mit einander, den Wünschen des Vaters zu entsprechen.

Bei dieser Art der Erziehung werden die Eltern, wie schon oben gesagt, vom ganzen Stamme oder der Gemeinde unterstützt; wird ein Kind von seines Vaters Hause ausgehickt, um einer bejahrten Person eine Schüssel Essen zu bringen, so werden Alle im Hause dasselbe einstimmig ein gutes Kind nennen, werden fragen: wem gehört dies Kind, und wenn sie es vernehmen, ausrufen: Ei, hat die Schildkröte, oder der kleine Bär (wie nun des Vaters Name seyn möge) ein so gutes Kind! — Sieht man ein Kind, welches eine alte schwache Person führt, durch die Strafe gehen, so werden alle Bewohner eines Dorfes, so daß es von ihm gehört werden kann, die etwa gegenwärtigen Kinder ermuntern, ein Beispiel daran zu nehmen, und Einer dem Andern zurufen, hinzusehen und zu bemerken, was für ein gutes Kind dies seyn müsse, das dem Alter so große Aufmerksamkeit beweise; oder: „möge der große Geist, der dies sieht, diesem guten Kinde ein langes Leben schenken!“ — Und so befolgt man fast in allen Fällen diese Weise, um die Kinder über das, was für sie gut, anständig und ehrenvoll ist, zu belehren; dahingegen wenn ein Kind etwas Böses begangen hat, der Vater zu ihm sagen wird: „Ach, wie schmerzt es mich, daß mein Kind diese böse That begangen hat! ich hoffe es wird nicht wieder geschehen!“ Dies wirkt gewöhnlich, zumal wenn es in Gegenwart Anderer gesagt wird. — Die ganze Anlage der Erziehung bei den Indianern ist mehr darauf gerichtet, den Geist zu erheben, als ihn niederzudrücken, und auf solche Weise entschlossene Jäger und furchtlose Krieger zu bilden.

Hat ein junger Bursche sein erstes Stück Wild erlegt, etwa einen Hirsch oder einen Bären, so werden die Eltern nicht ermangeln, in Gegenwart ihrer Kinder zu irgend

Jemand zu sagen: „Der Bursch muß den ältern Jägern recht aufmerksam zugehört haben, denn obgleich er noch jung ist, hat er doch schon bewiesen, daß er selbst einmal ein guter Jäger werden wird.“ — Hat auf der andern Seite ein junger Bursche keinen solchen Beweis geliefert, so wird man sagen: er hat auf die Gespräche der Älteren nicht gemerkt! — Auf solche indirekte Weise wird den jungen Leuten über alle Gegenstände Unterricht erteilt, und dadurch, daß sie den Bejahrten zuhören, wenn diese sich über verschiedene Gegenstände unterhalten und dabei der Reihe nach erzählen, wie sie zu Werke gegangen, lernen sie die Kunst des Jagens, Fallenstellens und Kriegsführens. Durch diese Art des Unterrichts wird ihre Ehrfurcht für das Alter lebendig erhalten, und noch durch die Betrachtung erhöht, daß ihnen in Zukunft dieselbe Ehrfurcht bei ihren Erzählungen bewiesen werden wird. — Bei allen indianischen Nationen ist diese Art Unterricht zu erteilen üblich, und legt den Grund zu der freiwilligen Unterwerfung unter den Willen ihrer Oberhäupter, wodurch sich die Indianer so sehr auszeichnen. (Hockewälder S. 152.)

Auf den Anzug und Fuß ihrer Kinder verwenden die Indianer wenig: bis in's sechsten Jahr und länger geht der Knabe nackt; die erste Kleidung, die er bekommt, besteht in einem schmalen Streifen von blauem Luche, der zwischen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen angebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, sobald sie gehen lernen, ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich giebt der Vater seinem Kinde im fünften oder sechsten Jahre einen Namen, der, nach seinem Vorgeben, ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieses geschieht bei einem Opfer auf eine feierliche Weise durch Gesang. Das nennen sie über das Kind beten! und eben so feierlich gehen sie zu Werke, wenn sie einen Erwachsenen, der schon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen giebt, macht sie nicht so viel Umstände, und nennt es gewöhnlich nach einer Eigenschaft, die ihr an demselben besonders gefällt, als: das schöne Kind, das Große, u. dgl. Einem Kinde, das sie nicht lieb haben, geben sie auch wohl einen garstigen Namen.

Wenn die Mädchen heran wachsen, so suchen die Mütter sie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, lassen sie daher gelegentlich ihnen zur Hand gehen, und sind überhaupt darauf bedacht, daß sie die weiblichen Geschäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten, gehen ihren Einfällen nach, nehmen vor was ihnen beliebt, und Niemand wehrt ihnen. Richten sie Schaden an, so werden sie nur mit guten Worten darüber erinnert, und die Eltern vergüten den Schaden lieber doppelt und dreifach, als daß sie ihre Kinder darüber bestrafen sollten.

Die Knaben üben sich im Gebrauch des Bogens, und schießen nach einem Ziele, nach Tauben, Eichhörnchen u. dgl. Wächst der Knabe noch mehr heran, so bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchse. Der erste Hirsch, den er erlegt, veranlaßt stets eine Feierlichkeit, und ist gar ein Vär seine erste Beute, so ist des Jubelns kein Ende, und der Knabe oder Jüngling erhält die Weihe des Jägers.

Wenn wir auch auf der einen Seite annehmen, daß die Selbsterhaltung die Triebfeder ist, welche die Indianer bestimmt die Erziehung der Kinder auf diese Art zu bewerkstelligen, so müssen wir doch gestehen, daß es die naturgemäße Art der Erziehung ist und wohl verdiente, von civilisirten Völkern beachtet zu werden. Oft habe ich mit Erstaunen bemerkt, wie artig und liebenswürdig die Kinder der Indianer seyn können und aufrichtig muß ich gestehen, daß unter den Stämmen des Nordens, Südens und Westens, mit denen ich auf meinen Reisen in Berührung gekommen, mir unter den Jungen nie solche ungeschliffene Bengels vorgekommen sind, wie man sie häufig unter Hohen und Niedern in unserem civilisirten Europa trifft. Ihr Betragen ist frei und keinesweges listig, und ihre Offenheit und Gefälligkeit, besonders aber ihre Achtung

gegen das Alter, ein wahres Musterbild für unsere deutsche Jugend. Ihr positiver Zustand trägt allerdings dazu nicht wenig bei, und die Lehren und die Erzählungen der Mütter, die Gespräche der Befahrten, leisten mehr als Zwang und Strafen in Europa. Das Einzelne nicht verzogen werden, läßt sich nicht läugnen, doch auch diese Verzogenen sind keine Bürde des Stammes, weil sie größtentheils, wenn Verachtung sie straft, das Dorf verlassen. Die Mütter sind in den ersten Jugendjahren die Haupt-erzieherinnen oder Lehrerinnen, und bringen die Abendstunden meistens damit zu, den Kindern die Tugenden des Muths, die Großthaten ihrer Väter, der Helden des Stammes zu erzählen, wie sie während ihres Lebens so und so viel Feinde getödtet, scalpirt oder verbrannt, oder wie sie, wenn sie das Unglück gehabt gefangen genommen zu werden, mit erhabenem Muth die fürchterlichsten Martern erduldet. Zuweilen unterhalten sie die Kinder mit den innern Zwistigkeiten des Stammes, mit den Beschwerden über diese oder jene Nachbarn, mit behutsam zu nehmenden Maßregeln, um sich zu gelegener Zeit dafür rächen zu können, und geben ihnen leider auch auf diese Weise Unterricht in der Verstellung, der Grausamkeit, dem Hasse, der Behutsamkeit in der Rache und dem Blutdurst, während sie ihnen auf der andern Seite ein hohes, enthusiastisches Gefühl von ihnen selbst und von ihrer Nation beibringen. Man lehrt sie das Irdische verachten, Hunger und Durst zu ertragen, und den Martern mit mannhafter Stirn entgegen zu gehen, und führt ihnen Beispiele an, um sie mit dergleichen Ereignissen vertraut zu machen. Man prägt ihnen Muth und Standhaftigkeit ein, um sie einst zum Schrecken ihrer Feinde zu machen, sucht ihnen eine hohe Meinung von dem Heldenmuth ihres Stammes beizubringen, und belehrt sie, daß es für einen Mann schändlich sey, bei irgend einer Gelegenheit Thränen zu vergießen; daher auch die Unerbittlichkeit, durch welche sich die Indianer in den verschiedenen Lagen des Lebens auszeichnen.

Hat ein Knabe das vierzehnte Jahr erreicht, so erhält er bei mehreren Stämmen die geistige Weihe, eine der seltsamsten Ceremonien, die jedesmal beim Eintritt in's Jünglingsalter vorgenommen zu werden pflegt. Man unterwirft um diese Zeit die Knaben einer abwechselnden Ordnung des Fastens und Medicinirens, und sucht sie durch Getränke berauschender Art in einen Zustand der Ueberspannung zu versetzen, in welcher sie Gesichte zu sehen vermeinen, und sich ihnen durch Träume die Zukunft offenbart. Zu diesem Ende erhält jeder Einzumehrende zuerst zwei Handvoll der Wurzel des Mai-Apfels, welche er in einem Tage aufzehrt, sie trinken einige Tage lang nichts als Wasser, in welchem die Blätter dieser Pflanze geweicht wurden, und essen während der Abenddämmerung zwei oder drei Löffel gekochten Mais. Vier Tage lang wiederholen sie diese Körperreinigung, und hüten während dieser Zeit das Wigwam. Den fünften Tag gehen sie wieder aus, bekleiden sich aber mit neuen Schuhen. Zwölf Monate lang dürfen sie weder Truthähne, noch Hühner, weder Bären- noch Rehfleisch, noch Salz genießen, und während dieser Zeit ist es ihnen verboten, die Ohren mit den Fingern zu reinigen, noch den Kopf damit zu kratzen, sondern sie müssen ein Stückchen Holz dazu nehmen. Vier Monate lang müssen sie ein besonderes Feuer unterhalten, und ihre Nahrungsmittel selbst zubereiten, im fünften Monate aber können sie von jemand anders kochen lassen, nur müssen sie sich immer zuerst bedienen, und dürfen nur einen Löffel und eine Schüssel haben. Mit jedem Neumond müssen sie vier Tage lang einen Aufguß von Schlangenwurzel trinken, und sich bis auf den Abend aller Nahrung enthalten, wo sie einige Löffel Mais zu sich nehmen dürfen. Im zwölften Monat verhalten sie sich vier Tage lang, wie zu Anfang der Weihe, und sammeln den fünften Tag die Spitzen der Maisstengel, die sie zu Asche brennen, und sich mit derselben den ganzen Körper einreiben. Am Ende des Monats nehmen sie ein starkes Schwitzbad, gehen darauf in's Wasser, und endigen so die Ceremonie. Bei

einigen Stämmen ist die Ceremonie der Weihe auf 6—8 Monate beschränkt, bei andern währet sie nur 12 Tage, bei allen aber wird sie unter der Oberaufsicht der Priester vollzogen.

In diesem durch Fasten, Brech- und Purgirmittel und narcotische Getränke aufgeregten Zustande geben die Indianer vor, außerordentliche Gesichte zu bekommen, und Zusammenkünfte mit dem Mannitto oder mit Geistern zu erringen, bei denen ihnen die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens enthüllt und sie zugleich über ihren künftigen Beruf belehrt würden. Ist ein Knabe so eingeweiht, so gibt man ihm einen Namen, übereinstimmend mit den Gesichtern, die er gesehen hat, und dem Schicksal welchem er, wie man glaubt, entgegen geht, und auf diese Weise in einen Zustand der höchsten Seelenspannung versetzt, tritt der Jüngling mit hoher Meinung von sich selbst in die Welt, und fühlt sich zu den kühnsten Unternehmungen begeistert.

Der Glaube an die Wahrheit dieser Visionen ist allgemein unter den Indianern, und vergebliche Mühe würde es seyn, ihnen zu beweisen, daß ihre Träume nichts als die Wirkungen einer erhigten Einbildungskraft seyen; alle ihre Träume und Gesichte halten sie für Eingebungen eines Mannitto, und der Glaube daran löst ihnen eine solche Stärke, Macht und Unerstrockenheit ein, welcher nichts zu widerstehen vermag; doch nicht Alle, die auf solche Weise eingeweiht wurden, sind für eine kriegerische Laufbahn bestimmt, und Mehre erfahren erst durch ihre Träume, daß sie Aerzte, Beschwörer oder sonst etwas im bürgerlichen Leben werden sollen. Es ist zum Erstaunen, sagt Heckewelder, was für eine Menge abergläubiger Vorstellungen den arglosen jugendlichen Gemüthern vermittelt dieser Träume eingeflößt werden, und es gibt sogar einige, welche auf diesem Wege angeleitet werden, an die Seelenwanderung zu glauben. Viele Indianer glauben, daß sie vermittelt jener Visionen wüßten, was aus ihnen werden würde, wenn sie stürben, wie ihre Seelen ihre Körper verlassen, und ihre Wohnung in denen noch ungeborner Kinder nehmen würden, und ihr Traditions-glaube leistet ihnen hierbei nicht wenig Vorschub. Heckewelder erzählt von einem sehr verständigen Indianer, der selbst von den Weisen sehr geachtet wurde, aber nicht von seinem Glauben an die Kraft der Weihe abzubringen war; er bezeugte, daß er eine deutliche Erinnerung von den Träumen und Gesichtern habe, die ihm bei seiner Weihe vorgekommen wären, und daß er sich versichert hielte, sie rührten von der Wirksamkeit himmlischer Geister her. Er behauptete seltsame Dinge von seinem eignen übernatürlichen Wissen, welches er nicht bloß zur Zeit seit Weihe, sondern zu andern Zeiten, ja selbst vor seiner Geburt erlangt habe. Er sagte, er wisse, daß er zwei Menschenalter hindurch gelebt habe, daß er zweimal gestorben sey, und zum drittenmale geboren worden wäre, um während der Dauer des jetzt lebenden Geschlechtes fortzuleben, worauf er sterben und nie wieder in dieses Land kommen werde. Tanners Pflegemutter stand bei dem Stamme der Ottowas, ihrer Träume und Gesichte wegen, in großem Ansehen, und obgleich ihr eigner Sohn sie verspottete, war sie doch das Drakel des ganzen Stammes.

Die Eigennamen, welche die Indianer führen, sind ziemlich willkürlich und werden ihnen in ihrer Jugend gewöhnlich nach Thieren verschiedener Art, als: Biber, Otter, Sonnenfisch, Klapperschlange u. s. w. gegeben; Andere führen auch Namen, welche in ihren persönlichen Eigenschaften oder in ihrem Außern liegen, oder zum Theil auch in Laune und irgend einem Einfall ihren Grund haben, und noch Andere werden ihnen von den Weihen beigelegt, wie z. B. Pfeife (Pipe), Weißauge (Whiteeyes), Hirschtödter (Killbuck) u. s. w., welches keine eigentlich indianischen Namen sind. Sie behalten nicht immer den zuerst angenommenen Namen bei und nehmen, gewöhnlich nach erhaltener Weihe, oder nachdem sie in den Stand der Männer getreten sind, einen neuen Namen an. Viele Namen sind Anspielungen sittlichen Betragens oder verdienst-

licher Handlungen und werden, ob sie gleich in der Uebersetzung oft einen ganzen Satz bilden, gewöhnlich in einem einzigen Worte ausgedrückt, in deren Zusammensetzung die Indianer außerordentlichen Scharfsinn zeigen, wie Ottahtongoomlisheah, d. i. der große Vater der Schlangen, oder Honahpawiatin, der schnelle Läufer über die Berge, Namen zweier Krieger der Radowessier. Fremde werden sie nie bei ihren Namen nennen, sondern ihnen allemal solche beilegen, welche von einer besondern, an der Person von ihnen bemerkten Eigenschaft hergenommen ist; so erhielt William Penn, als ihnen die Bedeutung des Namens Penn (Feder) gesagt wurde, von den Lenapes den Namen Miquon, von den Troquesen den Namen Onas, welches in ihrer Sprache dasselbe bedeutete, und Philadelphia hat bei den Indianern noch immer den Namen, womit sie früher den Platz bezeichneten, ungeachtet aller Veränderungen, die dort vorgegangen sind: Ruequenaku (koo - ek - wen - aw - koo), d. i. der Hain der langen Tannen.

Eine Folge der praktischen Erziehung der Indianer ist die große Ehrfurcht, die sie dem Alter beweisen. Die Aeltern sparen keine Mühe, dem Gemüthe der Kinder die Ueberzeugung einzuprägen, daß sie sich den Zorn des großen Geistes zuziehen würden, wenn sie die vernachlässigten, denen seine Güte vergönnte, ein so hohes Alter zu erreichen und die er vor allen Gefahren des Lebens geschützt; es ist eine der moralischen und religiösen Wahrheiten, welche sie beständig vor Augen haben, daß der große Geist, der sie erschuf und so reichlich versorgte, es den Aeltern zur Pflicht gemacht, für ihre Kinder so lange zu schaffen, bis sie im Stande seyn würden, sich selbst zu helfen, und daß die Kinder die nämliche Sorge für die übernehmen müßten, die, vor Alter schwach geworden, sich ihre Bedürfnisse selbst nicht mehr verschaffen könnten. Bei diesen Unterstüzungen des Alters bleiben die Indianer aber nicht bei dem durchaus Nothwendigen stehen und begnügen sich nicht damit, die Bejahrten gegen das Umkommen vor Hunger und Kälte zu schützen, sondern sie lassen ihnen an allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ihren Antheil haben. Es ist wirklich ein rührendes Schauspiel, die zarte Sorgfalt zu beobachten, welche sie bei jeder Gelegenheit gegen alte und abgelebte Personen beweisen, wie sie, wenn sie zur Jagd gehen, dieselben auf ein Pferd oder in ein Canoe setzen und sie durch die Waldungen mit zu ihren Jagdplätzen nehmen, um sie durch den Anblick einer Belustigung zu erheitern, an welcher sie aus Schwäche selbst keinen Antheil mehr nehmen können; Andere gehen noch weiter und lassen die grau gewordenen Veteranen dadurch Theil nehmen, daß sie ein gejagtes Stück Wild umzingeln, dasselbe unter den Schuß bringen und nun Junge und Alte zu gleicher Zeit darauf losfeuern, so daß es schwer wird zu sagen, wessen Schuß das Thier niedergerückt und von den Jüngern allemal zu Gunsten der Aeltern entschieden wird. Zu Hause werden die Bejahrten so behandelt und gepflegt, als ob sie Lieblingskinder wären. Man hält sie werth und liebkoset ihnen, thut ihnen gütlich, wenn sie gesund sind, versorgt sie auf dem Krankenlager und kommt allen ihren Wünschen zuvor. Die jungen Leute suchen sie auf, denn die Unterredung der Bejahrten mit ihnen wird als eine Ehre betrachtet. Ihr Rath wird bei allen Gelegenheiten eingeholt, ihre Worte werden wie Orakel aufgesaßt, und wenn sie zu Zeiten auch geschwägig sind, oder im höchsten Alter kindisch werden, giebt dieses bei den Indianern nie Stoff zum Gespött oder Gelächter. Bei jeder Gelegenheit, und in allen Verhältnissen des Lebens nimmt bei den Indianern das Alter die erste Stelle ein, und selbst bei den Vergnügungen der Knaben unterwerfen sich die Jüngern der Leitung des Aeltesten unter ihnen, der ihr Anführer, Befehlshaber und Sprecher ist; werden sie auf dem Wege von irgend Jemand angerebet, so wird keiner antworten, als der S p r e c h e r, und dieser Regel bleiben sie stets getreu, und beobachten sie, wenn sie herangewachsen sind; in keinem Falle wird sich einer in einer Gesellschaft oder einer Versammlung einiges Ansehen

über den Anführer anmaßen, oder ihn zurecht weisen, wenn er den Weg verfehlen oder sich verirren sollte; noch viel weniger wird einer, dem er etwas sagt, widersprechen, wenn er nicht bestimmt um seine Meinung gefragt wird, und bloß in diesem Falle, sonst nicht, wird er sein Urtheil, doch immer mit großer Bescheidenheit, aussprechen (Hefewelder, Kap. 17).

Viele Reisende und Geographen haben zu behaupten gewagt, daß alte Leute unter den Indianern nicht nur vernachlässigt und dem Mangel preisgegeben würden, sondern daß man sie sogar, wenn sie sich selbst nicht länger helfen könnten, gänzlich aus dem Wege räumte. In Nord-Amerika ist dieses aber nirgends der Fall, und wenn unter irgend einem Indianer-Stamm, Jemand, bloß aus dem Grunde einen bejahrten Mann oder eine bejahrte Frau tödten würde, weil sie für die Gesellschaft unnütz und eine Last geworden sind, der Mörder augenblicklich zum Tode gebracht werden würde. Keine Handlung würde mehr Entsetzen und allgemeinen Abscheu erregen, als diese, und die Zeugnisse der verschiedenen Missionäre aller Religionspartheien, unter denen Hefewelder und Zeisberger oben an stehen, sprechen laut und hinlänglich gegen jene Verläumdungen; häufiger kommt es vor, daß bei vorgerücktem Lebensalter der Indianer den Tod mehr aufsucht, als fürchtet, namentlich wenn die Kinder dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Daher die rührende Klage des alten *Aguegon*, welche uns die *Voyage dans la Haut-Pensylvanie* etc. aufbewahrt: „Was ist ein Jäger und ein Krieger, wenn er anfängt unter der Last der Jahre zu erliegen, wenn die Zeit das Mark seiner Gebeine ausgetrocknet und seiner Stirne die Furchen des Alters eingegraben hat? Von den Höhen seiner Jugend und seines Lebens herabgestiegen in die Thäler der Stille, der Dunkelheit und des Todes, wird er nie die Frühlingssonne wiedersehen, wird nie sein Haupt, das gebückt ist, wie die Aeste der Weide, unter der Last des Schnees, sich wieder erheben und wieder grünen. Sein Gang, vor kurzem stolz und rasch, wie der des Glens, gleicht dem langsamen und krummen Schleppen der Schnecke, und er wird, wie dieses kriechende Thier, von den Vorübergehenden unter die Füße getreten. Bringt er seinen Kahn auf das Wasser, so lassen seine entkräfteten Hände das Ruder im Augenblicke der Gefahr entweichen, und der Strom reißt ihn bald vom Wasserfalle in den Abgrund der Zerstörung und des ewigen Vergessens hinab. Was ist ein Jäger und ein Krieger, dem das Zittern des Alters Hände und Füße wankend macht? Nicht im Stande seinen Bogen zu spannen, den Tomahawk zu führen, seinen Kessel zu füllen, ist er nichts als ein früher glänzendes, jetzt erloschenes Meteor, das nur Dampf hinter sich läßt; als eine Wolke, die ihres Donners sich entladen hat, und nun bloß ein feuchter und leichter Dunst ist, mit dem die Winde ihr Spiel treiben. Die Ehrfurcht, welche seine Tapferkeit im Kriege, seine Geschicklichkeit auf der Jagd, und seine Worte im Rathe eingeflößt hatten, wird durch das kalte und unnütze Mitleid ersetzt, ein unmittelbarer Begleiter des Ueberdrusses und der Verachtung. Hat er, wie ich, in seinen Kindern den Trost und die Stütze seines Alters verloren, dann wäre es tausendmal besser gewesen, man hätte ihn nie unter die Menschen gerechnet. Er ist da, und ist nichts mehr. Schmerzen und lange Weile umlagern ihn. Seine Ohren verschließen sich; er wird taub gegen die Stimme der Freundschaft, wie gegen die der Natur, die im Gesange der Vögel so melodisch spricht. Seine Augen werden dunkel, er kennt seine Nachbarn und Verwandte nur noch an dem Drucke der Hände; sein Gedächtniß erlöschet allmählig, wie die Strahlen der Sonne. Die Jagd und die Fischerei, die Folge der Jahreszeiten, die Ankunft der Fische und Vögel, sind ihm nichts mehr, und bald werden die traurigen Ueberreste seines Geistes, seines Muthes und seiner Seele sich in das Dunkel des Todes verlieren. Vormal, als meine Kinder mich umringten, lebte ich in Hoffnung und Vergnügen, ich genoß weniger das Glück sie zu sehen, wie sie waren, als das,

ke zu sehen, wie sie dereinst seyn sollten. Ihr Hingang hat meine Hoffnungen weß gemacht, wie Krieger das Gras verdorren machen, auf dem sie lange ihr Lager hatten, wie die Hitze des Sommers das schöne Schilf des Ufers. Damals fürchtete ich den großen Pfeil des Ugan-Matschee Manitto (des bösen Geistes, der Unglück sendet), der da trifft, ohne daß man ihn sieht und hört; aber jetzt, was habe ich noch zu fürchten, da ich Alles verloren habe? Was mir noch vom Leben übrig ist, verdient den Namen eben so wenig, als die von den Wolken geschwächten, und von der unruhigen Oberfläche des Sees zurückgeworfenen Mondstrahlen, den des Lichts."

Ist bei den Indianern nun die Schwäche des Alters eingetreten, so zeigt bei vielen der nördlichen Stämme der ergraute Krieger im Rathe an, daß er Willens sey, sein Klima zu verändern, daß er den Pfeil des Todes in seinem Innern fühle. Er reinigt sich im Schwitzhaufe zu dieser Veränderung, raucht mit seinem Stamme die Friedenspfeife, und singt seinen Todesgesang; geht hinaus in den Wald und setzt sich, ganz in seine Decke eingehüllt, unter einen Baum, wo er unbeweglich den Tod erwartet! Im Umgange mit einander oder mit Fremden sind die Indianer höchst liebenswürdig, und selbst die fernsten Stämme entwickeln in ihrer Geselligkeit eine Civilisation, die Staunen erregt. Oesters war ich Zeuge ihrer Zusammenkünfte, ihrer oft stundenlangen Unterredungen und Verhandlungen, ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten, Theilnehmer ihrer gesellschaftlichen Jagden oder Fischerei, und kann mich keines Falls erinnern, wo sie in Streit gerathen wären, oder bei Theilungen ihrer Jagdbeute die einzelnen Antheile gemißbilliget hätten; Jeder empfängt seinen Antheil mit den Worten: „Anischi,“ ich bin dankbar, gleich als ob er ein Geschenk erhalten hätte. Die Indianer sind sehr gesellig, und die Männer eines Dorfes kommen öfters in der Absicht zusammen, sich mit einander zu unterreden, und die gute Kammeradschaft zu erneuern. Der Grundsatz, daß Gutes und Böses nicht vereinigt in einem Herzen wohnen könne, dient ihnen bei allen Gelegenheiten zur Richtschnur, und deshalb sind sie auch bei ihren gemeinschaftlichen Jagden oder Reisen, in größern oder kleinern Gesellschaften, weder ungeduldig noch zänkisch, noch beschuldigen sie Einen oder den Andern, daß er durch sein Versehen irgend einen Unfall herbeigeführt habe, selbst wenn Einer durch die Sorglosigkeit eines Andern seine ganze Habe verloren hätte, wird er nicht in Hitze gerathen, sondern geduldig den Verlust tragen, und bei sich selbst denken, daß Jener sich selbst schon genug kränke, und daß es unbillig seyn würde, seinen Schmerz noch zu vermehren. Bei allen Gelegenheiten urtheilen sie mit Ruhe, und bestreben sich einen Unterschied zwischen einem zufälligen Versehen und einer absichtlichen Handlung zu machen; ersteres, sagen sie, kann von einem Jeden begangen werden, man soll es deshalb nicht zu hoch aufnehmen oder bestrafen, letztere hingegen, da sie freiwillig, mit Vorbedacht ausgeübt wurde, muß die gehörige Bestrafung empfangen. Heckewelder erzählt mehre Beispiele, bei denen man die ruhige Ueberlegung der Indianer bewundern muß, wie Einer den Andern, von welchem er ein Gewehr geborgt, beim Abnehmen desselben von der Wand des Wigwams aus Versehen erschoss, wie von allen Seiten des Hauses das Geschrei: „o, das Unglück!“ erscholl, als unglücklich er Zufall aber immerfort die Sache betrachtet und behandelt wurde. Wie einer das Pferd seines Nachbarn, während er auf dem Anstand auf Bären war, erschoss, und dieser deshalb keine Entschädigung haben wollte, weil er ihn hinlänglich überzeugt hatte, daß nur ein unglücklicher Zufall die Ursache gewesen.

Es gibt wohl kein Volk, was aufmerksamer auf die gewöhnlichen Höflichkeiten im Umgange mit Andern wäre, als die Indianer; größtentheils entgeht dies aber gewöhnlich, wegen Mangel an Kenntniß ihrer Sprache, wie ihrer Sitten und Gewohnheiten, der Beobachtung der Reisenden, obgleich auch einige schärfere Beobachter, wie unter andern Volney (T. II. p. 497) schon diesen Gegenstand berührten. Mit Vergnügen beobachtet

man die Aufmerksamkeit, welche einer Person bei ihrem Eintritt in ein indianisches Haus bewiesen wird; zuerst ladet man den Ankommenden ein, sich zu setzen, mit den Worten: „Setze Dich, mein Freund!“ wenn es ein Fremder oder kein Verwandter ist, im letztern Falle aber setzt man die gehörige Benennung dazu. Man läßt nie eine Person stehen, für Alle sind Sitze da, und wenn auch ein Duzend nach einander hereintreten sollten, so bekommt doch jeder einen Sitz, und der Fremde, wenn es ein Weißer ist, den besten. Darnach wird der Tabacksbeutel herumgereicht, und eine Pfeife ist das erste, was zum Genuß geboten wird. Ohne daß zwischen Mann und Frau ein Wort gewechselt wird, geht letztere hin und bereitet für die Gesellschaft etwas zu essen, und wenn sie es aufgetragen hat, geht sie in des Nachbarns Haus, um dort der Familie zu sagen, mit was für einem Besuch ihr Mann beehrt worden sey. Allerdings erwarten die Indianer von ihren Landsleuten bei Gelegenheit die Erwidderung einer solchen Aufmerksamkeit und Gastfreiheit, doch ist dies nicht ihre Hauptabsicht, denn viele Fälle hatte ich zu bemerken Gelegenheit, wo an keine Erwidderung zu denken war, wo die Armuth sie nicht zuließ, oder wo die Entfernung des Wohnortes es den Besuchenden unmöglich machte, seinem Wirth die selbe Höflichkeit zu erweisen.

In allen ihren Worten und Handlungen sind die Indianer besonnen und umsichtig, und nichts reizt sie zu einer unmäßigen Hitze hin, als der Haß gegen ihre Feinde; in allen andern Fällen sind sie kaltblütig und außerordentlich vorsichtig, indem sie sich hüten, um keinen Preis die innern Bewegungen ihres Gemüths zu verrathen. So gibt der Indianer dem Freunde, auf den ein Feind am Wege lauert, nichts mehr als einen entfernten Wink über die Gefahr, wie etwa: „Es läge ein Hund im Wege, der ihm vermuthlich etwas zu Leide thun könnte!“ Hat ein Indianer auf der Jagd lange Hunger gelitten und kommt endlich zu der Hütte eines Andern, so hütet er sich wohl, das geringste Merkmal von Ungeduld oder von dem Hunger, der ihn quält, blicken zu lassen, sondern nachdem er eingeladen worden, in's Haus zu kommen, setzt er sich und raucht in Ruhe seine Pfeife, als ob er sonst gar kein Bedürfniß fühlte. Er glaubt, ließe er sein Verlangen blicken, so würde dies als ein Mangel an Standhaftigkeit betrachtet werden, und man würde ihn zu den alten Weibern rechnen. (Carver 10.) Gegen einander sind sie außerordentlich freigebig, und wenn bei ihren Freunden etwa Mangel eintritt, so ersetzen sie denselben von dem Eiguen was sie übrig haben. Sie sind bereit, bei Gefahren den Mitgenossen ihres Stammes Hülfe zu leisten, ohne auf irgend eine Vergeltung zu rechnen, die billigen Belohnungen ausgenommen, welche die Indianer immer dem Verdienste zutheilen.

Bei Besuchen, welche ein Indianer irgend einer bestimmten Person einer Familie macht, sagt er es gleich beim Eintritt, wem der Besuch gelten soll, worauf sich die andern Glieder der Familie sogleich an's andere Ende des Wigwams oder des Zeltes begeben, um die Unterredung nicht zu stören. Denselben Gebrauch beobachtet man auch, wenn ein Mann einer Person vom andern Geschlechte seine Aufwartung macht, nur muß derselbe sich in Acht nehmen, Liebezangelegenheiten nicht zum Gegenstand seines Gesprächs zu machen, so lange es Tag bleibt. (Carver 10. p. 241.)

Die Uneigennützigkeit ist ein Hauptcharakterzug der Indianer, der nicht allein aus der gänzlichen Abwesenheit des Grundeigenthums unter ihnen entspringt, sondern, nach Hefewelder (112), einen religiösen Grund hat. Sie glauben nämlich, daß der große Geist (Manitto) die Erde, und Alles was darin ist, für das allgemeine Wohl der Menschen hervorgebracht, und als er das Land, welches er ihnen zutheilte, mit Ueberfluß von Wild versah, geschah dieses, ihrer Meinung nach, nicht zum Besten einiger Weniger, sondern zum Besten aller Stämme, und Alles wurde den Menschenkindern zu gemeinschaftlichem Gebrauch gegeben. Was auf der Erde lebt, was aus

der Erde hervormächst, Alles was sich in den Flüssen und Gewässern der Erde findet, ist Allen zusammen gegeben worden und Jeder hat Anspruch auf seinen Antheil. Diese bewundernswürdigen Grundsätze sind die Quelle ihrer Gastfreundschaft, die bei ihnen nicht als Tugend, sondern als unerläßliche Pflicht beobachtet wird. Sie suchen, sagt Heckewelder, keine Entschuldigungen hervor, dem Geben zu entgehen, sondern helfen dem Mangel ihrer Nachbarn bereitwillig ab. Sie sind gastfrei ohne Ausnahme, und theilen selbst mit Fremden den letzten Bissen; ja, sie würden sich lieber selbst mit leerem Magen niederlegen, als sich nachsagen lassen, ihre Pflicht versäumt, und dem Mangel des Fremdlinges, des Kranken oder Dürftigen nicht abgeholfen zu haben. Der Fremdling hat stets Anspruch auf ihre Gastfreundschaft, theils weil er von seiner Familie und seinen Freunden entfernt ist, theils weil er sie mit seinem Besuche beehrt hat, und damit er mit einem guten Eindruck auf sein Gemüth wieder von ihnen gehen sollte; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt, aus dem allgemeinen Vorrath unterstützt zu werden. Denn war das Fleisch, welches man ihm reichte, aus dem Walde gekommen, so gehörte es Allen gemeinschaftlich zu, ehe der Jäger es zu sich nahm, und war es Getreide oder Gemüse, so wuchs es auf dem gemeinschaftlichen Boden empor, doch nicht durch menschliche Macht, sondern durch die des großen Geistes. Die Indianer betrachten sich aus dem Grunde, daß sie alle von einem Vater abstammen, als eine große Familie, deren Mitglieder zu aller Zeit und bei allen Gelegenheiten diensterfertig und gütig gegen einander zu seyn verbunden wären, um sich so dem allgemeinen Familienhaupte, dem großen und guten Manitto, wohlgefällig zu machen. Das Gespräch, welches Heckewelder, zur Erläuterung dieser Lehre, in seinen Nachrichten aufführt, ist höchst bemerkenswerth, und überall wird man unter den Indianern ähnliche hören, wo die verschiedenen Stämme sich rein von europäischer Vermischung und Civilisation gehalten haben.

Im Jahre 1777, erzählt Heckewelder, führten einige reisende Indianer ihre Pferde auf meine kleine Wiese, die ich zu Gnadenhütten am Muskingum besaß, um während der Nacht darauf zu grasen. Am Morgen redete ich sie an und fragte, warum sie das gethan hätten? und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie viel Schaden sie mir verursacht hätten, da ich Willens gewesen wäre, diese Wiese in einigen Tagen abzumähen. Als ich meine Beschwerde vorgelesen hatte, antwortete einer von ihnen: Mein Freund, Du scheinst Anspruch auf das Gras zu machen, welches meine Pferde gefressen haben, weil Du es eingezäumt hattest; nun sag' mir aber einmal, wer hat das Gras wachsen lassen? Kannst Du es wachsen lassen? Ich glaube nicht! und Niemand kann es außer dem großen Manitto! Er läßt es für Deine und meine Pferde wachsen! Siehe, Freund, das Gras, welches auf der Erde wächst, gehört Allen zu, das Wild in den Wäldern gehört Allen zu! Sage, hast Du niemals Wildpret oder Bärenfleisch gegessen?" „Ja wohl, öfters,“ antwortete ich. „Nun, hast Du denn jemals gehört, daß ich, oder irgend ein anderer Indianer sich darüber beschwerte?“ „Nein!“ „So lasse es Dich denn nicht bekümmern, daß meine Pferde nur ein einziges Mal von dem Grase, welches Du Dein nennst, gegessen haben, da doch das Gras, welches meine Pferde aßen, eben so wohl wie das Fleisch, welches Du aßest, den Indianern von dem großen Geiste gegeben wurde. Ueberdies wirst Du finden, daß meine Pferde nicht alle Dein Gras gegessen haben, aber doch will ich, der Freundschaft wegen, meine Pferde nie wieder in Deine Wiese führen.“

Die Gastfreundschaft findet man unter allen indianischen Völkern Nord-Amerika's, und beruht diese Tugend nicht allein in der oben angeführten Lehre, sondern auch in dem Bewußtseyn, daß jedes Glied ihrer Familie, bei ihren häufigen Jagden und Streifzügen, in den Fall kommen kann, die Hilfe Anderer zu bedürfen, und daß folglich eine solche gegenseitige Unterstützung unumgänglich nöthig ist. Die Leichtigkeit,

ihre geringen Bedürfnisse wieder zu ersetzen, ist ebenfalls eine Quelle ihrer Uneigennützigkeit, und anziehend sind ihre Bemerkungen über unser vergebliches Streben nach den Gütern dieser Erde.

„Wer hat Deinen Leuten,“ fragten einst zwei indianische Oberhäupter den Abgeordneten der amerikanischen Regierung, Richard Buttler, „den Wunsch in den Kopf gesetzt, besser gekleidet, besser gespeist zu seyn, und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen? Fürchten sie denn, Sonne und Mond möchten ihnen nicht aufgehen? der Thau der Wolken möge aufhören zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen werden gegangen seyn? (Nach Westen gehen, heißt so viel als sterben.) Sie ruhen nie, wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das Wasser unserer Strömungen und Wasserfälle. Kaum haben sie ein Feld eingeerntet, so bearbeiten sie schon wieder ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen oder verbrannt haben, machen sie sich sofort an einen andern, und als ob der Tag der Sonne nicht lang genug wäre, haben wir ihrer gesehen, die im Mondschein arbeiteten. Was ist denn ihr Leben gegen das unfrige, weil die Gegenwart ihnen nichts ist? Es kommt, aber die Blinden, sie lassen es gehen! wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unsern Jagden und Kriegen zurückgekommen sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist nichts, wie der Rauch, den der Wind vertreibt, und den die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Du sprichst uns oft von dem Vorhersehen, dieser Plage des Lebens, vor. Weißt Du denn nicht, daß der böse Geist es den Weissen gegeben hat, um sie zu strafen, daß sie mehr wissen, als wir? Dies verwundet und spornt sie unaufhörlich, ohne sie je heilen zu können, weil es die Ankunft des Uebels nie verhindern kann, das sich an die Erden söhne hängt, wie die Disteln an die Weine des Reisenden.“ (Voyage dans la Haute-Pensylv.)

Einfach in ihren Bedürfnissen, wissen die Indianer doch ihren Umgebungen einen Reiz zu verleihen, der selbst den Beifall des civilisirten Europäers findet, namentlich ist dieses in ihren Wohnungen und Kleidungen der Fall, und obgleich die ersteren bei allen Völkerschaften Verschiedenheiten bieten, liegen diese doch mehr in den Anforderungen des milderen oder strengeren Klimas, sind genauer betrachtet in beiden Amerika's sich gleich, zeigen aber bei weitem nicht den Kunstsin, der die Bewohner und Erbauer Palenkes oder Huehuetlapallan's, in Guatemala, beseelt haben mag. Die Wohnungen der jetzigen indianischen Bevölkerung Nord-Amerika's haben theils die Form unserer schlechtesten Dorfhäuser, theils sind sie zeltartig, theils rund, und nach dem Klima, entweder offen, und nur mit einem Dache versehen, oder mit Lehm, Stangen und Baumrinde verschlossen. (Schmidt 1c. 206.) Die allgemeinste Art, wie sie dieselben errichten, geschieht folgenderweise: Je nachdem die Wohnung (Wigwam, Haus) größer oder kleiner werden soll, werden vier, sechs bis acht Pfosten in den Grund getrieben, welche das Hauptgestell bilden. Zwischen diesen Pfosten werden dünne Pfähle in einer Entfernung von 2 — 3 Zoll eingerammt und mit Stangen verbunden, welche quer darüber hinlaufen. Dieses Gitterwerk wird sodann mit Lehm oder Thon verstrichen, und manchmal mit verwitterten oder gebrannten Auster-schaalen oder grobem Kasse bekleidet, wodurch es ein reinliches Ansehen erhält. Zum Verschließen der Wände mit Baumrinde gebrauchen sie die Rinde starker Linden, welche sie in großen Stücken von 3 — 4 Ellen ablösen, mit Steinen glatt und eben pressen, und von innen und außen auf das Gestell des Hauses mit Bast, Weiden oder Schlingkräutern befestigen. Die Dächer werden entweder von Rinde, theils von Schilf, von Palmblättern, oder den 6 — 8 Fuß langen Blättern der Banane, nach der mehr südlichen oder nördlichen Gegend, verfertigt, und die Dachbedeckung ziegförmig über einander gebunden, auch die Wände zu Zeiten mit diesem Material bekleidet. Andere Völkerschaften gebrauchen dicke Matten von Schilf, oder auch Rasen oder Thierfelle zur Bedeckung

ihrer Häuser, und einige Stämme des Nordwestens leben, wie mehre Völkerschaften Sibiriens, unter Zelten, welche sie von Thierhäuten verfertigen; sie wählen zu diesem Zwecke Stangen von gehöriger Länge, binden zwei davon immer an ihren Enden mit Bast an einander, richten sie in die Höhe, und ziehen sie unten so weit aus einander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten sie mehre von gleicher Länge auf und befestigen sie so, daß sie den beiden Hauptpfählen zur Stütze dienen. Das Dach besteht aus Reh- oder Elennshäuten, die zusammengenäht werden und von denen sie eine hinlängliche Menge nehmen, um die Pfähle zu bedecken. Die Thüre besteht in einer Oeffnung, in deren oberm Ende ein Fell als Klappe befestigt ist. Die Zelte der Häuptlinge haben meistens vierzig Fuß im Umkreise, und sind ziemlich bequem eingerichtet.

Die Hütten derjenigen Stämme, welche keine festen Wohnplätze und Dörfer haben, sondern fortwährend herum ziehen, sind eben so einfach, und lassen sich leicht erbauen. Sie stecken kleine biegsame Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen, und einen halbkreisförmigen Bogen machen, binden sie zusammen, und bedecken die Stangen mit Matten, die aus Schilf geflochten sind, oder mit Birkenrinde, die sie auf ihren Flußwanderungen beständig in ihren Kanoes zu diesem Zwecke mit sich herumführen. Diese Hütten und Zelte haben weder Schornsteine noch Fenster, sondern blos eine kleine Oeffnung mitten im Dache, durch welche der Rauch hinausziehen kann, die aber bei Regen und Schnee verstopft werden muß, wo dann der Rauch den Aufenthalt in den Hütten äußerst beschwerlich macht. Das Innere der Wohnungen in den Dörfern wird größtentheils, wenn die Familie zahlreich ist, in mehre Fächer oder Kammern abgetheilt, zu welchem Behuf die Indianer Pfähle in den Boden treiben, und die Zwischenräume mit Lehm ausfüllen, oder Matten dazu gebrauchen. Unter dem Dache sind ihre Vorrathskammern, wo sie ihre Nahrungsmittel auf Stangen aufbewahren, welche von dem, in der Mitte der Wohnung unterhaltenen Feuer, und dem stets aufsteigenden Rauche vor dem Verderben bewahrt werden. — Der Hausrath der Indianer besteht entweder in Tischen und Bänken oder Stühlen, oder sie bedienen sich der Matten von Schilf, um zu ebener Erde ihre Nahrung zu sich zu nehmen; bei einigen Stämmen des Westens, bei den Dconees und Cumanches, laufen längs den Wänden mit Schilfgras gepolsterte, divanähnliche Sitze, die zugleich zum Lager dienen; die nördlichen Stämme schlafen auf Fellen, vorzüglich auf Bärenhäuten, die reihenweise auf dem Boden ausgebreitet sind. Wenn der Fußboden nicht groß genug zu Lagerstätten für die ganze Familie ist, so wird ein Gerüste vier bis fünf Fuß hoch vom Boden errichtet, auf welchem die jüngern Kinder liegen. Am häufigsten findet man diese Einrichtung bei den canadischen Indianern und denen des Nordwestens.

Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich solche Gegenden, wo Holz und Wasser in der Nähe, und niedrig liegendes Land zu Maispflanzungen zu haben ist. Daher findet man ihre Dörfer gemeinlich an einem Landsee, Flusse oder Creek, doch an erhabenen Orten, um bei den hohen Frühjahrswassern nicht in Gefahr zu kommen. Bei mehren Stämmen wird ein Haus von mehren befreundeten Familien bewohnt; unter den Delawaren hat aber jede Familie gern ihr eignes Haus, weshalb dieselben auch meistens klein sind. Bei Anlegung ihrer Dörfer befolgen sie keinen Plan, sondern jeder baut, wo und wie es ihm am schicklichsten oder bequemsten zu seyn dünkt, und eine Anzahl solcher Häuser oder Hütten, die beisammen stehen, machen ein Dorf oder eine indianische Stadt aus, und ist der Ort mit dicht an einander gesetzten Pfählen (einer Art Pallisaden) umgeben, so wird er von ihnen für eine Festung gehalten. Selten haben diese Dörfer mehr als 40 oder 50 Häuser, neben denen sich Gartenanlagen befinden, alle Dächer haben aber, über dem Eingange des Hauses, Vorsprünge, um darunter im Schatten sitzen zu können.

Der Hausgeräthe sind nur wenige, und diese sind sehr einfach; die Werkzeuge, die sie zu deren Verfertigung gebrauchen, sind so mangelhaft, daß es unmöglich ist, etwas Vollkommenes mit ihnen herzustellen, oder es wird dazu so lange Zeit erfordert, daß die Meisten von aller Handarbeit abgeschreckt werden, die nicht äußerst nothwendig ist. Jetzt sind fast alle Stämme durch Händler mit eisernen Kesseln zum Kochen und mit Messern versehen; die Ottowas und Chipewayans verfertigen Töpfe aus einer schwarzen Ton- oder Steinmasse, welche so hart ist, daß weder Feuer noch Eisen auf sie einwirkt, und kochen in denselben ihre Speisen. Die Weiber bei andern Stämmen bereiten aus einer rothen Tonart Krüge, Nöpfe und weithälfige Flaschen, die sie durch Einschnitte verzieren und darin öfters großen Geschmack beweisen. In ihren Häusern haben sie eine Menge irdener, selbst verfertigter Töpfe, Schüsseln und Teller, oder sie gebrauchen dafür hohle Kürbisse (Gourds), welche sie in zwei Theile zerlegen, die ihnen zu Schüsseln und Tellern dienen. Zum Kochen bedienen sie sich der Töpfe oder der eisernen Kessel, zum Braten aber, es sey nun ein großes Stück Fleisch oder ein ganzes Thier, z. B. ein Biber oder ein Opossum, eines Bratspießes von hartem Holze, dessen Enden sie auf gabelförmige Stangen legen, und zuweilen herumdrehen. Wenn das Stück kleiner ist, so spießen sie es auf die nämliche Art, und befestigen den Spieß in einer vertikalen Richtung, doch so, daß das Fleisch nach dem Feuer zuhängt, und verändern dessen Lage so oft, bis alles gehörig gebraten ist. Fische werden größtentheils auf Kohlen geröstet oder gebraten, bei manchen Stämmen aber auch als dicke Suppe gekocht, oder im Rauche getrocknet. Die Schüsseln oder Schalen, auf denen die Speisen aufgetragen werden, sind aus den ästigen Auswüchsen des Ahornbaumes gemacht, im Süden hingegen werden zerschnittene Kalabassen und Flaschenkürbisse dazu benützt. Ihre Löffel sind zierlich ausgearbeitet und aus dem Holze des Löffelholzbaumes geschnitten; doch essen sie auch öfters mit den Händen. — Die Weiber verfertigen eine Menge Weberarbeiten, als: Hängematten, Tapeten, Gürtel, Jagdtaschen, Netze und andere Gegenstände, welche unter ihnen gebräuchlich sind, und namentlich sind die südlichen Indianer in dieser Art Arbeit sehr geschickt. Die Waffen der Indianer bestehen aus Pfeilen und Bogen, Streitärten (Tomahawks oder richtiger Tamahicans), Lanzen, Speeren, Streifkolben oder Keulen und Skalpirmessern. Pfeile und Bogen werden aus den härtesten Hölzern gemacht; die erstern sind drei bis vier, ja öfters 6 Fuß lang, an dem untern Ende gespalten und mit schönen Federn geziert; die Spitze ist sehr scharf, und entweder mit Widerhaken versehen, oder spießförmig. Theils gebrauchen sie dazu im Feuer gehärtete Hölzer, theils scharfe Feuersteine und andere harte Materialien. Die Bogen werden aus dem Holze der Bignonie, aus Hickory und verschiedenen andern Holzarten gemacht; die Sehne besteht aus thierischen Substanzen, in Mexico, Guatemala und bei den Caraißen aus den Fasern der Bromelia. Der Schaft des Pfeiles wird aus den härtesten Roharten gemacht. Die Streitärte oder Tomahawks sind jetzt kleine Aerte aus polirtem Stahle, welche vornen die Gestalt eines Beiles, und hinten die eines Hammers haben, um den Feind damit niederschmettern zu können; früher bestanden dieselben aus einer schwärzlichen Steinart. Die Lanzen und Speere sind acht bis zehn Fuß lang, und mit scharfen Spitzen versehen; die Indianer bedienen sich derselben vorzüglich zu Pferde, namentlich die im westlichen Theile der vereinigten Staaten, und im nördlichen Theile Mexico's. Die Keulen oder Streifkolben haben eine Länge von drittelhalb Fuß, sind an einem Ende mit einer runden Kolbe versehen, und bei den nördlichen Indianern, die mit den Europäern in Verbindung stehen, mit Nägeln oder scharfen Eisenstücken versehen. Bei den Indianern von Guatemala und den Caraißen war die Keule die Hauptwaffe. Sie wurde von sehr hartem Holze gemacht, war gegen zwei Zoll dick, zwei bis fünf Zoll breit, und mit scharfen Kanten versehen. Auf ihren flachen Seiten wurden hübsche

Verzierungen eingeschnitten, und diese mit allerhand Farben bestrichen, wodurch sie ein schönes Ansehen erhielten. Die Zeichen ihres Stammes sind bei den Indianern gewöhnlich in ihre Keulen eingegraben. Mehrere Stämme des Westens, namentlich die Cumanches und Osagen, gebrauchen auch Schilde von hartem Buffaloe-Leder, da aber im Allgemeinen die Bedeckung des Körpers im Kriege für schimpflich gehalten wird, ist dieser Gebrauch größtentheils wieder abgekommen. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's bestand die Kleidung der Indianer des Nordens größtentheils in Thierhäuten und Federn, die der Bewohner Westindiens und Mexico's in baumwollenen Stoffen und Federn, schon damals aber bemerkte man bei allen Völkern Amerikas einen außerordentlichen Hang zu Farbenreichtum in Kleidung und Körperschmuck. Je mehr die Strenge des Klimas die Bedeckung des Körpers erfordert, desto mehr ist noch jetzt dieser Hang sichtbar, und die Sucht nach auszeichnenden Farben überall vorhanden. Die frühere Bedeckung mit Thierhäuten, die jetzt nur bei den entferntesten Stämmen des Westens und Nordens allgemein mehr vorkommt, war, nach den Aussagen der Indianer, nicht nur wärmer, sondern auch dauerhafter als irgend ein wollenes Zeug, welches sie seitdem von den weißen Leuten erhandeln. Die Indianer verstehen die Häute auf eine besondere Weise geschmeidig zu machen; sie zerlegen die Haut eines Buffaloes, nachdem sie von dem Thiere genommen ist, in zwei Theile, und reiben und räuchern die äußere Seite so lange, bis sie vollkommen weich und trocken ist. Diese Arbeit wird vorzüglich durch die Weiber verrichtet, und wenn sie damit fertig sind, werden die Häute mit Sehnen angenäht, und auf mannichfaltige Weise bemalt, oder mit den gefärbten Rielen des Stachelschweins geziert, welche in unvergänglichen blauen, rothen, grünen oder gelben Farben prangen. Die Rehhäute erfordern eine etwas längere Zubereitung: man körnt sie mit dem Skalpirmesser oder einem breiten Ribbenknochen des Glens, und reibt hierauf das über dem Feuer zerlassene Hirn der Hirsche oder Büffel so lange in die Haut ein, bis deren Poren davon vollkommen gesättigt sind. Hierauf wird ein kleines Loch in die Erde gemacht, ein langsames Feuer in demselben unterhalten, und die Haut so lange darüber aufgespannt, bis sie vom Rauche hinlänglich durchdrungen ist. Auf beide Arten wird jede Haut, selbst die des Büffels, so weich und geschmeidig, daß sie zu Kleidungsstücken verarbeitet werden kann, und ein gutes Deckkleid (Blanket oder robe) von Büffel- oder Bärenhaut dient ihnen mehrere Jahre, ohne sich abzunutzen. Auch ihre Mäntel von Biber und Raccoonsellen sind weich, warm und dauerhaft, und sorgfältig nach dem Strich der Haare zusammengenäht, damit der Regen davon ablaufen kann. Beim Tragen dieser Pelzmäntel richten sie sich nach der Witterung, und tragen bei kaltem und trockenem Wetter die rauhe Seite einwärts, bei warmem und nassem aber die Harseite nach außen. Die früher von Federn gemachten Decken waren ebenfalls warm und dauerhaft, und mit deren Verfertigung beschäftigten sich größtentheils die älteren Frauen, die in der Zusammensetzung der Farben besondere Geschicklichkeit bewiesen. Die Verfertigung derselben erfordert viel Geduld; die Federn, größtentheils von Truthühnern oder Gänzen, werden so künstlich gelegt, und mit Garn aus wildem Hanf oder Nesseln so gut an einander gereiht, daß Kunst und Geschicklichkeit ihnen nicht abgesprochen werden kann. Dasselbe Talent zeigen sie auch in Verfertigung ihrer Happis oder Traggürtel für Säcke und andere Lasten, die sehr stark und dauerhaft gemacht werden.

Die jetzige Bekleidung besteht in wollenen Decken, einfachen oder besetzten Hemden, in Leggings oder Kamaschen für die Männer und in kurzen, aus rothem, blauem oder schwarzem Tuch verfertigten Röcken für die Weiber. Die Wohlhabenden schmücken sich noch außerdem mit Gürteln und Bändern von verschiedener Farbe, mit Korallen und silbernen Spangen, und überlassen die Anordnung des Puges den Frauen. Der Schmuck der Männer besteht hauptsächlich in silbernen Armspangen, in Brustplatten, ein oder

zwei um den Hals hängenden Wampungürteln, und im Bemalen des Kopfes und Gesichtes mit verschiedenen Farben. Die Frauen besetzen ihre kurzen Röcke, und ihren aus rothem oder blauem Tuch gefertigten Ueberwurf mit bunten Bändern oder mit Gürtelbändern, an welche sie eine Menge silberner Spangen oder kleine runde Schnallen befestigen. Ihre Leibbekleidung ist auf dieselbe Art verziert, und ihre Mockens, Mockasins (eigentlicher aber: maxen) sind auf das Geschmackvollste mit den gefährlichsten Stacheln des Stachelschweins, und außerdem noch mit allerlei Zierrathen besetzt. An den Knien tragen sie kleine Glöckchen oder kupferne Schellen, um durch deren Klängen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, und bei Tanzpartien bemalen sie sich das Gesicht mit rother Schminke, sind aber bei deren Auftragung sehr vorsichtig, um ihre Männer nicht zu beleidigen oder bei ihnen in üblen Verdacht zu kommen, da eine besondere Art sich zu schminken nur von leichtfertigen und unzüchtigen Frauen angewandt wird.

Im dem Bemalen des Gesichtes zeigen die Indianer große Geschicklichkeit, und betrachten sich nach Vollendung ihrer Arbeit mit großem Entzücken. Zu einem vorhabenden Tanze verwenden sie einen ganzen Tag mit dem, was sie Ankleiden (dressing) nennen, und Einer sucht den Andern darin zu überbieten.

Beim Bemalen der Schenkel, Beine und der Brust wird zuerst eine dünne schwärzliche Grundfarbe, oder auch ein Ueberzug von weißlichem Thon aufgetragen, und dann mit ausgepreizten Fingern geschlängelte Striche in rother oder schwarzer Farbe darauf gezeichnet. Auch hierin, wie in den mannichfachen Zierrathen, ist der Geschmack der Indianer verschieden und Jeder schmückt sich nach seiner Laune, oder nach der Sitte seines Stammes. Wie die Frauen Glöckchen und Schellen an den Knien tragen, so befestigen die Männer Hirschklauen an ihren Kniebändern und Schuhen, wenn sie mit Tanz sich unterhalten wollen, denn ein Klingeln und Rasseln halten sie für unumgänglich nöthig, um ihre Kunst im Tanze zu zeigen. Um die Haut des Gesichtes reiner zu erhalten und besser bemalen zu können, pflegen sich die Indianer die Barthaare auszurupfen und bedienten sich dazu früher einer zweischaligen Muschel, welche auf einem rauhen Steine scharf gemacht wurde, jetzt aber eines Kupferdrahtes von schraubenförmiger Gestalt. Bei vielen Stämmen ist das Tättowiren eingeführt, besonders aber ist es bei denen gebräuchlich, die sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet und Ruhm erlangt haben. Die Operation des Tättowirens geht schnell vor sich und verursacht nur unbedeutende Schmerzen; die Figuren, die man eintättowiren will, werden auf der Haut in Umrissen gezeichnet, von dem Operateur mittelst zweier Nadeln, die an einem Hölzchen befestigt sind, eines scharfen Feuersteins oder Fischzahns auf den Linien des Umrisses die Haut durchstochen, so daß Blut hervorbringt und dann das Ganze mit einem Pulver von verkohlter Pappelrinde gerieben, das man darauf eintrocknen läßt. Eine andere indianische Zierrath war in frühern Zeiten das Durchschneiden des äußern Ohrs, eine Operation, welche man gegenwärtig nur noch bei den im Westen wohnenden Stämmen findet: die jungen Indianer, welche ihre Kameraden in ihrem Anpuge übertreffen wollen, durchschneiden das äußere Ohr, so daß der äußere Rand von dem übrigen Theil der Ohrmuschel getrennt wird; den Rand umwickeln sie von oben bis unten mit Kupferdraht, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 — 6 Zoll Durchmesser ausdehnt und ihn beinahe bis auf die Schulter herabzieht (Carver 2c. 227). Die Indianer sind stolz darauf, große, weit ausgebehnte Ohren zu haben, da aber bei ihren Festen oder auf der Jagd im Gebüsch oft mancher die Ohren verliert, oder dieselben wenigstens leicht zerrissen werden, die Operation auch schmerzhaft ist, und das Ohr lange Zeit zur Heilung erfordert, ist diese Art sich zu puzen ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Die Kopfhaare lassen die Indianer frei wachsen, und bei manchen hängen sie bis

an die Kniekehlen herab, folgen aber in der Art ihren Kopf aufzupuzen der Gewohnheit ihres Stammes, und haben noch die nämliche Mode, die bei ihren Vorfahren schon vor undenklichen Zeiten herrschte. Sie flechten die Haare in Zöpfe, wie die Weiber der Schawanesen, Huronen oder Troquesen, oder flechten das Haar in Bänder ein, wie die Weiber der Creeks und Cherokee's, oder binden das Haar zwischen Platten von Silber, wie die Eumanche's und einige andere mexicanische Stämme. Die Platten sind gegen vier Zoll breit und dünn geschlagen; die zunächst am Kopf sitzende ist die größte, die zweite etwas schmäler und geht zum Theil unter die erste hinunter, und auf diese Art befestigen sie sie in einander und machen sie enger, bis tief auf den Rücken herab. Die Weiber der meisten Stämme in Arkansas und dem Missouri-Gebiete theilen ihr Haar in der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, die gegen die Ohren herabhängen. Diese Zöpfe sind gegen drei Zoll lang und wie ein Arm dick. Sie hängen senkrecht von beiden Ohren herunter und reichen bis an den unteren Theil derselben. Die Indianer salben ihre Haare fast durchgängig mit Bärenfett, um es recht glänzend zu erhalten und um das Wachsthum derselben zu befördern; auf den Antillen und in Mexico gebrauchen sie dazu das Carapat- oder Castoröl, welches aus der Frucht der Palma Christi gewonnen wird, und die Seminolen salben sich zu gewissen Jahreszeiten ihr Haar mit Schildkröteneieröl und reiben dasselbe auch auf dem ganzen Körper ein, um die Musquiten abzuhalten. Manche Indianerstämme, namentlich die Creeks, Seminolen und viele der mexicanischen Völkerschaften bedienen sich eines Federschnuckes, bereiten aus bunten Federn geschmackvolle Decken, hübsche Kopfbedeckungen und Federzierathen für Handgelenke und Beine. Das Durchbohren des Nasenknorpels und der Unterlippe kommt an der Nordwestküste am häufigsten vor, und die Indianer am Prinz William's-Sund und auf Unalaska tragen knöcherne Stifte und Holzpflocken in der Unterlippe und in den Ohren. Die Indianer des obern Wabash beschreibt Volney (II. 423 u.) als beinahe nackt und den Körper durch die Sonne und freie Luft bronziert, von Fett und Rauch glänzend, das Gesicht mit schwarzer, blauer und rothor Farbe in runden, viereckigen und andern Figuren bemalt; die Nasenwand durchbohrt, um einen dicken Ring von Kupfer oder Silber zu tragen; Ohrgehänge, die in drei Absätzen von den Ohren auf die Schulter herab reichen und in Ohrlöchern hängen, durch welche man den Finger stecken kann; vorn und hinten mit einer viereckigen, an einem Gürtel von Band oder Strick befestigten Schürze; die Schenkel und die Beine bald nackt, bald mit langen, aus Tuch gefertigten Strümpfen (leggings) bedeckt; mit Schuhwerk an den Füßen aus einer geräucherten Haut; in manchen Fällen mit einem Hemd mit weiten und kurzen Ärmeln, mit blauen und weißen Bändern besetzt und um die Schenkel flatternd; über dem Hemde eine wollene Decke oder ein viereckiges Stück Tuch über die eine Schulter geworfen, und unter der andern oder unter dem Rinnse zusammengeknüpft. Um sich zu einem Feste oder zum Kriege zu schmücken, werden die Haare geflochten und die Flechten mit Federn, Kräutern, Blumen, ja selbst mit kleinen Knochen und den gefärbten Stacheln des Stachelschweins geziert; die Krieger tragen am Vorderarm breite kupferne oder silberne Ringe, welche den Halsbändern unserer Hunde ähnlich sind, und um den Kopf Binden (Diademes), welche aus silbernen Schnallen und Glasperlen gefertigt werden; in der Hand die Pfeife, oder das Skalpirmesser oder die Streitfolbe und den kleinen Toilettenspiegel, dessen jeder Indianer sich, um so viel Reize zu bewundern, mit größerer Kofetterie bedient, als die eitelste Zierpuppe in Europa. Die Frauen, deren Schenkel etwas mehr bedeckt sind, unterscheiden sich von den Männern noch dadurch, daß sie fast beständig ein oder zwei Kinder auf dem Rücken in einer Art von Sack tragen, dessen Enden vor der Stirn zugeschnitten werden.

Je mehr man sich dem Süden nähert, desto mehr verschwindet die rauhe Pelz-

und Lederbekleidung; bei den Indianern Mexico's und Guatemala's hat sich überall eine Vorliebe für europäische Manufakturen eingeschlichen; die Männer tragen leinene oder baumwollene Hosen und ein kurzes Hemde, das jetzt bereits bei vielen Stämmen aus Baumwolle oder blau-wollenem Zeuge selbst verfertigt wird. Die Weiber tragen Röcke von buntem Zeug, baumwollene Hemden und eine Art von blau und weiß gestreifter Shawls. Bei den Caraißen auf den Antillen ist eine Art *Pagne* fast die einzige Bekleidung; es ist dieses ein Tuchstreifen von 3—5 Zoll Länge und einer Breite von 10 Zoll, der an einer Schnur befestigt ist, welche um die Lenden geheftet wird. Die Caraißen nennen es *Camisá*; es besteht aus Baumwollenzug und ist zum Theil mit Glaskorallen geziert und mit Fransen besetzt. Am häufigsten trifft man es beim weiblichen Geschlechte an und den Mädchen wird es gewöhnlich angelegt, wenn sie ein Alter von 10—12 Jahren erreicht haben. Um diese Zeit erhalten sie auch eine Art *Knöchelbänder*, welche ihnen oberhalb den Knöcheln und unterhalb der Wade angenäht werden, um die Beine dünne zu erhalten; ein Gebrauch, der nicht nur bei den Caraißen, sondern fast unter allen indianischen Völkern der südlichen Staaten Mexico's und Guatemala's üblich ist.

Von allen Arten Zierrathen sind die Indianer große Freunde; überall in Nord-Amerika tragen die Männer kupferne oder silberne Armringe, Brustplatten und mehr oder weniger Wampumschnuren um den Hals. Die Wampums sind Corallenschnuren oder Halsbänder, die aus den innern und durchsichtigen Theilen der Klammmuschel gemacht werden und als Befräftigungsmittel ihrer verschiedenen Reden und Verhandlungen dienen, und auf deren Gebrauch ich weiter unten wieder zurückkommen werde. Die in den südlichen Theilen Nord-Amerika's lebenden Indianer schmücken sich mit Armbändern aus Vogelfnochen und Klauen, Muscheln, Zähnen reißender Thiere, Beeren und Körnern. Die Caraißen der Antillen trugen eine Art Ohrringe, die sie *Caracoli* nannten und die aus einem Metalle von besonderer Mischung verfertigt waren. Dieselben hatten die Form eines Halbmondes und hingen an zwei kleinen Kettchen, welche in einem kleinen Ringe zusammensiefen, der durch die Ohren gesteckt wurde. Auch durch die Scheidewand der Nase wurden dergleichen Ringe gezogen und *Caracolis* daran befestigt, die bis auf die Brust herabhingen. Das Metall, welches die Indianer zur Bereitung ihrer *Caracolis* gebrauchten, erhielten sie aus Süd-Amerika, es war von ganz besonderem Glanze und hatte eine schöne Politur, die weder durch Seewasser, noch durch andere äußere Einflüsse verwischt werden konnte. Ob dasselbe Composition gewesen sey oder ein eigenes Metall, ist nicht bekannt, genug, daß es höher als Gold geschätzt wurde, und daß die Europäer, die es nachzuahmen versuchten, es dennoch nie erreichen konnten. Die beste Mischung, welche dem *Caracoli* am nächsten kommt, besteht aus sechs Theilen feinen Silbers, drei Theilen reinen Kupfers und einem Theile feinen Goldes, kann aber gleichwohl nicht mit dem indianischen Kunstzeugnisse wetteifern (*Archæologia americana*, V. 1. p. 399). Die Caraißen und einige Stämme in Guatemala hatten außerdem, wie die Bewohner der Nordwestküste und die frühern der Florida's, die Gewohnheit, die Unterlippen zu durchbohren und in diesen bei festlichen Gelagen *Caracolis* von 8—10 Zoll Länge zu tragen. Sonst aber trugen sie Stückchen Holz in Nase, Ohren und Lippen, um das Verwachsen der Öffnungen zu verhindern, oder zogen die prangenden Federn bunter Papageien durch dieselben und hingen Kolibris in die Ohren, um ihr Aeußeres zu verschönern.

Die Hauptnahrung der Indianer ist das Wild ihrer Wäldungen, die Fische ihrer Seen und Ströme und die Erzeugnisse ihrer, sich um ihre Wigwams ziehenden Gärten und Felder, die von den Frauen bestellt werden, und Mais, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse, Melonen, Gurken, zuweilen auch Kohl und Rüben liefern. Die in den Wäldern und auf den Prairien wild wachsenden Wurzeln, Früchte, Nüsse und Beeren

werden ebenfalls von ihnen benutzt, und bei manchen Stämmen sind diese wildwachsenden Erzeugnisse zur Zeit der Noth die einzigen Erhaltungsmittel.

Die Indianer halten für gewöhnlich nur zwei Mahlzeiten des Tages und ziehen es vor, des Morgens, ohne etwas gegessen zu haben, hinaus auf die Jagd zu ziehen. Der Hunger spornt zur Anstrengung an, indem er fortwährend an das Bedürfnis erinnert, da hingegen ein voller Magen den Jäger bequem, träge und nachlässig macht, mehr zu Hause verkehrt und seine Zeit zwecklos hindringt. Trotz aller ihrer Betribsamkeit vergeht indessen mancher Tag, ohne daß sie irgend eine Art von Wild antreffen, dessen ungeachtet aber setzen sie ihre Verfolgung fort, bis die einbrechende Nacht ihre Anstrengung unterbricht. Der Morgen und Abend, sagen sie, sind die angenehmsten Stunden für den Jäger, und deshalb bricht der Indianer, der kein Fleisch mehr im Hause hat, schon vor Anbruch des Tages mit seiner Flinte auf, um noch vor dem Frühstück mit einem Hirsch, einem Truthahn, einem Bär, einem Raccoon oder sonst einem Wildpret, welches die Jahreszeit gibt, aus dem Walde zurückkehren zu können. Während dessen hat schon die Frau den Mais gestampft, über dem Feuer gekocht, und das Brod gebacken; jede Familie erwartet den Vater zum Frühstück, und ist dieser jedoch bis um 10 Uhr des Morgens noch nicht zurückgekehrt, so hält die Familie ihre Mahlzeit und setzt einen Theil für ihn zurück. Die Indianer haben verschiedene Arten, ihren Mais zuzubereiten. Sie machen ein vortreffliches Allerlei (potage) daraus, indem sie es mit frischem oder gestampftem gedörtem Fleisch, mit getrockneten Kürbissen, trocknen Bohnen und süßen Kastanien zusammen kochen. Zuweilen wird diese musartige Suppe mit Ahornzucker oder Syrup gesüßt. Ein anderes wohlschmeckendes Gericht bereiten sie, wenn sie ihren zerstoßenen Mais mit den gereinigten Kernen der Hickorynuß kochen; zu diesem Zwecke zermalmten sie die Nüsse in einem Stampfblock, gießen nach und nach etwas warmes Wasser zu und stoßen die Nüsse so lange, bis das Wasser von den zerstoßenen Kernen das Ansehen von Milch bekommt; hierauf sondern sie mittelst Durchsiehen die Milch von den Schalen, füllen mit ersterer den Kessel und kochen die geweichten Maiskörner zu einem kräftigen angenehm schmeckenden Brei.

Aus Kürbissen, Gurken und Bohnen wissen die indianischen Weiber die mannichfaltigsten Gerichte zu bereiten und sind in der Auswahl der Kürbisse und Gurken und in der Art sie zu kochen sehr sorgfältig. Je weniger Wasser man dazu gibt, desto schwächer wird, nach ihrer Aussage, das Gemüß, und wenn man sie ganz in ihrem Saft kochen würde, sollte es noch besser seyn. Beim Kochen decken sie die Töpfe, in denen gekocht wird, mit großer Sorgfalt mit Kürbis- und andern großen Blättern zu und sind überhaupt sehr bemüht, alle Speisen reinlich zu bereiten. Aus Kranichsbeeren und Holzapfeln und andern wildwachsenden Beeren bereiten sie vortreffliches Eingemachtes, indem sie dieselben gut durchkochen und mit Ahornzucker oder Syrup ver süßen. Das indianische Brod wird auf verschiedene Art und aus verschiedenen Substanzen gemacht; die eine Art aus unreifem Mais, der noch in der Milch steht, die andere Art von derselben, aber völlig reifen trocknen Frucht; letztere wird so fein als möglich gestampft, dann durchgeseiht, zu Teig geknetet und von diesem Kuchen von 6 Zoll im Durchmesser und einen Zoll dick geformt. Die Kuchen werden in reiner heißer Asche von trockner Eichenrinde gebacken, und in den Teig dieser Kuchen mischt man öfters gekochten Kürbis, frisch oder getrocknet, trockne Bohnen, süße gekochte Kastanien, getrocknetes wohlzerstampftes Wildfleisch, frische oder getrocknete Heidelbeeren oder Ahornzucker. Um die erste Art Brod zu bereiten, quetscht oder zerstampft man den unreifen, noch in der Milch stehenden Mais zu einem Brei, füllt diesen mittelst eines hölzernen Löffels in breite frische Maisblätter, rollt diese rund umher zu und bäckt den Teig dann in der Asche wie das andere Brod.

Die unentbehrlichste, nahrhafteste und am längsten vorhaltende Speise für Indianer ist ihr Psindamócan, oder Tasmanáne, welche aus Mais bereitet wird. Die blaueförmige Art wird zu derselben am meisten vorgezogen, das Korn in heißer Asche bis zum Aufspringen geröstet, dann gereinigt und gesteht und hierauf in einem hölzernen Mörser zu Mehl gestampft, welchem sie, wenn es recht gut werden soll, etwas Ahornzucker beimischen. Wollen sie von diesem Pulver Gebrauch machen, so nehmen sie etwa einen Löffel voll in den Mund und trinken Wasser nach, oder sie mischen einen Löffel voll in ein kleines Gefäß mit einer Pinte Wasser und genießen es kalt. In ihren Lagern kochen sie eine geringe Quantität der Tasmanáne mit Wasser zu einem Brei und mischen öfters noch gestampftes Fleisch darunter. Bei allen Reisen, Jagdzügen oder Kriegsexpeditionen sind die Indianer mit dieser Speise versehen, und da zwei Löffel voll eine hinreichende Mahlzeit für einen Tag ist, brauchen sie keine schwere Last für Mundvorrath bei sich zu führen. Der Geschmack der Tasmanáne ist sehr angenehm und Personen, die mit dieser Speise nicht bekannt sind, müssen sich in Acht nehmen, nicht viel davon zu genießen; mehr als ein Eßlöffel voll des trocknen Pulvers auf einmal zu nehmen, ist gefährlich, da das Mehl im Magen außerordentlich aufschwillt.

Die Fleischspeisen genießen die Indianer gekocht, auf Kohlen geröstet und gebraten und halten viel auf gedörrtes Rindfleisch, welches sie im Mörser stampfen und in geschmolzenes Bärenfett tauchen. Mehrere Stämme sind sehr eifrig bei der Auswahl ihrer Fleischspeisen und entschließen sich nur im Fall der äußersten Noth, Pferde-, Hunde-, Ragen-, Panther-, Fuchs- oder Wolfsfleisch zu genießen; andere, wie die Chippewäer, sind weniger edel und essen von allen diesen Thieren mit gutem Appetit. Die Troqueesen und Radowessier aßen ebenfalls von Allen und erstere waren früher bei Bereitung ihrer Speisen höchst unreinlich: sie trockneten die Eingeweide der Thiere, ohne sie zu reinigen oder auszuleeren, schnitten sie in Stücke und würzten ihre Suppen damit, und bei letztern war, nach Long (S. 145), Hundfleisch eins der Hauptgerichte. Carver erzählt, daß die Radowessier sich bei allen ihren öffentlichen und großen Gastmahlen keiner andern Speise als des Hundefleisches bedienen und daß, wenn die Aufnahme in eine gewisse Gesellschaft statt fände, der Aufzunehmende um jeden Preis fette Hunde anzuschaffen veruche. Durch das Hundfleisch glauben sie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiste mehr erfüllt zu werden, und, nach Loskiel (I. S. 188), hätten selbst viele Frauen der Kriegsmahlzeit mit beigewohnt und von dem Hundfleisch recht mit Appetit gegessen.

Die Senapes und ihre verwandten Stämme sind darin von den angeführten sehr verschieden, da sie nicht nur sehr reinlich im Essen sind, sondern lieber den heftigsten Hunger aushalten würden, als das Fleisch der oben angeführten Thiere zu genießen. Bei aller Noth verzweifeln sie nie an ihrem Schicksale, sondern verlassen sich auf ihre Anstrengungen und den Schutz des allmächtigen Wesens, das ihnen das Leben gab. Heckewelder führt mehrere Beispiele aus seinem Leben an, wo Indianer den Hunger freiwillig lieber überstanden, als das Fleisch eines, von ihnen für unrein gehaltenen Thieres genossen hätten. Auf einer Reise, die er vom Muskingum nach dem Big Braver in Gesellschaft von 25 Indianern unternahm, von denen fünf bejahrte Männer, der Rest aber Weiber und Kinder waren, gingen die Lebensmittel zu Ende und durch das Uebertreten von zwei Flüssen wurde ihre Weiterreise unterbrochen. Die mit Flinten versehenen Männer wurden nun aufgefordert, in den Wald zu gehen und sich nach etwas Wild umzusehen, aber alle ihre Bemühungen waren vergebens, der Tag ging hin und alle kehrten, außer dem bekannten Popunhanf, der sich verirrt hatte, gegen Abend wieder zurück, ohne etwas anderes, als eine wilde Raze mitzubringen, welche der Wegweiser geschossen hatte. Die Indianer verzweifeln niemals, auch nicht unter den schwersten Prüfungen, und sie bedienen sich auch in den mißlichsten Umständen

Keiner niederschlagenden Worte, sondern suchten sich vielmehr zu ermuntern und aufzurichten: dieser National-Eigenthümlichkeit getreu, erklärte sogleich einer der alten Indianer, die wilde Kaze wäre gut, sehr gut zu essen und er befahl, sie unverzüglich an den Spieß zu stecken, zu braten und uns zum Abendessen zu bereiten. Während dem unterhielt uns der alte Indianer auf eine scherzhafte Weise über die herrlichen Sachen, die in dieser Gegend zu bekommen wären, bis gegen 9 Uhr von dem, der die Küche besorgt hatte, gerufen wurde, das Fleisch wäre gar und wir möchten zum Essen kommen. Trotz des großen Hungers blieben Alle sitzen und die Nacht verging, ohne daß irgend Jemand versucht hätte, von der wilden Kaze zu essen. Am andern Morgen wurde Thee gemacht und die wilde Kaze kam wieder zum Vorschein; derjenige, der sie gebraten hatte, führte mancherlei an, was Appetit dazu machen sollte, sie blieb indessen immer noch unangerührt. Der Wegweiser hatte sich mittlerweile wieder aufgemacht, wo möglich etwas zu jagen und nach dem verlorenen Popunhanf auszugehen, und hatte auch das Glück, ihn 5—6 Meilen von unserem Lager entfernt zu finden und zugleich einen Hirsch zu schießen, so daß nun Beide mit ihrer so willkommenen Beute in das Lager zurückkehrten. Alle waren erfreut durch die Aussicht auf Sättigung, doch fand keine geräuschvolle oder außerordentliche Freudenbezeugung statt, vielmehr riefen Alle einstimmig aus: Anischi, anischi, wir sind dankbar! Nun wurde die Kaze gänzlich aus dem Lager geworfen, ohne daß sie angerührt worden war.

Bei dem Ueberfluß von Wild und Fischen, welche gewisse Jahreszeiten den Indianern liefern, würden diese, wenn sie diese Nahrungsmittel gehörig sammelten, einsalzten und aufbewahrten, nie vom Hunger zu leiden haben oder gar vor Mangel umkommen; da sie indessen nicht daran gewöhnt sind, Borräthe von Lebensmitteln einzusammeln und aufzubewahren, ein wenig Mais, Bohnen und elckhe Kürbisse ausgenommen, gerathen sie öfters in große Noth, zumal in Kriegszeiten. So oft sie indessen auch von Hungersnoth heimgesucht worden sind, erwähnen ihre Ueberlieferungen doch nur einen einzigen Fall, wo das Leben eines Menschen zur Erhaltung Anderer aufgeopfert wurde, obgleich sie mehre Fälle erzählen, wo eine beträchtliche Anzahl von ihnen im eigentlichen Sinne vor Mangel umkam.

In dem Winter von 1739 — 1740, erzählt Heckewelder, dessen die Indianer noch jetzt immer als des harten Winters gedenken, kam eine indianische Frau mit drei Kindern von jenseit der Alleghany-Gebirge, um ihre Freunde auf der großen Insel am westlichen Arm der Susquehanna zu besuchen. Als sie diesen Fluß ungefähr in der Gegend von Ahtschingi Elammui (welches die Weissen in Chingleclamooshe umgewandelt haben) erreichte, fiel der Schnee, früher als man es sonst erlebt hatte, so tief, daß sie nicht weiter fortkommen konnte. Sie fing an, sich und ihren Kindern die Mundportionen abzukürzen, in der Hoffnung, daß das Wetter gelinder oder der Schnee so hart werden würde, daß sie darüber gehen könnte; auch verlängerte sie ihren Vorrath von Lebensmitteln mit Gras, was sie am Ufer fand, und durch gewisse Baumrinden, welche sie kochte, um sie desto verdaulicher zu machen. Es fiel aber immer mehr Schnee, bis auf 6 Fuß hoch, und sie konnte zuletzt auch nicht einmal mehr jene kümmerliche Nahrung sich verschaffen, dabei schwärmten die Wölfe Tag und Nacht um sie her und versuchten mehrmals, in ihr kleines Lager einzubrechen, so daß sie alle ihre Zeit anwenden mußte, Holz zu suchen, um sich und ihre Kinder vor dem Erfrieren zu schützen und jene gefräßigen Thiere durch Feuerbrände, die sie gegen sie schleuderte, abzuhalten. Ihre Lage wurde zuletzt unerträglich, und da ihr kein anderes Rettungsmittel mehr übrig blieb, so beschloß sie, das jüngste ihrer Kinder zu tödten, um die beiden andern und sich selbst vor dem schrecklichsten Tode zu schützen. Nach langem Zaudern führte sie endlich den tödtlichen Streich, [mit weggewandten Augen und mit zitternder Hand, indem sie die Luft mit lautem Wehflagen erfüllte. Sie hoffte

nun einige Zeit und so lange, bis das Wetter sich ändern würde, aushalten zu können, aber die Wölfe, welche das geschlachtete Kind witterten, wurden wüthender als zuvor und ihre Gefahr nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie erfüllte nur die Lust mit Geschrei und Flehen zu dem großen Geiste, daß er Mitleiden mit ihr haben und sie retten wolle. Die Noth nahm aber immer noch zu, ihre fürchterliche Speise war beinahe verzehrt und keine Hilfe kam; schon dachte sie daran, noch ein Kind zu opfern. Sie blickte die Kinder an, entschloß sich jetzt dieses, dann wieder das andere zu tödten, bis die Kinder, die es merkten, was sie vorhabe, darum fleheten, daß sie alle mit einander sterben möchten. Jetzt vernimmt sie ein Geschrei von zwei sich nähernden Indianern, bald erscheinen sie wirklich auf ihren Schneeschuhen, sie haben Lebensmittel bei sich und die Schreckensscene hat plötzlich ein Ende. Die Männer verfertigten ein Paar Schneeschuhe für die Frau und brachten sie glücklich mit ihren beiden Kindern nach der Insel. — Hedenelder kann sich nicht erinnern, ob die Indianer sich in Folge eines Traums, oder in Folge eines lebhaften Vorgefühls, daß sie menschliche Wesen in Noth antreffen würden, sich nach dem Orte hingewandt hatten, wo sie die Frau fanden; eine von diesen beiden Ursachen aber geben sie an. Man nannte diesen Ort seitdem *Enta Mohätink*, d. h. „wo Menschenfleisch geessen wurde“, und dieser Name ist den dort wohnenden Indianern noch jetzt bekannt.

Nach Carver haben manche indianische Völkerschaften weder Brod, noch Salz, noch Gewürz: sie essen den wilden Reis, der in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes in großer Menge wächst, aber sie kochen ihn und essen ihn ohne weitere Beimischung. So geben die Adowestier den Ahornzucker, den sie bereiten, gewöhnlich nicht an andere Speisen, sondern essen ihn für sich allein. Sie haben auch keine Vorstellung von dem Gebrauch der Milch, die sie sich vom Buffaloe oder vom Elenn in Menge verschaffen könnten, sondern glauben, daß die Milch nur für die Zungen dieser Thiere zur Nahrung geschikt sey. Die im Westen des Mississippi hausenden Indianer und die in der Union hingegen sind jetzt mit dem Gebrauch der Milch vertraut, und die Creeks und Cherokees in Georgien und Alabama treiben bedeutende Viehzucht und bereiten Butter und Käse zum Verkauf.

Die Caraien und mehre Stämme Mexico's und Guatemala's, so wie die früheren Bewohner der Lufayen und Ostflorida's hatten beim Rösten den Gebrauch, das Geflügel gleich mit den Federn ins Feuer zu werfen und nachdem diese verbrannt sind, den Vogel, bis er gar ist, in heiße Asche zu legen. Sobald man ihn herausnimmt, fallen die verkohlten Federn leicht ab und der Vogel ist rein und gut, ja das auf diese Weise zubereitete Geflügel ist bei weitem schmackhafter, als das unrigre. Auch die Fische werden auf gleiche Art zubereitet und gewinnen ebenfalls an Geschmack. Die Seminalen, Creeks und Cumanchees bereiten ihre Speisen auf kleinen hölzernen Gerüsten, welche die Form einer Pyramide haben und die man gleich einem Dreifuß über das Feuer setzt; in der Mitte der Pyramide befindet sich ein Gitterwerk, auf welches das Fleisch gelegt und gebraten wird. Die wilden Stämme Guatemala's bereiten ihr Fleisch nach Art der Südsee-Insulaner; machen nämlich ein Loch in die Erde, zünden Feuer darin an und wenn es heiß genug ist, nehmen sie die glühenden Kohlen heraus, legen dann das Fleisch, mit Blättern bedeckt, in die heiße Grube, bedecken es wieder mit Erde und zünden auf dieser Feuer an. In kurzer Zeit ist das Fleisch gebraten und ziemlich wohlschmeckend. Das Brod der Caraien wird aus dem Mehl der Maniowurzel bereitet und von denselben Cassaba oder Cassava genannt. In Westindien und Mittel-Amerika wird zu diesem Zwecke die Maniostauden (*Jatropha Manihot L.*) in Menge angebaut, und da es deren eine Menge Arten gibt, die weiße, breitblättrige und rothe Maniostauden am häufigsten gezogen. Die Wurzel erreicht bei der weißen in 9, bei den andern Arten in 16 — 18 Monaten ihre vollkommene Reife,

wird dann ausgegraben, geschabt und geraspelt, die erhaltene Masse in einen cylinderförmigen drei bis vier Fuß langen und etwa sechs Zoll im Durchmesser haltenden vom Bast geflochtenen Beutel gethan, und durch Pressen der schädliche ägende Saft aus derselben entfernt. Sobald der Manioc vollkommen ausgepreßt und trocken ist, wird er fein zerrieben, gesiebt und zu dünnen Kuchen geknetet; die eine Dicke von zwei Zoll haben. Man legt diese auf heiße flache Steine, preßt dieselben mit einem abgerundeten Holze aus einander, wendet sie, bis sie gehörig gebacken sind, mehre mals um, und setzt sie dann einige Stunden der Sonne aus, um alle Feuchtigkeit daraus zu entfernen. Auf diese Weise zubereitet, werden die Kuchen über zwei Fuß groß, kaum zwei bis drei Linien dick, und zeigen von außen eine goldgelbe, von innen eine schneeweiße Farbe. Sie sind äußerst zerbrechlich und fast geschmacklos, bis der Gaumen sich daran gewöhnt hat. Auf gleiche Weise wissen die Caraihen aus zerriebenen Bataten eine Art Brod zu bereiten, indem sie den Saft ausdrücken, und den zurückbleibenden mehmartigen Theil, mit Zucker und Gewürz vermischt, zu einem Teige kneten und backen. Auch die Bananen werden von den Indianern Mexico's und Guatemala's und den Caraihen Westindiens auf mannichfache Art benutzt; theils roh gegessen, theils gekocht oder geröstet. Die Letztern brauchen sie häufig als Mundvorrath auf ihren Seereisen, und lassen sie zu diesem Ende am Stocke reifen, schälen sie dann, zerstoßen sie im hölzernen Mörser zu einer teigartigen Masse, und formen kleine Kuchen daraus, die an der Sonne oder in heißer Asche getrocknet werden. (Schmidt *ic.* II. 188). Beim Gebrauch werden sie in Wasser aufgelöst, und daraus entweder ein angenehmes Gericht oder Getränk bereitet, je nachdem mehr oder weniger Flüssigkeit hinzugefügt wird.

Das Getränk der nördlichen Indianer bestand in früherer Zeit in nichts als Wasser; der Prozeß des Brauens und Brennens war ihnen völlig unbekannt, und unter sich hatten sie kein einziges berauschendes Getränk. Der Rauch des Tabaks war das einzige Mittel, welches bei ihnen gebräuchlich war, um ihre Lebensgeister auf kurze Zeit zu erheitern. Die südlichen Indianer, namentlich die Bewohner Mexico's und der Antillen besaßen aber eine unzählige Menge von geistigen, sauern und gezuckerten Getränken, die sie aus Mais, Manioc, der Agave und dem Zuckerrohr zu bereiten verstanden. Unter der Mönchsherrschaft des Incas, sagt Humboldt (*Neu-Spanien ic.* II. 38), waren berauschende Getränke verboten, besonders diejenigen, welche man Vinapu und Sora nennt. Die mexicanischen Despoten hingegen kümmerten sich nicht so sehr um die öffentlichen und Privat sitten, auch war die Trinksucht unter der agtekischen Dynastie bereits allgemein bei den Indianern. Jetzt hat der Indianer Mexico's auf jeder Höhe des Landes besondere Getränke. Die Ebenen liefern den Zuckerbranntwein (Guarapo) und den Chicha Manioc; auf dem Abhange der Cordilleren ist Ueberfluß an Chicha de Mais, und hier sind auch die Agaven-Pflanzungen, welche den Lieblingstrank der Eingebornen von Pulque de Maguey geben, und außer diesen liefert der Handel den jetzigen Indianern den Weinbranntwein, der theils aus Europa kommt, theils im Lande selbst bereitet wird.

Die Indianer Mexico's und die Caraihen bereiten durch Einweichen der Maiskörner, in welchen sich der Zuckerstoff durch die Keimung zu entwickeln beginnt, verschiedene Getränke, von denen einige dem Bier, andere dem Cider gleichen, und die mit dem gemeinschaftlichen Namen Chicha bezeichnet werden. Die Küsten-Indianer Guatemala's bereiten ähnliche Getränke aus Mais, Bataten, Manioc, Acajou, Geripaba, wildem Honig, Zucker u. s. w., die unter der allgemeinen Benennung von Caüy bekannt sind. Ob diese auf dieselbe Art wie der Beru, eine geistige Gährung des Mais, bereitet werden, wage ich nicht zu behaupten, da die caraihschen Weiber die Bereitung der Caüy geheim halten, oder wenigstens nicht im Beiseyn von Männern

bereiten. Eschwege, in seinem Journal von Brasilien, 18 Hest, S. 140, beschreibt die Bereitung des Weru auf folgende Art: „Um den Weru zu verkertigen, wird der Mais in einem hölzernen Troge oder Mörser grob gestampft, damit sich die äußere Haut mit leichter Mühe davon trenne. Darauf wird er in einen großen Topf gethan und gekocht; sobald er weich genug ist, gießt man kaltes Wasser darüber, um ihn abzukühlen, und nun stellen sich die Weiber um den Topf her, holen den weichgekochten Mais heraus, und kauen ihn klein, spucken ihn mehrmals wieder in die Hand, und tauchen damit in den Topf, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzukühlen, und fangen darauf von Neuem an zu kauen. Nachdem alles hinlänglich durchgekaut ist, seihen sie das Ganze durch ein Sieb in einen andern Topf, und was auf dem Siebe zurückbleibt, wird noch einmal gekaut. Binnen weniger als 24 Stunden geht diese Brühe in Gährung über, und sobald die saure Gährung begonnen hat, hält man das Getränk für gut. Es ist säuerlich und etwas berauschend, und gleicht im Geschmacke unserer Molke.“

Die Caraißen sind überhaupt in Bereitung verschiedener Arten Getränke sehr geschickt, und aus allen Früchten oder Fruchtsäften, namentlich aber aus Bataten, Zucker und Bananen, wissen sie einen wohlschmeckenden Wein zu bereiten. Sie verwenden dazu große Löpfe von rother Erde (Canaries), füllen dieselben zu zwei Drittheilen mit Wasser an, werfen in Etüden gebrochene Cassave, zerstampfte Bataten, Zuckerrohr und einige reife Bananen hinein, und binden die Oeffnung mit dem Baute der Banane fest zu. Man überläßt nun diese Masse einige Tage lang der Gährung, und erhält davon ein breiartiges, nahrhaftes und erfrischendes Getränk, welches in Farbe und Geschmack starkem Biere gleichkommt, und von den Caraißen *Weeco* genannt wird. *Mahee*, ein anderes bei den Caraißen einheimisches Getränk, wird aus Wasser, Syrup, rothen Bataten und süßen Orangen bereitet, gleicht im Geschmack dem Birnenmost, und ist nach 36 Stunden schon genießbar. Man hält es für schädlich und berauschend. Noch andere, stärkere Getränke bereiten die Indianer Mexico's und Guatemala's und die Caraißen aus der Frucht des Acaju und den Ananas, und bedienen sich derselben bei ihren Festen oft bis zum Uebermaß.

Tänze, Gesänge, Ball- und Würfelspiele sind die Hauptvergnügungen der Indianer, außer den Jagden, und die beiden erstern scheinen sogar eine religiöse Bedeutung zu haben, da sie nie bei wichtigen oder festlichen Gelegenheiten zusammen kommen, ohne sich damit zu beschäftigen, ihre Verhandlungen damit zu beginnen oder zu enden. Die Tänze sind meistens pantomimisch, und alle werden mit Gesang und Instrumenten, oder mit Händegeklatsch und zum Theil mit schrecklichen Geberden begleitet. Die indianischen Tänze, wenn sie bloß zum geselligen Vergnügen, zu froher Unterhaltung angestellt werden, gewähren einen angenehmen Anblick, und der dieselben begleitende Gesang ist keineswegs unharmonisch. Sie singen chorweise, erst die Männer, dann die Weiber; zu Zeiten stimmen die Weiber in den gemeinschaftlichen Gesang mit ein, oder wiederholen die Strophe, welche von den Männern zuletzt gesungen wurde. Wenn beide Abtheilungen auf diese Weise etwa eine Viertelstunde fortgesungen haben, enden sie den Gesang plötzlich mit einem gellenden, unharmonischen Schrei, der mit der frühern Harmonie nicht im geringsten Einklange steht, und dem Gesang des Spottvogels nachgebildet zu seyn scheint, der seine zarten Melodien ebenfalls mit dem widrigsten Kateschrei endet. Der Gesang der Indianer fängt immer mit einer einzelnen Stimme an, aber bald fallen mehre nach einander ein, bis der allgemeine Chor anhebt; die indische Trommel wird vom Anfange an dabei geschlagen, um den Takt anzugeben. Die Stimmen der Weiber sind heft und voll, und ihre Intonation ist gewöhnlich richtig.

Hecquelwer, Carver und Long führen in ihren Werken zwölf verschiedene Arten von Tänzen an: den Pfeifen-, Calumet- oder Festtanz, den Anführer- oder Kriegeranz,

den Kriegstanz, den Abreisestanz, den Gefangenentanz, den Skulptanz, den Todestanz, den Heimfehrtanz, den Speertanz, den Hochzeitstanz, den Dpfertanz und den Pawwau-, schwarzen oder Zaubertanz. Der Pfeisestanz ist der gefälligste von allen und sind die Indianer nicht mit Krieg oder mit Jagden beschäftigt, so belustigen sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts jeden Abend mit demselben. Nicht nur bei diesen festlichen, sondern auch bei allen übrigen Tänzen steht jeder Mann der Reihe nach auf, und führt seine Bewegungen, im Kreise umher, mit viel Ungezwungenheit und Kühnheit aus, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die Gesellschaft, welche um den Tänzer her in einem Kreise auf der Erde sitzt, fällt am Ende jedes Taktes in den Gesang des Tänzers ein, und zwar mit einem seltsamen Laut, den sie alle zugleich hören lassen, und der etwa wie heh, heh, heh, klingt, und mit scharfer, rauher Betonung ausgestoßen wird. Die Weiber, besonders bei den westlichen Völkern, tanzen mit vielem Anstand. Sie halten sich gerade, schließen die Arme an beiden Seiten der Länge nach dicht an den Leib, bewegen sich erst einige Schritte rechts, und dann wieder links, doch ohne europäischen Tanzschritt, sondern mit an einander geschlossenen Füßen, indem sie abwechselnd die Zehen und die Hacken in Bewegung setzen. Auf diese Weise gleiten sie mit großer Gelenkigkeit hin und zurück, und wenn auch mehre zugleich tanzen, halten sie den Takt so genau, daß keine Verwirrung entsteht. Während des Tanzens vereinigen die Tänzerinnen in bestimmten Zwischenräumen ihre durchdringenden Stimmen mit den gröbern der Männer, welche umherstehen (denn nur bei dem Hochzeitstanz treten beide Geschlechter zusammen zum Tanze auf), und diese, und das Getöse der Trommeln und Rasseln der mit Steinchen gefüllten Kalebassen (Chichicanes), arten öfters, trotz aller Harmonie, in widriges Getöse aus. Der Kriegstanz hat nicht das geringste Angenehme, ja ist vielmehr berechnet, Furcht und Entsetzen bei den Zuschauern zu erregen. Die Tänzer sind dabei bemalt oder vielmehr beschmiert, wie es die Veranlassung erfordert. Sie halten dabei ihre tödtenden Waffen in der Hand, und ahmen in ihrem Tanze alle kriegerische Stellungen, Bewegungen und Handlungen nach, welche bei einem Kampf mit dem Feinde vorzukommen pflegen, und suchen dabei Einer dem Andern, durch schreckenerregende Blicke und Gebärden zu übertreffen. Dieser Tanz wird gewöhnlich um einen, zu diesem Zwecke aufgerichteten angemalten Pfahl, auf einem geräumigen, von Pallisaden eingeschlossenen Plage, unter einem Dache von Baumrinde, öfters aber auch unter freiem Himmel gehalten. Jeder erscheint dabei in kriegerischem Anzuge, blickt verächtlich auf die ebenfalls bemalten Pallisaden hin, als ob diese die Feinde wären, mit welchen er im Begriff ist zu kämpfen, und indem der Kämpfer vor dem, in der Mitte errichteten, Pfahl vorbeikommt, schlägt, stößt oder umfaßt er ihn, und thut, als ob er den Skalp abziehen, ihn zerhauen oder durchstechen wolle, kurz gebärdet sich gegen ihn, als habe er den wirklichen Feind in seiner Gewalt; tiefes Athemholen, Stampfen mit den Füßen, und das durchdringende Kriegsgeschrei (Warwhoop) begleiten diesen Tanz, bei welchem die Darstellung der Entdeckung des Feindes, der Rückzug und die Verwirklichung des Sieges vortreffliche Pantomimen sind.

Ehe die Indianer zu einer Fehde ausziehen, wird jedesmal der Kriegstanz um den bemalten Pfahl gehalten, und es ist dieser zugleich die indianische Weise, Kampfesgenossen anzumerken, denn Jeder, der an dem Tanze Antheil nimmt, wird angesehen, als ob er seine Genehmigung zum Mitwirken gegeben habe, und ist verpflichtet, mit dem Kriegsvolke gegen den Feind zu ziehen.

Der Gefangenentanz wird, nach erfolgter Heimkehr aus dem Kriege, um die zum Tode bestimmten Feinde gehalten, und diesen im Vorbeitanzen alle erdenkliche Martern zugefügt, ehe man sie tödtet. Die Gefangenen halten sich dabei, als ob sie an der Belustigung Theil nähmen, und spotten verächtlich über ihre Peiniger, als über

Henker, welche die Kunst zu martern schlecht verständen. So widersinnig dieses Benehmen auch zu seyn scheint, hat dasselbe doch einen hinlänglichen Grund, denn der Zweck des armen gequälten Schlachtopfers ist es, seine unbarmherzigen Peiniger durch Worte und verächtliche Stachelreden zu einem solchen Grad von Wuth zu reizen, daß Einer von ihnen in der Hitze ihm einen tödtlichen Streich beibringt, und so seiner Qual ein Ende macht. — Der Heimkehranzug wird stets nach erfolgter Rückkehr von einem gelungenen kriegerischen Unternehmen gehalten, und hat einigermassen den Charakter einer religiösen Feierlichkeit. Er wird mit Gesang und Chören begleitet, an welchen letztern auch die Weiber Antheil nehmen, ohne sich indeß in den Tanz selbst zu mischen. Beim Schluß eines jeden Gesangs wird das Scalpgeschrei so oftmalß jauchzend erhoben, als man dem Feinde Scalps abgenommen.

Der Pawwau oder schwarze Tanz ist jetzt nur noch im Innern des Landes, bei den westlichen Völkerschaften im Gebrauch, und scheint mehr eine religiöse Ceremonie, als eine Belustigung zu seyn, und die tausend lächerlichen Geschichten, die von denselben in frühern Zeiten von den unwissenden Grenz-Kolonisten erzählt wurden, die bei demselben den Teufel durch die Indianer citiren ließen, und deshalb dem Tanze den Namen des Zaubertanzes gaben, zeigt nur an, auf welcher Stufe der Kultur die damaligen Ansiedler standen. Carver gibt in seinen Reisen einen ausführlichen Bericht von demselben; während seines Aufenthalts unter den Radowessern wurde ein Tanz der genannten Art angestellt. Ehe er anfang wurde einer der Indianer in die Gesellschaft aufgenommen, welche sie Wakon kitchewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen beiderlei Geschlechts, aber nur solche können in dieselbe aufgenommen werden, die von unbescholtenem Rufe sind und den Beifall der Gesamtheit erhalten. Nach der Aufnahme folgte der Pawwautanz, und das Ganze schloß, wie es bei ihnen immer gebräuchlich ist, mit einem Gastmahle. Der größte Theil der Tänzer hatte ein mit Luft angefülltes Otter- oder Marderfell in der Hand, in dessen Munde ein pfeifenförmig geschmiztes Holz sich befand, durch welches, wenn der Balg zusammengedrückt wurde, die Luft mit quikendem Geräusch entfloß. Wenn diese Maschine irgend einem aus der Gesellschaft vor das Gesicht gehalten, und der Ton hervorgebracht wurde, fiel die dadurch angeblasene Person augenblicklich, dem Anschein nach, todt nieder, und zuweilen lagen zwei oder drei, sowohl Männer als Frauen, zusammen auf der Erde, erholten sich aber in wenig Augenblicken, und schlossen sich den andern Tänzern wieder an. Besuch ein Häuptling eines fremden Stammes ein indianisches Dorf, so wird ihm zu Ehren des Nachts in seinem Wigwam ein, dem Kriegstanz ähnlicher Tanz, als Höflichkeitsbezeugung, von 15 bis 20 ganz entkleideten jungen Indianern ausgeführt, und von diesen, die verschiedentlich bemahlt sind, alles das Eigenthümliche und Schrecken erregende des Kriegstanzes nachgeahmt.

Die einzige Musik, welche die Indianer haben, ist eine Art Trommel; sie besteht aus einem Stück Holz von einem hohlen Gummibaum, ist seltsam geschnitten, und an einem Ende mit einem Fell überspannt, welches mit einem einzelnen Stöcke geschlagen wird. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist keinesweges wohlklingend, sondern dient bloß dazu den Takt zu halten. Nebst den Trommeln rasseln sie auch zuweilen mit dem Chichiku (mit Steinchen gefüllten Kalebassen), und bei den Kriegstänzen bedienen sie sich auch einer Art Pfeife, aus Rohr gemacht, welche einen schneidenden durchdringenden Ton von sich gibt. (Carver. S. 276.)

Nach dem Tanze ist der Gesang ein Hauptvergügen der Indianer, und öfters versammeln sie sich im oder vor dem Rathhause (Council House), ihre kriegerischen Thaten in einer Art von Recitativ abzusingen. Der älteste der Krieger erzählt zuerst, dann folgen die übrigen der Reihe nach, nach dem Alter, und dazu wird die Trommel

fortwährend geschlagen, um gewissermaßen die Erzählung noch mehr in die Wirklichkeit zu versetzen. Nachdem ein Jeder von ihnen einen kurzen Satz vorgetragen hat, singen sie im abwechselnden Gesänge in der Runde fort, bis Jeder seine Erzählung geendet hat. In diesem Wechselgesänge nehmen sie sich sehr in Acht, durch angemessene Ueberlegenheit das Gefühl der Andern nicht zu beleidigen, denn jeder Krieger fühlt sich als eine wichtige Person, und ist bereit, wenn man ihn beleidigt, mit der That zu zeigen, was er im Kriege geleistet hat, und noch zu leisten im Stande ist, und Fälle sind schon vorgekommen, wo ein im Wechselgesänge beleidigter Krieger aus dem Kreise heraustrat, und den unverschämten Großprahler, der seinen Ruhm geschmälert, auf der Stelle tödtete.

Die Gesänge der Indianer sind gewöhnlich von kriegerischer, zu andern Zeiten von jätlichen und gefühlvoller Art, und ähneln den alten gaelischen Gesängen. Sie werden in kurzen Sätzen abgesungen, doch nicht ohne ein gewisses Silbenmaß und harmonisch für ein indianisches Ohr. Heckewelder hat uns den Gesang der Ienapischen Krieger beim Ausziehen gegen den Feind, aufbewahrt und mehrere nach der Adoptirte der Oneida-Indianer in seiner *Voyage dans la Haute-Pensylvanie etc.*, von denen weiter unten, am passenden Orte, einige aufgeführt werden sollen. Der Gesang des Ienapischen Kriegers lautet, nach Heckewelders Uebersetzung, wie folgt:

D ich Armer,	Laß es mir in diesem Unternehmen gelingen —
Der ich ausziehe zu Streiten gegen den Feind,	Daß ich meinen Feind erschlagen möge
Und weiß nicht, ob ich heimkehren werde,	Und heimbringe die Siegeszeichen
Mich zu freuen der Umarmungen meiner Kinder	Zu meiner theuren Familie und meinen Freunden,
Und meines Weibes.	Daß wir mit einander uns freuen.
O armes Geschöpf!	O habe Mitleid mit mir,
Deßen Leben nicht in seiner Hand,	Gib mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
Der über seinen Leib nicht Macht hat,	Vergönne mir, zurück zu kehren zu meinen Kindern,
Doch aber seine Pflicht zu thun versucht,	
Für seines Volkes Wohlfahrt.	Zu meinem Weibe
O Du großer Geist dort oben,	Und meinen Verwandten;
Habe Mitleid mit meinen Kindern	Habe Mitleid mit mir, und behüte mein Leben,
Und meinem Weibe!	Und ich will Dir ein Opfer bringen.
Berhüte, daß sie meinetwegen nicht trauern!	

Die Betonung bei dem Gesänge ist sehr pathetisch, und das Ganze bringt in ihrer Sprache eine nicht geringe Wirkung hervor. Der große Geist ist ihnen in ihren Gesängen, bei allen wichtigen Gelegenheiten, vor Augen; sie fühlen und erkennen die Macht des Unsichtbaren, und suchen seine Gunst durch ängere Verehrung und Opfer zu gewinnen.

Wie alle Naturmenschen sind auch die Indianer voller Leidenschaften, die ihren Grund indessen nicht in einer schlechten oder boshaften Gemüthsart, sondern in der Heftigkeit ihres natürlichen Gefühls haben; rachsüchtig gegen Feinde und Alle, die ihnen muthwillig Unrecht thun, die sie beleidigen, beschimpfen, oder mit Verachtung behandeln, sind ihnen die edlern Leidenschaften nicht fremd, und in ihrer Freundschaft sind sie eben so warm und aufrichtig, als heftig und rachsüchtig gegen Feinde. Ein Indianer könnte bei vorkommender Veranlassung sein Leben für einen Freund hingeben, was indes viele Reisende verneinen, die zu wenig den Charakter dieser Naturmenschen studirten, und unzählig sind die Beispiele von Indianer-Treue und Freundschaft, nicht nur gegen einander, sondern selbst gegen Männer von andern Nationen und anderer Farbe, als sie selbst. Wie oft haben sie nicht, wenn zwischen ihnen und den Weißen Feindseligkeiten ihrem Ausbruch nahe waren, die Grenzanfiedler, die sie für gutgesinnt gegen die Indianer hielten, unter der Hand gewarnt, und ihnen gerathen, für ihre Sicherheit zu sorgen, ohne auf den Unwillen Rücksicht zu nehmen, den ein solches Betragen bei ihrem eigenen Volk erregen möchte, und wie oft haben sie nicht solche

Anbauer beschützt, und unter sichern Geleit durch die gefährlichsten Gegenden geführt, bis sie in Sicherheit waren! (Hefewelder a. a. D.) Das Wort „Freund“ klingt in dem Ohre eines Indianers nicht so vieldeutig und unbestimmt, wie bei uns; es ist nicht bloß ein Ausdruck der Höflichkeit oder des geselligen Lebens, sondern zeigt zugleich den festen Entschluß an, der dadurch bezeichneten Person unter allen Umständen beizustehen. Der bloße Hinblick auf zwei Personen, welche erklärte Freunde sind, ist schon genug, einen jeden andern davon abzuschrecken, sich gegen Einen oder den Andern eine Beleidigung zu erlauben, und wenn ein Indianer glaubt, daß Jemand böse Absichten gegen seinen Freund hat, braucht er nur mit Nachdruck zu sagen: „dies ist mein Freund, und wer sich begeben läßt ihn anzurühren, so will ich ihm thun was in meinem Gemüthe ist.“ Diese Sprache wird von den Indianern wohl verstanden, denn sie wissen es recht gut, daß sie mit einem feurigen Krieger zu kämpfen haben würden, wenn sie gegen dessen Freund etwas unternehmen wollten, und vieles Blutvergießen wird dadurch verhütet, denn es ist bekannt genug, daß ein Indianer seine Freundschaft nie vergebens zusichert.

Viele Reisende behaupten, die Freundschaft der Indianer könne nur durch Geschenke erkaufet werden, und daure nur so lange fort, als dieselben reichlich gespendet würden; dem aber ist nicht so, ja im Gegentheil ist ihre Zuneigung durchaus uneigennützig, und dadurch am leichtesten zu erlangen, daß man sie auf dem Fuß einer völligen Gleichheit behandelt. Gegen die Weißen sind sie argwöhnisch, weil sie glauben, diese hielten sich selbst für eine höhere Art Wesen, und behandelten sie deshalb mit Berachtung, was ein Indianer nie verzeiht; finden sie aber, daß ein weißer Mann es nicht verschmäht, mit ihnen als Seinesgleichen umzugehen, so fühlen sie sich geschmeichelt und sind gern geneigt, Freundschaft zu schließen. Die Leiden, welche die Indianer seit zwei Jahrhunderten von den Weißen erdulden mußten, hat sie zu der Ueberzeugung gebracht, die Weißen überhaupt als eine falsche, betrügerische Klasse darzustellen; dessen ungeachtet geben sie Ausnahmen zu, und ein Weißer darf in seinem Betragen gegen sie nur die gewöhnliche Menschenliebe an den Tag legen, so wird es ihm immer noch leicht werden, Zugang zu ihrem arglosen Herzen zu finden. Als treffliche Kennenkenner wissen die Indianer, auch wenn sie die Sprache der Weißen nicht verstehen, recht gut, die, welche sie verachten, von denen zu unterscheiden, die mit edlern Gefühlen gegen sie begabt sind, und mancher Weißer büßte dadurch sein Leben ein, daß er durch sein äußeres Betragen das Gefühl der Indianer verwundete, während andere, selbst nachher, ja mitten im Kriege, als Freunde von ihnen behandelt und beschützt wurden.

Hefewelder, Zeisberger und viele Andere führen mehre Beispiele der sich opfernden Freundschaft der Indianer an, aus welchen erhellt, daß dieselbe bei diesen Völkern einen religiösen Grund haben muß, daß sie nicht das Resultat eines persönlichen Eigennuzes, sondern eine höhere Ansicht des Gefühls für Ebes und Gutes ist. Zwei Indianer vom Stamme der Delawares, welche den Missionär Zeisberger, mit Gefahr ihres Lebens, von Mördershand erretteten, erklärten später, daß sie keinen andern Grund gehabt hätten, sich für ihn zu wagen, als weil er ein Freund ihres Volkes wäre, und sie ihn für einen guten Menschen hielten.

Wie rührend ist das Selbstgespräch eines jungen schawaneßischen Kriegers, eines Natur-Dichters, wie es deren manche unter den Indianern gibt, über seinen abwesenden Freund, welches uns der Verfasser der *Voyage dans la Haute-Pensylvanie* etc. aufbewahrt, welche Fülle von Gedanken, welche Erhabenheit des Gefühls für Freundschaft; möchte es doch ja für immer der Vergessenheit entzogen seyn, zur Würdigung einer Menschenrace dienen, die von der größern Zahl ihrer weißen Mitbrüder als rohe, uncivilisirte Barbaren verschrien werden!

„P a n i m a, sitzend unter einem großen Nemenschehelas (eine schwarze Birke,

Betula nigra), da der Mond schön und glänzend ist, an seinen Freund *Ganondawe*.“

„So ist denn die Schwelle Deiner Thüre hinweggenommen, die Aische Deines Herdes zerstreut, und Dein Feuer ausgelöscht, tapferer *Ganondawe*! Du hast also Deinen Wigwam und das Dorf verlassen, um in's Land des *Dnas* (Pennsylvanien) zu gehen, dessen Schatten und Kühlung die Weißen vertilgt haben (Anspielung auf das Ausrotten der Wälder). Warum verstehen sie nicht, wie wir, von der Jagd und dem Fischfange zu leben, auf einer Bärenhaut zu liegen, und das Wasser des Bachs zu trinken? Dann hätten sie nicht so großen Durst nach unsern Ländern, und wir wären Nachbarn und Freunde.“

„Traue nicht ihren kurzen und langen Reden! Wer sich darauf verläßt, ist verloren, wie das Eis unserer Flüsse bei der Rückkehr des Frühlings. Der unbefonnene Wanderer, der sich ihnen nähert, wird verschlungen, wie von den treulosen Wirbeln des Alleguipy. Nie sagen sie uns, was sie denken, und nie denken sie, was sie uns sagen! Weißt Du warum? Weil List und Lügen von ihren Lippen strömen, wie der faule Saft aus einem Baume, dessen Herz hohl und verfault ist.“

„Aber mit wem rede ich, da Du nicht mehr hier bist, meine Worte zu vernehmen? Sollte wohl meine Stimme bis zu Dir gelangen, und die Deinige, gleich dem Wiederhaller, zu mir herüberkommen? Ich horche . . . Es ist nur ein Geräusch des vorüberziehenden Windes, oder des Wasserfalles, das in den nächsten Wäldern sterben wird. Es sagt meiner aufmerksamen Seele nichts. Ich horche wieder . . . Es ist das Getöse des Rothspechts (*Picus erythrocephalus*), der an den trockenen Baumstamm klopft, oder des Auerhahns (*Urogallus minor*), der durch das Rauschen seiner Flügel sein Weibchen ruft. Indessen will ich mit dem Du sprechen, das in meinen Gedanken lebt, dessen Bild die Augen meines Geistes erblicken.“

„*Ganondawe*, wo bist Du? Kannst Du die Stimme Deines Freundes *Panima* nicht hören?“

„Ich will also in mir selbst mit Dir reden, weil Dich Deine Abwesenheit, wie die Breite eines Berges, meinen Augen verbirgt, und weil sie, wie der Frost des Winters, meinen Mund geschlossen hat. Denke ich an Dich, dann breitet mein Arm sich aus, meine Hand öffnet sich, der Deinigen zu begegnen und sie zu drücken. Beim Lichte des Tages suche ich Dich, und finde Dich nicht. Selbst Dein Schatten hat mich verlassen. In der Stille der Nacht denkt mein Geist an Dich, und wirft, wie die Fläche des Wassers, Dein Bild zurück. Ich armer Betrübter! Meine Pfeile treffen das Wild nicht mehr; der Fisch geht vorüber, und sieht *Panimas* Angel nicht. Ich nehme die Pfeife in den Mund; aber meine Gedanken, die Deine Abwesenheit in meinem Kopfe zurückhält, werden traurig und klagend, wie das Wasser, das die Dämme des Bibers aufhält, aufhört gut und süß zu seyn.“

„*Ganondawe*, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes *Panima* nicht hören?“

„Wie quälend und lang kommt mir die Zeit vor, welche den Morgen vom Abend trennt, seitdem Du nicht mehr hier bist! Und ohne die Vergessenheit des Schlafes, ohne das Umherschwärmen der Träume, wie viel länger würde die seyn, die den Abend vom Morgen scheidet! Wann wirst Du denn wiederkommen, meine Heiterkeit aufzufrischen, die mit Dir gegangen ist. Wann wirst Du wiederkommen, die Blätter von meinem Pfade zu nehmen, und den Wind des Unglücks zu verschrecken, den ich überall finde? Gehe ich in die Wälder, so verirre ich mich; gehe ich zu Wasser, so kann ich meinen Kahn nicht regieren; zünde ich Feuer auf meinem Herde an, so gibt es mehr Rauch als Wärme; verlasse ich meinen Wigwam, so besetzen ihn das Gewürm

der Erde und die Vögel der Nacht; werfe ich meinen Tomahawk, so fällt er nieder, bevor er an die Rinde des Baumes kommt.“

„Ganondawe, wann wirst Du wiederkommen? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Wenn Du redest, sagen unsere Greise, werden die Ohren Deiner Zuhörer groß. Ja, sagen sie, seine Stimme ist tönend wie der Wiederhall der Wälder, wie die Stimme des Kraniches (*Ardea coerulaea*) in den Wolken. Gleich den Tropfen eines Wasserfalles, hat jedes seiner Worte Gewicht. Er hat das Herz seines Großvaters Poohagan, die Züge seines Vaters Sagagoetsche. Nie ist die schwarze Lüge über seine rothen Lippen gekommen. Er ist verständig und kaltblütig, wie der Biber der Moräste; verschlagen wie der Fuchs; tapfer und muthig wie der hungerige Panther; behende im Laufen wie der verfolgte Hirsch. Sein Gesicht kommt dem des kahlköpfigen Adlers (*Falco leucocephalus*), und sein Gehör dem des Glenns mit dem gabelartigen Geweihe gleich. Wie seine Zlinte, verfehlt sein Verstand nie das Ziel. Mögen die Blätter vom Baume seines Lebens noch lange die Wigwams seines Dorfes und unsere Stämme beschatten!“ „Das sprechen alle, die Dich kennen, von der Gabel des ruhigen Scioto an, bis an die Wasser des Ohio, und noch jenseits.“

„Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Erinnerst Du Dich, daß wir von unsern ersten Monden an immer den nämlichen Kahn gerudert, dasselbe Bild verfolgt, dieselben Gefahren mit einander getheilt haben? daß, wenn der Eine ja sagte, der Andere es auch sprach? daß, wenn wir Feuer anzündeten auf Deinem Heerde oder dem meinigen, die Freundschaft immer dabei war, es anzublafen? Erinnerst Du Dich, daß ich Dir mein Zutrauen gegeben hatte, wie es der Kranke seinem Arzt giebt, wie der Reisende dem sichern und treuen Strome, der sein Canot dahin führt? daß, wenn man Dich sprechen hörte, die Stille die Thüre schloß, und die Aufmerksamkeit ihren Sitz in unsern Ohren aufschlug? Erinnerst Du Dich, daß man, aus Furcht Dich zu unterbrechen, sogar versäumte, Holz an das Feuer zu legen? daß unsere Weiber sich vereinten, wenn sie aus unsern Munde kamen, wie der Rauch unserer Pfeifen? Erinnerst Du Dich, daß Alle ausriefen: wir wollen ihm folgen, wo ihn auch die Erde und das Wasser hinbringt! Er weiß zu denken, zu reden und anzuführen, bei dem Lichte des Tages so gut, als bei der Dunkelheit der Nacht!“

„Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Ich bin tapfer und unerschrocken; Du bist es auch. Ich fürchte weder den Tod noch die Martern; Du fürchtest sie eben so wenig. Ich bin ein geduldiger, behender, unermüdeter Jäger; Du auch. Ich bin ein Mann, und als solcher fürchte ich weder den Tomahawk, noch den Kessel des Feindes; Du auch nicht. Wenn ich vor Müdigkeit zwischen den Steinen des Pfades wanke, stütze ich mich auf Deine Schultern; das thust Du auch. Wenn mein Muth sinkt, blickst Du mich an, und sogleich fassen Deine Augen ihn wieder an; ich werde das doppelt von dem, was ich war. Lasse ich meinen Kriegsgesang ertönen, so singe ich ihn kräftiger, so oft ich an Dich denke. Wie stark sind zwei Menschen, sobald sie nur Einen ausmachen! Sie sind wie die beiden Flügel, die einen Vogel tragen; wie ein Kahn, den zwei wackere Menschen mitten durch eine Strömung rudern; wieder nur von einem regiert, dann verfolgen ihn Müdigkeit und Angst, und erreichen ihn bald; er verliert den rettenden Strich des Stromes, wannt und wirft um, und aus Mangel eines Freundes wird der Arme ein Fraß der Fische.“

„Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Ich möchte wissen, wenn die Sonne im Lande des Onas aufgeht, ob dann ihre ersten Strahlen Dich erfreuen, wie vormals, wenn Du aus Deinem Wigwam tratest, sie zu begrüßen; ob, wie hier, die Schatten der Nacht die Erde mit

Thau, und die Augen mit Schlaf bedecken? Ich möchte wissen, was Du von den Bärtigen denkst, die sich todt arbeiten und nie zufrieden sind, die so vielerlei bedürfen, um zu leben, und die nicht mehr leben als wir, die wir nichts als unser Geschöpf haben? Welche Vorstellung machst Du Dir von ihrem Gotte, mit dem sie so oft reden, und der ihnen nicht verbietet, unser Land zu ackern und unser Wild zu verschrecken? Er ist ein schlechter Gott, weil er ihnen erlaubt, unsere Dörfer wegzunehmen, die Gebeine unserer Vorfahren dem Winde und Regen bloßzustellen, und Wasser der Wuth und des Feuers (Branntwein) zu geben, um uns aufzureiben, und schöne Worte, um uns zu betrügen.“

„Diese traurigen Gedanken erwecken, gleich einem Wintertage, noch traurigere. Geht Panima in den Krieg, wer wird ihn dem Zahne seines Feindes entreißen? Wenn sein Kahn umschlägt, wer wird ihm helfen, ihn wieder aufzurichten? Wenn das Unglück ihm zusetzt, wer wird ihm Fleisch und Fische geben? Wenn er böse Träume hat, wer wird sie ihm aus dem Sinne bringen? Wenn der Geist da oben ihn mit seinem großen Pfeile trifft, wer wird seinen Leichnam mit Erde bedecken? Ich mag thun, was ich will, diese Gedanken aus meinem Kopfe zu verschrecken, die Schwermuth, welche sich, als Du hier warst, hinter dem Berge verkroch, kommt hervor, um sie mir noch trauriger und wehmüthiger zu machen. Seit Deiner Abreise ist mein Gesicht finster wie das Wasser, welches unter Fichten fließt; mein Geist verirrt sich in der Dunkelheit, wie der Jäger sich in den Wäldern verirrt; das Stillschweigen verschließt meinen Mund; meine Ohren vernehmen den Ton des Muskwiß (*Caprimulgus minor americanus*, Vatesb.) nicht mehr, und meine Augen sehen, ohne etwas zu erblicken.“

„Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Ich rede mit Dir, und Du hörst mich nicht! Ich blicke um mich, und sehe nur mich im Schatten des Nemenschelas sitzen! Wer wird denn Zeuge meiner lebenden Worte seyn? der Mond, diese bescheidene Tochter der strahlenden Sonne. Ihm vertraue ich sie. Aber wer wird die Stimme meiner Klagen, den Gedanken an mein Andenken überbringen? Wird der Wind, dieser Hauch des großen Manitto, dieser oft unbeständige Bote, sie Dir treulich überliefern? Ich flehe ihn darum an.“

„Eile zurückzukommen, um sie aus dem Munde Deines Freundes zu vernehmen, und uns zu sagen, wie die Ischerrihum-Sagats (Männer vom Aufgang der Sonne) Dich aufgenommen und gespeiset haben; wie sie Dir zehnmal die Hand gegeben, oder mit Dir geraucht haben, um Dich zehnmal leichter in Deinem Tauschhandel zu betrügen, wie sie mir oft gethan haben! Eile, Dich Deinem Weibe, Deinen Kindern, dem Panima wieder zu nähern, die auf der Schwelle Deines Vaters sitzend, Dich erwarten.“ „Komm, Deine Schwelle wieder an ihre Stelle zu legen, Dein Feuer wieder anzuzünden, und Deinen Kessel aufzuhängen! Mögen meine Ohren Deinen Ruf hören, meine Augen Deinen Kahn um die Spitze von Kittagamif fahren sehen lange bevor der Mais reift.“

„Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?“ „Dies sind meine Worte, deren Aechtheit ich durch drei Schnitte in die Rinde des Nemenschelas, im Dorfe Ischillitschate, am vierten Tage des Monats der Eichhörner (Januar) bekräftigte.“

Aus der Freundschaft der Indianer unter sich, aus der Achtung, die sie dem Alter und der Erfahrung zollen, geht die Regierungsform der Urvölker Amerika's hervor, die nicht in Zwang durch Befehl oder Gewalt besteht, sondern mehr mit der Fürsorge verglichen werden kann, die ein Familienhaupt für seine Umgebung zu haben pflegt. Ihr politisches Daseyn ist rein demokratisch, und wie selbst die väterliche Gewalt beschränkt ist, und mehr in einer Anleitung besteht, und die Kinder von den Eltern zu nichts gezwungen werden können, eben so ist dieses in ihrer Regierungsform der Fall. Jede indianische Völkerschaft steht unter zwei Oberhäu-

tern, dem eigentlichen Oberhaupt (Head chief) und dem Kriegsobersten (War chief), die beide durch die Wahl dazu bestimmt werden, und durch Erfahrung, Weisheit und Rechtchaffenheit, Tapferkeit und Beredsamkeit zur Wahl berechtigt seyn müssen. Ihnen zur Seite stehen erfahrene Rathsmänner, die auf das Wohl der Nation sinnen, und denen eben so wie den Oberhäuptern an der Wohlfahrt derselben gelegen ist. Weder die Oberhäupter noch die Rathsmänner, welche zusammen die Regierung, oder vielmehr Rathversammlung bilden, empfangen einen Lohn für ihre Dienste, sondern betrachten ihr Amt als Ehrensache, und nur das Oberhaupt, in dessen Hause viele Gäste einzufehren pflegen, und das bei feierlichen Gelegenheiten mancherlei Geschenke zu machen hat, wird von den einzelnen Mitgliedern des Stammes mit Wildpret und Wampum unterstützt, um die Würde des Stammes behaupten zu können. Das Volk verläßt sich ganz auf die Mitglieder der Rathversammlung, glaubt, daß alles was sie thun oder beschließen, recht und dem Ganzen zuträglich sey; ist stolz darauf, so fähige Männer zur Führung ihrer National-Angelegenheiten zu besitzen, und bekümmert sich wenig um das, was jene vornehmen, denn es weiß, daß das Resultat ihrer Berathungen ihm zur gehörigen Zeit bekannt gemacht werden wird, und ist versichert, daß es seinen Beifall erhalte.

Die Oberhäupter tragen Sorge, alle wichtige Verträge und Berathschlagungen zu ihrer eigenen Nachricht und für die kommenden Geschlechter aufzubewahren, und Heckewelder erwähnt, daß die Indianer noch zwischen den Jahren 1770 und 1780 genau anführen konnten, was mit W. Penn und ihren Vorfahren bei der ersten Zusammenkunft und nachher verhandelt worden war. Um ihr Gedächtniß gleichsam zu erfrischen, sagt Heckewelder, und um einen oder mehre von ihren fähigsten jungen Leuten in diesen Angelegenheiten zu unterrichten, versammeln sie sich ein oder zweimal im Jahre an einem auswählten Platz in den Wäldern, nicht weit von der Stadt oder ihrem Dorfe entfernt, um ein großes Feuer. Bei diesem werden dann auf einem großen Stück Baumrinde oder auf einer Decke alle Urkunden in einer solchen Ordnung niedergelegt, daß sie sogleich jede einzelne Rede eben so unterscheiden können, wie wir den Inhalt schriftlicher Aufsätze an der Aufschrift. Ist irgend eine ihrer Urkunden auf Papier oder Pergament, und mit Wampum-Gürteln oder Schnüren umwunden, so ersuchen sie einen ihrer Vertrauten aus den weisen Leuten, ihnen den Inhalt vorzulesen. Der Sprecher des Stammes, welcher immer unter den Fähigsten ausgewählt wird, und zu diesem Geschäft besonders angeleitet worden ist, steht dann auf, und sagt mit vernehmlicher Stimme den Inhalt Satz für Satz her, hat dabei den Wampumgürtel oder die Schnüre in der Hand, und bewegt oder bezeichnet denselben nach gewissen Regeln, so daß man nach der Art, wie der Sprecher den Gürtel hält, wissen kann, wie weit er in seiner Rede gekommen ist. Das Umkehren des Gürtels, wenn die Rede zur Hälfte beendigt ist, ist ein wesentlicher Punkt, und ein guter Redner ist im Stande, auf einem Gürtel die Stelle bestimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält. Gürtel und Schnüre werden, wenn der Sprecher geendet hat, wieder an das Oberhaupt abgeliefert, und von diesem sorgfältig in einer dazu bestimmten ledernen Tasche, dem Speech-bag, aufbewahrt.

Botschaften von Wichtigkeit werden durch einen Rathsmann oder den Sprecher an den Ort ihrer Bestimmung abgesandt, namentlich aber da, wo die Antwort darauf sogleich erwartet wird; bei andern Nachrichten oder Antworten auf vorhergegangene Anzeigen werden zwei junge fähige Leute dazu abgeschickt, der eine, um die Nachricht zu überliefern, der andere, um Acht zu geben, daß in der Rede des ersten nichts ausgelassen werde. Bei geheimen Botschaften wird dem Ueberbringer der Befehl gegeben, sie unter die Erde zu nehmen, - d. h. sie keinem Menschen bekannt zu machen, außer dem, an welchen sie gerichtet sind, bei andern: in die Erde hinabzusteig-

gen, und dort, wo sie vorgetragen werden soll, wieder hervorzukommen, was so viel bedeutet, als daß sie sich unterwegs von Niemand sehen lassen, daß sie alle gebahnte Wege meiden, und durch die Waldungen sich schleichen sollen.

Auf bloße Gerüchte, auch wenn sie alle Zeichen der Wahrheit an sich tragen, nehmen die Oberhäupter der Indianer nie Rücksicht, sondern werden stets antworten: wir haben es nicht gehört! denn das Gerücht erklären sie für den Gesang eines Vogels, der vorüberfliegt; wird ihnen aber eine Nachricht amtlich mitgetheilt, erhalten sie von einem der theilhaftigen Oberhäupter, oder einem anerkannten Krieger die Wampumschnüre zugesandt, so schenken sie der Nachricht Glauben, und richten ihr Verhalten darnach ein.

In ihren Rathsoversammlungen setzen sich die Indianer ohne bestimmte Ordnung um das Rathfeuer herum, und obgleich sie dabei das Aeußere vernachlässigen, da dieses, wie sie meinen, dem Volke keinen Vortheil bringt, sie auch den Sprecher nicht an-, sondern still vor sich hinsehen, auf ihren Hacken sitzen und ihre Pfeife rauchen, sind sie doch ganz Ohr, und erwägen die Gegenstände der Berathung im Stillen. Wer nicht den Rath der Oberhäupter hört, oder deren Maafregeln sich widersezt, wird vom ganzen Stamme als entartetes Geschöpf betrachtet; sucht er aber Schaden zu stiften, und wird er Dieb oder Mörder, so wird er als Schande der Nation angesehen, vom Stamme verstoßen, und hat keine Ansprüche mehr auf den Schutz desselben. Viele Beispiele dieser Art bietet die Geschichte der Indianer, von welcher wir aus Mangel an Raum nur eins hier aufnehmen, welches den Gerechtigkeitsinn der Indianer vollständig charakterisirt: Ein Herr Evans in Pittsburg wurde von einem Indianer ermordet, dieser eingezogen, und, als ihm nach mehrmonatlicher Gefangenschaft das Urtheil gesprochen werden sollte, die Oberhäupter seiner Nation (der Delawaren) eingeladen, den Verhandlungen beizuwohnen, und, wenn sie wollten, zur Bertheidigung des Beklagten zu reden. Diese aber, statt zu erscheinen, sandten folgende Antwort: „Brüder, ihr habt uns benachrichtigt, daß N. N., der einen von euern Leuten zu Pittsburg ermordete, in kurzem nach den Gesezen eures Landes gerichtet werden soll, und ihr begehrt, daß einige von uns bei diesem Urtheilsprüche gegenwärtig seyn möchten. Brüder! da wir wissen, daß N. N. immer ein sehr schlechter Mensch gewesen ist, so wünschen wir nicht, ihn zu sehen. Wir rathen euch deswegen, ihn nach den Gesezen eures Landes zu richten, und ihn aufzuhängen, so daß er nie wieder zu uns zurückkehren möge! (Heckewelder p. 137.)

Der Zweck der Regierung der Indianer scheint mehr auf die äußern Verhältnisse gerichtet zu seyn, als auf das Innere, und die Hauptthätigkeit der Oberhäupter ist mehr dahin gerichtet, eine Einigkeit unter den Mitgliedern des Stammes zu erhalten, um sie dadurch in den Stand zu setzen, auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachsames Auge zu haben, und einträchtig und kräftig gegen sie zu agiren, als durch Verfügungen die innere Ordnung zu erhalten; denn bei irgend einer Sache, die vom Oberhaupt in Vorschlag gebracht wird, und die der Gesamtheit nützlich zu seyn scheint, steht es Jedem frei zu wählen, ob er an der Ausführung Theil nehmen will oder nicht, da keine besondern Zwangsgeseze den Einzelnen binden. Ist Gewaltthätigkeit verübt oder Blut vergossen worden, so wird das Recht, die Uebertretung zu rächen, der Familie des Beleidigten überlassen, und kein Oberhaupt maßt sich die Gewalt an, die Strafe zu verhängen oder zu mildern. (Carver p. 258.)

Unter mehren Stämmen des Westens und Nordens, unter den Cumanchees, Panis, den Ottowas u. s. w. sind außer den wählbaren Oberhäuptern auch erbliche, welche den Namen Sachems führen, und einzelne Fälle sind vorgekommen, wie z. B. unter den Winnebagoes und Ottowas, wo Frauen, statt des Sachems die

höchste Autorität ausübten, wie in Carvers Reise, und John Tanners Leben ausführlicher nachzulesen ist.

Durch freundliches Zureden und gründliche Vorstellungen suchten die Oberhäupter ihr Volk zu regieren, und oft muß er auch List brauchen, und durch seine Prophezeihungen und Träume auf die Gesammtheit zu wirken suchen, wie Netnokwa, die Häuptlingin der Ottomas in Michigan, an welche sich alle Indianer, wenn alle Jagdhoffnungen fehlschlügen, wandten, und sie, mit Hülfe des großen Geistes, täuschte diese Erwartungen nie. „An einem Morgen, erzählt Tanner (in seiner Narrative of the captivity of I. T. 8. New-York 1830), stand Netnokwa sehr frühe auf, band ihre Decke zusammen, nahm ihr Beil und ging fort. Sie kehrte in der Nacht nicht zurück; erst am folgenden Tag, als wir alle in der Hütte lagen, erschien sie, schüttelte den Wamigonabiu, ihren Sohn, an der Schulter, und sagte zu diesem: „Auf, mein Sohn, Du bist ein großer Kenner, jetzt laß sehen, wie schnell Du gehen, und uns das Fleisch holen wirst, welches der große Geist mir in der verwischenen Nacht beschert hat. Fast die ganze Nacht betete und sang ich, und als ich gegen Morgen einschlief, kam der Geist zu mir und gab mir einen Bären, um meine hungrigen Kinder zu nähren. Du wirst ihn in dem nahen Gebüsch auf der Steppe treffen. Geh augenblicklich, der Bär wird nicht vor Dir fliehen, wenn er Dich gleich kommen sieht.“ „Nein, Mutter, sagte Wamigonabiu, es ist schon gegen Abend; die Sonne ist bald hinunter, und es wird nicht leicht seyn, die Fährte in dem Schnee zu suchen. Morgen früh soll Schaschawanibahi eine Decke nehmen und einen Kessel, und an diesem Tage werde ich den Bären schon erwischen, und mein kleiner Bruder soll meine Decke mir nachtragen, damit wir daselbst übernachten können, wenn ich das Thier erlegt haben werde.“ Die Alte gab der Meinung des Jägers nicht nach; es erfolgte lauter Wortwechsel und Zank, denn Wamigonabiu hatte wenig Ehrfurcht vor seiner Mutter, ein unerhörter Fall, und, was kein anderer Indianer gewagt haben würde, er spottete über ihre vorgebliche Unterredung mit dem großen Geist, so wie darüber, daß sie behauptete, der Bär werde nicht davon laufen, wenn der Jäger auf ihn zuschreite. Die Alte war beleidigt, und nachdem sie ihrem Sohn Vorwürfe gemacht, ging sie aus dem Wigwam und trug den andern Indianern ihren Traum vor, und forderte sie auf, sie nach der Stelle zu begleiten, wo der Bär seyn mußte. Sie meinten, wie Wamigonabiu, daß es zu spät in der Nacht sey, aber sie hegten so viel Vertrauen zu dem Gebet der Alten, daß sie mit Tagesanbruch sich nach der bezeichneten Richtung aufmachten. Wirklich fanden sie den Bären und tödteten ihn ohne Schwierigkeit. Es war ein großes und fettes Thier; aber Wamigonabiu empfing nur einen geringen Antheil. Netnokwa war sehr ärgerlich, und nicht ohne gerechte Ursache; denn ob sie gleich behauptete, daß ihr der Bär von dem großen Geist gegeben worden, so verhielt sich die Sache so, daß sie ihn aufgespürt und bis in das Gehölz verfolgt hatte.“

Netnokwa's Einfluß erstreckte sich auf mehre Horden, und Tanner versichert, nie eine Indianerin gekannt zu haben, die sich eines so hohen Ansehens erfreute; sie konnte, sowohl bei den Indianern als den weißen Kaufleuten, Alles durchsetzen, was sie wollte: wahrscheinlich, weil sie nie etwas begehrte, was nicht recht und billig war. Sie besaß ausgezeichnete Talente und ungewöhnliche Willenskraft, und die Fehler, welche ihr anklebten, waren mehr Fehler ihres Volks als ihrer Persönlichkeit.

Bei Stämmen, wo die Häuptlingswürde erblich ist, können die Söhne dem Vater nicht nachfolgen, weil sie ihrer Mutter wegen als Fremde angesehen werden; beim Enkel und Urenkel aber fällt dieser Grund weg; der Schweftersohn wird dem eigenen Sohn in der Nachfolge vorgezogen, und ist keine Schwester vorhan, so folgt, wie bei den Ottoma's, die nächste Verwandtin in der Würde des Oberhaupt's. Bei den meisten Völkerschaften, namentlich aber bei allen, welche die Lenapes als Mutter

betrachten, ist der Nachfolger eines Oberhaupt's stets eine Person, die bei dessen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit allen Amts- und Volksachen hinlänglich bekannt ist. Die moralische Kraft der Chiefs oder Oberhäupter der Indianer ist trotz des ungebundenen Wesens der einzelnen Stammesmitglieder, wirkender als man glauben sollte, und wer irgend etwas von einem Volke begehrt, oder vorzutragen hat, wendet sich stets deshalb an das Oberhaupt (Carver p. 81, Long p. 67, 88, Heckewelder § 18), und eben so scheinen sich, namentlich in neuerer Zeit, wo die englische Regierung und die der Union viele Verträge mit den Indianern geschlossen haben, die Oberhäupter ein Eigenthumsrecht auf das Land ihres Stammes zuzuschreiben!

Das Versammlungs- oder Rathhaus (Council House), der Indianer, ist entweder das Haus des Oberhaupt's, welches gemeinlich groß und geräumig ist, oder ein eignes dazu aufgeführtes Gebäude, das nach derselben Form wie die andern Häuser der Indianer, nur viel größer, gebaut ist, keinen Rauchfang und Abtheilung, aber zwei Feuerstellen, und an jedem Ende einen Eingang hat, über welchen das Wappen oder Abzeichen des Stammes, welchem das Versammlungshaus gehört, angebracht ist. Im Innern sind rings an den Wänden herum Bänke von fünf Fuß Breite, anderthalb Fuß hoch über dem Boden angebracht, die sowohl zum Schlafen als zum Sitzen dienen. Bei Versammlungen, zu welchen die Rathsmänner durch einen Diener berufen werden, bringen diese ihre Pfeifen und Tabak mit, und setzen sich um das große Feuer, welches man das *Rath's Feuer* zu nennen pflegt. Frauen haben zu den Rathsversammlungen keinen Zutritt, und nur eßliche werden bestellt, das Essen aufzutragen und das Feuer zu unterhalten, welches für eine nicht geringe Ehre angesehen wird. Speise muß immer im Versammlungshause seyn, denn Berathschlagungen und Essen, und leider! jezt auch bei vielen Stämmen Trinken, wechseln mit einander ab. — Alle wichtige Angelegenheiten werden im Versammlungshause dem Volke durch den Sprecher bekannt gemacht, und bei allen Verträgen und Berathschlagungen Denkgürtel (Wampums) als Urkunden ausgetauscht, um die geschlossenen Verträge zu bekräftigen, und diese dann sorgfältig vom Oberhaupt aufbewahrt. Diese Wampums oder Denkgürtel sind von verschiedener Länge und Breite, und entweder von weißer oder schwarzer Farbe. Die erstere bedeutet alles was gut ist: Frieden, Freundschaft, Wohlwollen &c., die letztere Krieg und Feindschaft. Bei Mangel an Wampums dienen indessen auch die schwarzen als Freundschaftszeichen, werden aber zu diesem Zwecke vorher mit Kalk oder weißem Thone angestrichen. Die Wampums oder Denkschnüre werden in Gürtel (Belts) vereinigt, und nach dem verschiedenen Gebrauch in bunten Farben zusammengesetzt. Der *Friedensgürtel* ist gegen sechs Fuß lang, eine Hand breit, und von weißen Muschelfrücken, die in der Mitte zwei verschlungene Hände von Korallen enthalten. Der *Freundschaftsgürtel* ist schwarz, und durch denselben laufen zwei weiße Muschelreihen in der Mitte, von einem Ende bis zum andern, gleich zwei Landstraßen, die ein paar befreundete Völkerschaften mit einander verbinden. Der *Kriegsgürtel* ist ebenfalls schwarz, und auf demselben in rother Farbe das Zeichen einer Art angebracht; wird dieser mit einer Rolle Tabak einer Völkerschaft zugesandt, so ist dieses eine Aufforderung, sich in einem Kriege mit anzuschließen. Raucht die aufgeforderte Völkerschaft von dem Tabak und sagt: er rauche sich gut, so hat sie ihre Einwilligung gegeben, und gehört von diesem Augenblicke an zu den Verbündeten. Weigert sie sich aber zu rauchen, so hilft auch keine Ueberredung. Wendeten Kriegsbotschafter die List an, einen fremden Stamm dadurch zum Anschluß zu bewegen, daß sie den Kriegsgürtel dem Anführer über die Schultern oder über die Schenkel legten, so schüttelt ihn dieser, ohne ihn mit der Hand zu berühren, von sich ab, und wirft ihn mit einem Stocke hinter dem Botschafter her, als ob er eine Schlange von sich schleudere. Wampums und Belts, welche bei andern Gelegenheiten

gegeben werden, enthalten stets Figuren, die sich auf das Vorgefallene beziehen, und um die Belte von einander unterscheiden zu können, bringen sie in jedem eine bedeutende Figur an. Die Benennung Belt und String of Wampum ist englisch-indianisch. Wampum ist ein irokessisches Wort, und heißt Seemuschelschaale (Hedewelder, Brief Nr. 19); Wampumstring ist also eine Schnur oder ein Faden, woran Muschelschalen gereiht sind. Ein Belt entsteht, wenn mehre Wampumschnüre an einander gereiht werden, und ist also ein aus Seemuscheln verfertigter Gürtel. Vor der Entdeckung Nord-Amerika's durch die Europäer machten die Indianer ihre Belte und Strings meistens aus kleinen, weiß oder schwarz gefärbten, gleich geschnittenen Stückchen Holz; nur selten verfertigten sie dieselben aus Muschelschalen, denen sie einen überaus hohen Werth beilegten, da sie aus Mangel an Werkzeug sehr viel Zeit brauchten, um einen Wampumgürtel zu bereiten, und diese dennoch ein rohes ungeschicktes Ansehen hatten. Die Engländer fingen bald nach ihrer Ankunft an, Wampum aus Muschelschalen in Menge zu verfertigen, und trieben einen ansehnlichen Tauschhandel mit denselben gegen indianische Güter; nun ließen die Indianer ihre hölzernen Belte und Strings fahren, und brauchten lauter muschelschallige, die zwar im Werthe immer mehr fielen, ihnen aber doch jederzeit ungemein schätzbar blieben und es noch jetzt sind.

Ceremoniös in allen seinen Reden und öffentlichen Handlungen, vergibt sich der Indianer nichts, und zeigt in allen Nationalangelegenheiten außerordentliche Gewandtheit und Scharfsinn; bei Bottschaften von benachbarten Völkern bemüht man sich, die Antwort in so zweideutigen Ausdrücken abzufassen, daß er schwer hält, ihre wahre Meinung zu ergründen. Sie betrachten dieses, ächt europäisch, als ein zur Staatskunst gehöriges Verfahren, durch welches der Verstand geschärft wird, haben dabei Gelegenheit, über wichtige Gegenstände gründlich nachzudenken und bei Enträthselung einer ihnen zugesandten Antwort ihren Scharfsinn an den Tag zu legen. Die Person eines Gesandten, was auch der Inhalt seiner Sendung gewesen seyn mag, wurde von jeher bei allen indianischen Völkern für heilig und unverleßlich gehalten, und nur in den letztern Zeiten hat diese Verehrung der Gesandten unter den Stämmen, die mit den Weißen in näherm Umgang leben, nachgelassen, und von beiden Seiten sind Abgeordnete treuloser Weise ermordet worden, Unbilde, die mehr den weißen Amerikanern zur Last fallen, als den Indianern. Im Westen und Norden herrscht noch jetzt der alte Gebrauch, und dort herrscht noch die feste Ueberzeugung, daß Gesandte und Abgeordnete unter dem Schutze des großen Geistes stehen, daß es gegenwärtig ist, ihnen übel zu begegnen, und daß eine Nation, die sich dieses Verbrochens schuldig macht, durch unglücklichen Erfolg geächtet werden würde. Abgeordnete, welche eine Kriegserklärung überbringen, werden von den feindlichen Kriegern so weit zurückgeleitet, daß sie von deren Angehörigen nichts mehr zu fürchten haben, und die Feindseligkeiten beginnen erst, wenn jene glücklich wieder in ihrer Heimath angelangt sind.

Stolz und Hochherzigkeit sind Hauptcharakterzüge der Indianer; Eitelkeit aber wird von ihnen als erniedrigend und als eines Mannes unwürdig gehalten. Ein Krieger wird sich nie seiner Tapferkeit, ein Jäger nie seiner Geschicklichkeit und Stärke rühmen; es scheint ihnen Unrecht, sich wegen Handlungen zu erheben, die ein Anderer ebenfalls verrichten könne, und sie ziehen es vor, ihre Handlungen für sich selbst reden zu lassen. Das Pelzwerk, welches der Jäger zu Hause bringt, die Geweihe auf dem Dache seines Wigwams, seine Pferde und sein Hausrath, sein und der Seinigen Anzug, und die Besuche, mit welchen ihn die ersten Männer seiner Nation beehren, zeigen, wer er ist und was er geleistet hat, und dieses genügt dem Stolze eines Indianers. So wie der Jäger macht es auch der Krieger: die Skalps und die Gefangenen, welche er heimbringt, zeigen ihn als einen Mann von Geist und Muth; nie wird er sich

seiner Kriegsthaten rühmen, und wenn er bei einigen ihrer besondern Feste aufgefordert wird, mit andern seine Waffenthaten zu erzählen, so wird er dabei so kurz als möglich seyn, und es andern, die weniger geleistet haben, überlassen, ihre Thaten durch weitläufige Erzählungen zu erheben. Die Hochherzigkeit der Indianer ist gewöhnlich mit einem starken Ehrgefühl verbunden, und ist nicht selten die Mutter der edelmüthigsten Handlungen, von denen Heckewelder mehre Beispiele erzählt:

Ein Indianer von der Lenape-Nation, der für eine sehr gefährliche Person gehalten und deswegen sehr gefürchtet wurde, hatte öffentlich erklärt, sobald ein anderer Indianer, der damals nach Sandusky gegangen war, zurückgekommen seyn würde, wollte er ihn zuverlässig ermorden. Dieser gefährliche Indianer, erzählt Heckewelder, trat eines Tages in mein Haus am Muskingum, mich um ein wenig Tabak zu ersuchen. Als dieser unwillkommene Gast seine Pfeife an meinem Feuer rauchte, trat auf einmal jener andere, eben von der Reise zurückgekommene Indianer, den er zu ermorden gedroht hatte, auch herein. Ich erschrak sehr, denn ich fürchtete, daß der schlechte Indianer diese Gelegenheit wahrnehmen würde, seine Drohung zu erfüllen, und daß mein Haus der Schauplatz eines entsetzlichen Mordes werden würde. Ich ging an die Thür, um nicht Zeuge eines Verbrechens zu seyn, das ich nicht verhüten konnte, als ich, zu meiner Verwunderung, den Indianer, den ich in Gefahr geglaubt hatte, den andern so anreden hörte:

Onkel, ihr habt gedroht mich zu ermorden; ihr habt gesagt, daß ihr es thun wolltet, sobald ihr mich nur wiedersehet. Jetzt bin ich hier und wir sind beisammen. Muß ich es als ausgemacht annehmen, daß das euer Ernst ist, und daß ihr mir wirklich, wie ihr erklärt habt, das Leben nehmen wollt? Soll ich euch nun als meinen erklärten Feind betrachten, und um meiner eigenen Sicherheit willen der Erste seyn, der zuschlägt und seine Hand in euer Blut taucht? Nein, ich will es nicht, ich kann es nicht! Euer Herz ist freilich schlecht, aber doch habt ihr als Feind noch großmüthig gehandelt, indem ihr eure Absicht erklärt und mich nicht unerwartet ermordet habt; ich will also eurer schonen, bis ihr euern Arm gegen mich aufhebt, und dann, Onkel, wird es sich zeigen, wer von uns fallen wird! — Der Mordgesinnte war wie vom Donner gerührt, und ohne ein Wort zu erwidern, schlich er sich fort und verließ das Haus.

Der Kriegsanführer der Wyandots in Unter-Sandusky schickte einen weißen Gefangenen an einen andern Anführer zum Geschenk, in der Absicht, daß er in dessen Familie statt einer seiner Söhne, der in einem Kriege mit den Leuten am Ohio getödtet worden war, an Kindes statt angenommen werden sollte. Der Gefangene kam an und wurde der Gattin des Oberhauptes vorgestellt; sie wollte ihn aber nicht annehmen, welches nach der Regel der Indianer, der Sache nach, ein Todesurtheil war. Der junge Mensch wurde alsbald weggeführt, um gemordet und an dem Pfahl verbrannt zu werden. Als die schrecklichen Anstalten hierzu in der Nähe des Dorfes gemacht wurden, das unglückliche Schlachtopfer schon an den Pfahl gebunden war und die Indianer von allen Seiten herbeieilten, um bei dem grausamen Verfahren zu helfen oder Zeuge davon zu seyn, beschloßen zwei englische Handelsleute, die Herren Arundel und Robbins, durch Anbieten eines Lösegeldes das Leben des Gefangenen zu retten. Der Kriegshäuptling weigerte sich aber, das Lösegeld anzunehmen, weil es bei ihnen eine unabänderliche Regel wäre, daß ein Gefangener, wenn er zum Geschenk bestimmt, nicht angenommen würde, verbrannt werden müßte, ohne daß es in der Macht eines Menschen stände, sein Leben zu retten; überdies wäre es auch den zahlreichen versammelten Kriegsoberhäuptern aufgetragen worden, das Urtheil in ihrer Gegenwart vollziehen zu lassen. Die beiden großmüthigen Engländer ließen sich aber nicht abschrecken und versuchten das Aeußerste zu wagen. Bekannt mit den Wirkungen, die

der hochherzige Stolz eines Indianers hervorzubringen im Stande ist, wandten sie sich an diese erle Leidenschaft und sprachen zu dem Anführer, der jene Antwort gegeben: Unter allen diesen Befehlshabern, die Du erwähnt hast, ist Keiner Dir an Größe gleich; Du wirst nicht nur als der größte und tapferste, sondern auch als der beste Mann der Nation betrachtet! — Glaubt ihr wirklich, was ihr sagt? fragte auf einmal der Indianer, indem er ihnen starr ins Gesicht sah; und als sie es nochmals bejahten, schwärzte er sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, nahm sein Messer und seinen Tomahawk in die Hand, öffnete sich einen Weg durch das Gedränge zu dem unglücklichen Schlachtopfer hin und rief mit lauter Stimme: Was habt ihr mit *m e i n e m* Gefangenen zu thun? — zerschnitt augenblicklich die Stricke, mit welchen derselbe gebunden war, und nahm ihn mit sich in sein Haus, welches in der Nähe der Wohnung des Herrn Arundel war, von wo aus er unverzüglich in Sicherheit und durch vertraute Personen nach Detroit geführt wurde. Die Indianer, welche Zeugen dieser Handlung waren, wurden durch das unerwartete Verfahren jenes Häuptlings und durch sein männliches und entschlossenes Aeußere so in Verwirrung gebracht, daß sie nicht Zeit hatten, sich zu besinnen, was sie thun sollten, und ehe noch ihr Erstaunen ganz vorüber war, befand sich der Gefangene schon außer ihrem Bereiche.

Ein anderes, noch auffallenderes Beispiel erzählt Drayton in seinem View of South Carolina: Einige der Senecas waren einst ausgezogen, um ihre Todfeinde, die Catambas, zu bekriegen und entdeckten in den Wäldern einen wackern Catamba, der in seiner gewöhnlichen leichten Kleidung jagte. Kaum wurde dieser seine Feinde gewahr, als er ihnen durch schnelle Flucht zu entrinnen suchte, jene aber waren eben so schnell hinter ihm her und schnitten ihm den Rückweg nach seiner Heimath ab. Der Catamba indessen war so behende und wußte mit seinem Gewehre so geschickt umzugehen, daß er im Laufen sieben von seinen Verfolgern tödtete, ehe sie im Stande waren, ihn gefangen zu nehmen. In traurigem Triumph führten sie ihn nun ihrem Lande zu, behandelten ihn aber auf dem langen Wege sehr gut, ob er gleich durch den Tod ihrer Freunde ihr Herz mit Schmerz und Schaam erfüllt hatte. Sobald er aber in ihren Wohnplätzen ankam, wurde er von den Weibern und Kindern auf die bei ihnen gewöhnliche Weise gepeitscht und dann zum Feuertode verurtheilt. Allein der wackere Krieger verlor nicht einen Augenblick das mit der Muttermilch eingefogene Gefühl des kriegerischen Muthes, sondern handelte bis auf den letzten Augenblick so, daß er bei seinen zahlreichen Feinden Erstaunen und Verdruß im höchsten Grade erregte, denn als sie ihn im fürchterlichen Zuge frei und ungefesselt zu dem Todesplaze führten, der nahe an einem Flusse lag, rannte er die, welche im Wege standen, plötzlich nieder, sprang pfeilschnell davon, tauchte im Wasser unter und schwamm unter demselben wie eine Fischotter fort, so daß er nur bisweilen das Gesicht emporhob, um Athem zu schöpfen, bis er unter einem Kugelregen das gegenüberliegende steile Ufer erreicht hatte, an welchem er nun hinankletterte. Schon waren einige seiner Feinde im Wasser, um ihn nachzuschwimmen, die andern rannten auf verschiedenen Wegen umher, um ihn zu verfolgen, und er hatte also alle Ursache, seine Flucht zu beschleunigen; allein sein Herz ließ ihm nicht zu, ohne allen Abschied von ihnen zu gehen. Er blieb also stehen und dankte ihnen mit allen bei den Wilden gebräuchlichen Förmlichkeiten für das, was sie ihm gezeigt hatten und noch zeigen wollten, drehte sich im Kreise herum, stimmte den Kriegesgesang an und jagte davon wie ein Thier, das die Fesseln seiner Peiniger gesprengt hat. Sein Lauf war so schnell, daß er schon um Mitternacht desselben Tages so weit war, daß seine Verfolger zwei Tage nöthig hatten, um ihn einzuholen. Nun machte er Halt, um von seiner Ermüdung auszuruhen, bis er glücklicherweise fünf von den Indianern entdeckte, die ihn bis hierher verfolgt hatten. Alles vereinigte sich, um seinen Muth von Neuem anzufachen. Er war nackt, zerschlagen

und hungrig, und seine aufgebrauchten Feinde hatten ihn eingeholt. Zugleich sah er aber auch einen glücklichen Ausweg, nicht nur allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen, sondern auch sein Leben zu retten, seine Rache zu befriedigen und bei seinen Landsleuten die größte Ehre einzulegen, wenn er seine Verfolger tödtete. Die Gelegenheit war günstig und es kam nur auf seine Entschlossenheit an, alle seine Wünsche und Hoffnungen erfüllt zu sehen. Er verbarg sich daher nicht weit von dem Lager seiner Feinde, bis sie alle eingeschlafen waren, dann schlich er leise hinzu, ergriff einen ihrer Tomahawks und schlug sie alle todt. Hierauf zerhackte er sie auf eine furchtbare Weise in kleine Stücke, skalpirte sie, kleidete sich in eines ihrer Gewänder, suchte sich ein gutes Gewehr aus und versah sich mit so viel Schieß- und Mundvorrath, als ihm sein flüchtiger Rückzug mitzunehmen erlaubte. Mit leichtem Herzen eilte er nun davon, ohne einige Nächte hinter einander anders zu schlafen, als daß er gegen die Morgendämmerung sich eine kurze Zeit mit dem Rücken an einen Baum lehnte, und als er sich vor den Verfolgungen seiner Feinde sicher glaubte, eilte er, wie vom Instincte getrieben, nach dem Orte zu, wo man ihn gefangen und er die sieben Feinde getödtet hatte. Hier grub er sie aus, skalpirte sie, verbrannte ihre Körper zu Asche und eilte im glänzenden Triumphe seiner Heimath zu. — Am zweiten Tage Abends, nach jenem blutigen Auftritte, kamen andere seiner Feinde an den Ort, wo ihre Kameraden zerstückelt lagen, und ihnen einen Schrecken einjagten, den sie vielleicht noch nie empfunden hatten. Zitternd hielt man jetzt Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, daß man diesen Krieger nicht weiter verfolgen dürfe: denn er habe schon wunderbare Thaten verrichtet, ehe er gefangen worden sey, habe im nackenden Zustande sich zum Erstaunen betragen, und nun, da er gut bewaffnet sey, würde er sie Alle vernichten, wenn sie ihn weiter verfolgten; er sey ganz gewiß ein feindseliger Zauberer. — So kehrten sie also traurig zu ihren Landsleuten zurück, ohne ihm weiter nachzusetzen.

In allen Verhältnissen des Lebens zeigt der reine, noch nicht durch europäischen Einfluß verdorbene Indianer seine Hochherzigkeit, und selbst beim Selbstmord, der unter manchen der nördlichen Nationen nicht selten ist, von den Indianern aber weder für eine heldenmüthige noch feigherzige That, sondern als Folge der Geisteszerrüttung betrachtet wird, tritt dieselbe hervor, wie Volney, Heckewelder u. A. des weiteren berichten. Sie tödten sich öfters, namentlich aber die Alten, aus Lebensüberdruß, zuweilen aber auch aus Sühne, Jüngere wegen Täuschung in der Liebe oder aus Kränkung über eine große Beleidigung, die sie nicht abwehren konnten. Die Wurzel des Maiapfels, ein starkes Gift, wird in diesen Fällen gewöhnlich angewendet. Vergiftungen Anderer, oder des beleidigenden Theils, fallen bei ihnen nicht vor. — Ein allgemein geachteter Indianer, der eine Frau und zwei Kinder hatte, mit denen er, unweit des Missionär Heckewelders Wohnung, heiter und glücklich lebte, entdeckte, daß seine Frau die Besuche eines andern Mannes angenommen; ein Zug tiefer Melancholie zeigte sich von nun an auf dem Gesichte des armen Getäuschten; er sah voraus, daß er bald gezwungen seyn würde, sich von seiner Frau zu scheiden, und ihn schauderte, wenn er daran dachte, daß er dann auch von seinem beiden lebenswürdigen Kindern sich würde trennen müssen, denn es ist indianische Sitte im Fall einer Ehescheidung, daß die Kinder bei der Mutter bleiben, bis sie das gehörige Alter haben, für sich selbst wählen zu können. Nur eine Hoffnung blieb ihm, seinen Wohnort zu verändern, doch auch dort fand er, nach kaum 14 Tagen Aufenthalt, beim Zurückkommen von einer Morgenjagd den unwillkommenen Gast in seinem Hause in traulichem Gespräch mit seinem treulosen Weibe. Dies war mehr, als er ertragen konnte; ohne ein Wort zu sagen, nahm er ein großes Stück von seinem eingekochten Ahornzucker und brachte es Heckeweldern für erwiesene Gefälligkeiten, als, wie er sich ausdrückte, eine Erkenntlichkeit für seine Güte, und als Beweis, daß er sein Freund sey; kehrte dann wieder in sein

Lager zurück, erfreute sich dort noch der letzten Liebkosungen seiner geliebten unschuldigen Kinder und begab sich hinweg, die tödtliche Wurzel zu verzehren, und verschied, ohne ein Wort des Vorwurfs gegen sein treuloses Weib. — Ein anderer Indianer, der bisher mit seiner Frau glücklich gelebt hatte, vergiftete sich, weil diese eines Tages in heftigen Zorn gerieth und sich gegen ihn einer so beleidigenden Sprache bediente, daß er es nicht ertragen konnte. Zu hochherzig, als daß er sich mit einem Weibe hätte janken sollen, beschloß er, sie dadurch zu bestrafen, daß er sich selbst das Leben nähme. Glücklicherweise wurde er durch Brechmittel, die man ihm mit Gewalt in die Kehle hinabgießen mußte, gerettet; er wurde nach einiger Zeit wieder hergestellt, wurde aber nie wieder der kräftige gesunde Mann, der er früher gewesen; seine Frau wurde durch diese verzweifelte Handlung gewarnt und betrug sich nachher fortwährend besser, obgleich er nie ein Wort des Vorwurfs gegen sie fallen ließ.

Auch in den Kriegen der Indianer unter einander, die in früheren Zeiten weit anhaltender und häufiger, als heutigen Tages, und bei einigen Völkerschaften fast erblich waren, kommen viele Züge der Hochherzigkeit vor, und selbst in ihrer Rache leuchten diese hindurch. Irgend ein Eingriff in die Rechte eines Stammes hat Krieg zur Folge, und obwohl der Begriff des ausschließlichen Eigenthums den Indianern fremd ist, so sind doch auch die ungebildetsten unter ihnen wohl bekannt mit den Rechten ihrer Gesammtheit auf das Grundgebiet, welches sie besitzen, und sie widersetzen sich mit Nachdruck allen Beeinträchtigungen desselben (Carver, 298). Ist gemordet worden, so wird auf eben diese Weise Rache genommen; ist ein geringeres Unrecht verübt, so wird an das Oberhaupt des Stammes, zu welchem der Uebelthäter gehört, Botschaft gesandt, um anzufragen, ob die That in Folge einer Bevollmächtigung geschah, und wenn nicht, um eine Erinnerung zu geben, daß dergleichen nicht wieder möge zugelassen werden. Bei einem Diebstahl wird zugleich auf Ersatz mit angetragen und die Oberhäupter werden ersucht, ihren „jungen Leuten“ zu verbieten, etwas der Art wieder zu thun, da sie sonst die Folgen davon zu gewärtigen haben würden. — Beschließen die Indianer, wegen einer von einer andern Nation verübten Mordthat Rache zu nehmen, so suchen sie gewöhnlich auf einmal einen kühnen Streich auszuführen, um ihre Feinde in Schrecken zu setzen. Sie dringen sodann so tief ins feindliche Land hinein, als sie nur können, ohne entdeckt zu werden, lassen, wenn sie ihren Streich ausgeführt haben, einen Tomahawk neben dem Erschlagenen liegen, damit der Feind wissen möge, welcher Nation die That zuzuschreiben sey, und damit er seine Rache nicht an einem unschuldigen Stamm nehmen möge, und machen sich dann so schnell als möglich davon. Ist der vermeintliche Feind friedlich gesinnt, so wird er in einem solchen Falle eine Gesandtschaft an die beeinträchtigte Nation mit einer angemessenen Entschuldigung abschicken. Gewöhnlich läßt dann das Oberhaupt sagen, daß die That, worüber man sich beschwere, ohne sein Wissen, durch einige seiner unbefonnenen jungen Leute verübt worden sey; daß dazu weder ein Vorschub, noch irgend eine Vollmacht gegeben worden sey, und daß die That von ihm und seinem Rathe auf's Außerste gemißbilligt würde; daß es ihm Leid thun würde, wenn deswegen ein Friedensbruch zwischen beiden Völkerschaften stattfinden sollte, da er im Gegentheil den Frieden wünsche, und daß man bereit sey, die Beleidigung wieder gut zu machen, durch Trauer über den Erschlagenen mit dessen Verwandten und durch anderweitige Befriedigung derselben. Solch ein Anerbieten wird gewöhnlich angenommen, und alle Uneinigkeiten der Parteien auf solche Weise berichtigt. Würde indes die Völkerschaft, von welcher die Beleidigung ausgegangen, sich weigern, Entschuldigungen zu machen und um Frieden nachzusuchen, so wird sogleich Krieg erklärt und mit Lebhaftigkeit geführt (Herkewelder, 291).

Muth, Eist und Vorsicht sind die unerläßlichen Eigenschaften eines indianischen Krie-

gers, und auch in einem erklärten Kriege, wo sie gegen ihre Feinde zu Felde ziehen, halten sie es für rühmlicher, denselben durch List, als durch einen freien offenen Angriff zu schaden; sie verstecken sich hinter Bäume, Hügel oder Felsen, treten nur zum Feuern hervor und verstecken sich sogleich wieder (Coskiel, 191; Carver, 310). Der Feind muß unvermuthet beschlichen, auf mancherlei Weise getäuscht und überrascht werden. Wenn sich die Indianer dem Lande eines Feindes nähern, so bemühen sie sich so viel als möglich, die Spur ihrer Fußtritte zu verbergen; zuweilen zerstreuen sie sich und marschiren ganze Tage und länger in mäßigen Zwischenräumen von einander, treffen jedoch des Nachts wieder zusammen und unterhalten dann auch eine Wache; zu andern Zeiten marschiren sie in der sogenannten „Indianer-Linie“, ein Mann hinter dem andern her, so daß jeder sorgfältig in die Fußstapfen des Vormanns tritt, damit ihre Anzahl nicht aus den Fußstapfen geschlossen werden kann. Se näher sie dem Feinde kommen, desto aufmerksamer sind sie, harten, steinigten und felsigen Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt, und suchen durch Nachahmung gewisser Töne oder durch das Geschrei eines Thieres, wie zum Beispiel im Frühling durch das Geschrei des Truthahns, und bis Johanni durch die Stimme des Hirschkalbes die Feinde in den Hinterhalt zu locken. Haben sie sich zerstreut, so finden sie sich leicht wieder zusammen, indem sie zur Morgen- oder Abendzeit den Schlag der Drossel, bei Nacht aber das Geschrei der Eule nachahmen. — Außerordentlich scharfsinnig sind die Indianer in Auffindung von Fußstapfen, Merkmalen und Zeichen, die nur von ihnen wahrgenommen werden können; sie entdecken nicht nur, daß Männer diesen oder jenen Pfad, oder irgend eine Marschlinie gegangen sind, sondern können auch unterscheiden, zu welcher besondern Völkerschaft diese Männer gehören, und ob es ihre Feinde oder Freunde sind, ja, viele unter ihnen behaupten, unter den verschiedenen Spuren menschlicher Fußtritte die verschiedenen Nationen, welcher eine jede Spur angehöre, unterscheiden zu können. — Folgende Anekdote diene zum Beweise des außerordentlichen Scharfblicks der Indianer in dieser Rücksicht: Im Sommer des Jahres 1755 wurde unweit Shamokin von einer Anzahl Indianer eine äußerst grausame Mordthat an 14 weißen Pflanzern unerwartet verübt. Die noch übrigen Weißen beschloßen in ihrer Wuth, sich durch Ermordung eines Delawaren, der zufällig dort anwesend war und auf keine Weise Gefahr ahnete, zu rächen. Er war ein erklärter Freund der Weißen, wurde auch von diesen geliebt und geschätzt und hatte zum Beweise hiervon von ihnen den Namen Luke Holland bekommen, unter welchem er auch allgemein bekannt war. Dieser Indianer, gewiß, daß seine Nation zur Zeit eines tiefen Friedens nicht fähig wäre, einen solchen schändlichen Mord zu begehen, sagte zu den wüthenden Kolonisten, daß er versichert wäre, die Delawaren hätten durchaus keinen Antheil daran, sondern die That rühre von einigen boshaften Mingoos oder Trosesen her, von denen so etwas wohl zu geschehen pflege, um Unschuldige in Verdacht zu bringen. Alle seine Vorstellungen aber waren vergeblich, er konnte die erbitterten Gemüther, die bloß auf Rache bedacht waren, nicht überzeugen. Zuletzt erbot er sich, er wolle, wenn sie ihm einige Mannschaft mitgeben wollten, mit diesen ausgehen, um die Mörder aufzusuchen, und hielt sich versichert, daß er sie an ihren Fußstapfen und andern ihm bekannten Zeichen entdecken und sie dadurch überzeugen würde, daß die Thäter zu den sechs Nationen gehörten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. An der Spitze einer Anzahl Weißer machte er sich nun auf den Weg und brachte sie auf die Fährten. Nicht lange so befanden sie sich in dem felsigen Theil eines Gebirges, wo keiner von den Weißen im Stande war, eine einzige Fußspur zu entdecken, auch wollten sie nicht einmal glauben, daß je ein menschlicher Fuß auf diesem Boden gestanden habe, weil sie oft über Spalten in den Felsen hinüberspringen und zuweilen darüber hintriechen mußten. Nun fingen sie an zu glauben, daß ihr indianischer Führer sie in

diese schroffe Gebirgsgegend gebracht habe, um dem Feinde Zeit zu geben, zu entkommen, und sie droheten ihm mit augenblicklichem Tode, sobald sich diese seine verrätherische Absicht bestätigen würde. Der Indianer, seinem Versprechen getreu, fing nun an, sich alle Mühe zu geben, sie zu überzeugen, daß ein Feind durch diese Gegend, in welche er sie führte, wirklich gegangen wäre; hier zeigte er ihnen, daß das Moos auf dem Felsen von einem menschlichen Fuß niedergetreten, dort wie es abgerissen und fortgezogen worden wäre, ferner wies er auf Kiesel und Steinchen hin, welche durch den Fußtritt aus ihrer Lage gestossen worden und die davon zerbrochen wären, und an einer Stelle wollte er sogar sehen, daß ein indianisches Deckkleid (Blanket) über den Felsen hingeschleift und die dazugehörigen Blätter mitgenommen oder aus ihrer Lage gebracht habe, so daß sie nicht mehr platt auflagen, wie an andern Stellen, welches alles der Indianer im Stande war, im Marschiren zu bemerken, ohne nur einmal stille zu stehen. Als er nun zuletzt an dem Fuße des Gebirge auf weichen Boden kam, wo die Fußstapfen tief waren, so bestimmte er danach, daß die Feinde acht an der Zahl wären, und da die Spur ganz frisch war, so schloß er, daß sie in keiner großen Entfernung gelagert seyn müßten. Dies zeigte sich als völlig gegründet, denn als sie auf die Anhöhe auf der andern Seite des Thals gelangten, sahen sie die Indianer in ihrem Lager. Einige hatten sich schon zum Schlafen niedergelegt, andere zogen ihre Leggings (Jagdstrümpfe) aus, um sich zur Ruhe zu begeben, und die Skalsps, die sie mitgenommen hatten, waren zum Trocknen aufgehängt. „Sehet, sagte Luke Holland zu seinen erstaunten Gefährten, da ist der Feind! Nicht von meiner Nation, sondern Mingoës, wie ich euch nach der Wahrheit gesagt habe. Sie sind in unserer Gewalt, in weniger als einer halben Stunde werden sie Alle in tiefem Schlafe liegen. Wir brauchen kein Gewehr abzufeuern, sondern wir können auf sie losgehen und sie tomahawken! Wir sind beinahe zwei gegen einen, Gefahr ist also nicht zu befürchten. Gehet zu und ihr werdet euch auf's Vollständigste rächen können.“ — Die Weißen aber, von Furcht übermannt, hatten keine Lust, dem Rath des Indianers zu folgen, sondern drangen in ihn, sie auf dem nächsten und besten Wege zurückzuführen. Dies that er, und als sie spät Abends zu Hause kamen, so gaben sie an, die Zahl der Trofsen wäre so groß gewesen, daß sie nicht hätten wagen dürfen, sie anzugreifen.

Die Kriege der Indianer werden stets durch den Kriegshäuptling des Stammes oder Volkes beschlossen, welches sich durch erlittenes Unrecht für beleidigt hält, und zu diesem Zwecke erhebt dieser seine Keule, wird aber öfters durch das Oberhaupt des Stammes und durch die Rathsmänner, welche ihre Ermahnungen dagegen ergehen lassen, davon abgehalten. Besteht der Anführer trotz aller Einreden auf seinem Vorsatze und zieht aus, so wird er von allen denen begleitet, die für den Krieg gestimmt sind. Nur selten ist eine Nation unter sich über den Beginn eines Krieges einig; der Anführer zieht, oft nur von einem oder zwei Freunden begleitet, ab, zeigt aber vorher den Ort an, wo er sich lagern wird, feuert seine Flinte ab und beginnt das entseßliche Kriegsgeheul (war whoop); Alle, die ihm zu folgen geneigt sind, stimmen mit ein und nach wenig Tagen erfolgt der Abmarsch. Ehe man zu Felde zieht, wird der oben beschriebene Kriegstanz um den bemalten Pfahl gehalten, der Proviant, welcher in gedörrtem Fleisch, Psindamocan und Tassamanane besteht, eingelegt, Leber zum Ausbessern der Mocasins in den Schnappsack gepackt und vom Anführer in einen besondern Beutel die geheimnißvolle Kriegsartzenei, mit welcher sie alle Unfälle abzuhalten wähnen, sorgfältig aufbewahrt. — Bei einigen Völkern ist es gebräuchlich, ehe sie in den Krieg ziehen, in das Schwitzbad zu gehen, dort vier Tage zu verweilen und sich durch Theetinken, welcher aus bittern Wurzeln gemacht wird, gehörig vorzubereiten; nach Verlauf dieser Zeit begeben sie sich aber unverzüglich auf den Marsch.

Die Kriege oder Ueberfälle der Indianer sind grausenhafte schrecklich und mehr auf Tödten als auf Gefangennehmen berechnet, denn auch die Köpfe derer, welche am Leben gelassen wurden, werden bei den Erzählungen ihrer Siege mitgezählt, als ob sie schon getödtet wären oder doch getödtet werden würden. — Wenn in früheren Zeiten die nördlichen Indianer mit denen am Mississippi in Krieg verwickelt waren, suchten sie Männer und Weiber zu tödten, und führten die Kinder hinweg, um sie den Kaufleuten zu verhandeln. Alle Krieger halten es aber für nöthig, die Skalpshäute derer, die sie im Kampfe getödtet oder wehrlos gemacht haben, als Siegeszeichen und zum Beweise ihrer Tapferkeit mit nach Hause zu nehmen; ohne diese würde die Erzählung ihrer Kämpfe keinen Glauben finden. Das Skalpen ist schon seit Jahrhunderten unter den Indianern üblich gewesen, und das Stehenlassen eines einzigen Schopfes Haare oben auf dem Wirbel, eine Sitte, die bei allen indianischen Völkerschaften stattfindet, ist nicht der unbedeutendste Zug im Charakter der Indianer; denn würde irgend ein Volksstamm aus Rücksicht auf persönliche Sicherheit, oder um den Ruhm ihrer Feinde und Nebenbuhler zu vernichten, eine andere Sitte befolgen und den Schopf nicht auf dem Scheitel stehen lassen, so würde, wenn dies von der andern Seite auch nachgeahmt würde, alle Tapferkeit und aller Heldenmuth der Indianer aufhören und verschwinden. „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, sagen sie, so steht Alles von beiden Seiten gleich, und so würde es auch unedel seyn, wenn ein Krieger seinen Feinden, auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selbst zu erlangen strebt.“ — Ein Indianer, welchem bemerkt gemacht wurde, daß, wenn dieses die Ursache sey, daß sie den Haarschopf auf dem Scheitel wachsen ließen, sie eben so gut das ganze Haupthaar möchten wachsen lassen, erwiderte: „Mein Freund, der Mensch hat nur einen Kopf, und ein einziger Skalp von diesem Kopf reicht zum Beweise hin, daß dieser Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unser ganzes Haupt mit Haar bewachsen lassen würden, so könnten mehre Skalps davon genommen werden, und das würde falsches Spiel seyn! Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an solche Siegeszeichen kommen, und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges streitig machen.“

Das Skalpen oder Abziehen der Kopfhaut wird auf folgende Weise verrichtet: Sie werfen den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bei den Haaren, spannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneiden sie mit ihrem scharfen Messer rund herum und reißen sie vom Kopfe ab. — Nach Long bedient sich der Indianer, wenn der Feind durch den Schlag des Tomahawk betäubt zu Boden gefallen ist, bei dem Abziehen der Kopfhaut auch der Zähne, und dazu bedarf ein geschickter Krieger kaum zwei Minuten Zeit. Wird die feine Haut, womit der Hirnschädel unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist diese Operation auf der Stelle tödtlich, und eben so, wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen ist. Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein skalpirter Mensch am Leben bleiben kann, und ich selbst lernte in den vereinigten Staaten mehre Personen kennen, die auf der skalpirten Stelle eine Silberplatte tragen, sich ganz wohl befinden und nur selten Schmerzen fühlen. — Die Skalpshäute werden getrocknet, bemalt und als Siegeszeichen aufgehoben, und nach dem Verhältniß der Anzahl, die der Krieger davon aufweisen kann, wird er geachtet.

Die Vermüßungen des Krieges durch die Begnadigung der Gefangenen zu mildern und mit dem Feind in Unterhandlungen wegen deren Auswechslung zu treten, ist den Indianern völlig fremd. Alle Gefangene, welche man von beiden Seiten macht, werden entweder getödtet, oder an Kindes statt angenommen oder zu Sklaven bestimmt, und so streng sind die Ansichten der Indianer über kriegerische Ehre, daß, wenn ein

gefangener Krieger, der, bei der Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen, in das Haus des Begünstigten aufgenommen wurde, entweder als Adeptirter oder als Sklave später entfliehen sollte, nicht wieder unter die Krieger seiner Nation aufgenommen werden würde.

Es ist ein trauriges, Entsetzen erregendes Schauspiel, indianische Krieger von einer glücklich ausgeführten Unternehmung mit ihren Skalps und Gefangenen zurückkehren zu sehen: die Skalphäute werden voraufgetragen, an dem Ende dünner Stäbe von etwas 5 oder 6 Fuß Länge befestigt, die Gefangenen folgen hierauf, dann kommen die Krieger, das furchtbare Skalpgeschrei anstimmend. Für jeden erbeuteten Kopf, tod oder lebendig, wird ein besonderes Geschrei angestimmt, und in diesem zugleich das Gefühl des jauchzenden Kriegers und das Schreckensgefühl, welches er bei dem Feinde erregt hat, ausgedrückt.

Verschieden von diesem Gekreisch (yell) ist der Lärmgeschrei (alarm whoop), welchen man nie anders als bei vorhandenen Gefahren ertönen läßt. Das Skalp- sowohl als das Lärmgeschrei besteht aus den Tönen au (tiefes a) und oh hinter einander ausgestoßen, und der letztere stärker betont und höher als der erste. In dem Skalpgeschrei wird dieser letztere Ton außerordentlich lang gehalten, und etwa um eine Octave höher als der erste (Hedewelder, 373). In dem Lärmgeschrei dagegen werden die Töne gleichsam nur angeschlagen, und der letzte nur wenige Noten höher als der erste. Dieses Feldgeschrei ist in der That fürchterlich, und schwer hält es, den Eindruck zu beschreiben, den insbesondere das Skalpgeschrei auf Jemand macht, der es zum erstenmale hört.

In der Behandlung ihrer Gefangenen, die zum Tode verurtheilt sind, sind die Indianer sehr grausam; doch auch hier verläugnet sich ihr Charakter nicht, und so sinnreich sie auf der einen Seite im Erfinden von Martern sind, so bewundernswürdig ist auf der andern Seite die Standhaftigkeit und Festigkeit, welche die Schlachtopfer an den Tag legen, indem sie ihr Sterbelied singen und fortwährend ihrer Peiniger verächtlich spotten. Selten nur werden Gefangene durch langsame Martern getödtet oder verbrannt, es müßte denn eine Völkerschaft außerordentlich viel im Kriege verloren haben und die Menge getödteter Krieger ein Opfer verlangen, oder es müßten muthwillige und vorsätzliche Mordthaten vom Feinde an Weibern und Kindern verübt worden seyn. Ist aber ein Krieg glücklich geendet worden, und fielen während desselben keine verrätherische Handlungen von Seiten des Feindes vor, so erfreuen sich auch die Gefangenen einer milderen Behandlung, sie werden meistens von den Familien ihrer Ueberwinder für verstorbene oder verlorene Verwandte an Kindes statt angenommen, werden daselbst bald einheimisch und auch so gut behandelt, daß sie sich gar nicht wieder wegwünschen; ja, es sind selbst Fälle vorgekommen, wo weiße Leute, die nach solcher Annahme an Kindes statt in Folge eines Friedensschlusses von den Indianern ausgeliefert wurden, bei der ersten Gelegenheit ihren eigenen Landsleuten entliefen und in aller Eile zu ihrer indianischen Heimath zurückkehrten.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung eines Gefangenen ist, nach Long, folgende: Wenn ein Krieger gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden, wird er in einen besondern Wigwam gebracht, mit kleinen Stricken von Birkenrinde gebunden und an einem Baumstumpfen befestigt. Hierauf gibt man ihm eine kleine Kapsel (Chessaqoy oder Chichecoc) in die Hand, mit deren Geräusch er sein Sterbekriegslied begleitet. Nach geendigtem Gesänge wird der Gefangene losgebunden und muß durch zwei Reihen, mit Stöcken bewaffneter Weiber, Gassen laufen. Nach dieser Züchtigung wird ein Mahl von Hundefleisch mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet und der Gefangene genöthigt, davon zu essen. Dann wird er, nackt und schwarz bemalt, an den Pfahl gebunden, und Holz wird um ihn her gelegt. Jetzt

singt er seinen Todtengesang und die Weiber stecken die Holzhäufen in Brand, indem der Gefangene mit Singen fortfährt und Blicke der Verachtung und des Hohns auf seine Peiniger wirft. Am Ende sammelt man die Gebeine und heftet sie an die Kriegsfahne, welches eine hohe, rothbemalte Stange ist. — Zu andern Zeiten dienen die zum Tode verurtheilten Gefangenen den Knaben des Stammes zu Pfeilübungen, wodurch sie wohl verwundet, aber nicht getödtet werden können; zu diesem Zweck werden sie außerhalb des Orts an einen Baum gebunden und mit Pfeilen nach ihnen geschossen; während dem singen die Gefangenen von ihren Heldenthaten und von den Martern, welche sie denen von ihnen gemachten Gefangenen zugefügt haben, bis der Schlag eines Tomahawks ihrem Leiden ein Ende macht. — Abair erzählt in seiner Indianergeschichte mehre Beispiele von dem heroischen Betragen solcher Gefangenen, von denen die folgenden wohl aufbewahrt zu werden verdienen: Die Schwanesen machten einen Krieger der Muscogee-Nation, Namens Serany, zum Gefangenen und verurtheilten ihn, nach einer scharfen Züchtigung, zum Feuer. Er hielt sich unter allen Martern, als ob er nicht die geringsten Schmerzen fühlte, rief seinen Peinigern zu, daß er seinen Kriegsrühm hauptsächlich durch manchen Sieg über ihre Völkerschaft erlangt habe und noch immer ihrem verächtlichen unwissenden Haufen auch in der Kunst zu martern überlegen wäre, wie er ihnen dies zeigen wolle, wenn sie ihn losbinden und ihm einen von jenen glühenden Flintenläufen in die Hand geben würden. Weil sein Antrag so Kühn und ungewöhnlich war, geschah, was er verlangte. Sogleich ergriff er einen von den glühenden Flintenläufen, schwenkte ihn umher, bahnte sich einen Weg damit durch den Haufen, sprang eine Anhöhe hinab, setzte durch einen Fluß, und entkam unter einem Regen von Kugeln, die man ihm nachschickte. — Ein anderer, von den Schwanesen zum Tode verurtheilter Gefangener, aus der Anantocah-Nation, betrug sich unter den Martern wie der Vorige, und wollte gleichfalls seinen Peinigern zeigen, wie sie einen Feind eigentlich martern müßten. Er bat sich darauf eine Pfeife und etwas Tabak aus, zündete die Pfeife an und setzte sich, nackt wie er war, auf den Feuerbränden der Weiber, die in seinem Kreise lagen, nieder und rauchte seine Pfeife, ohne eine Miene zu verziehen. — Ein Kriegsanführer sprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger, und um ihm seine Achtung zu bezeigen, begnadigte er ihn mit dem Todesstreich mittelst seines Tomahawks.

Die Todtengesänge der Indianer enthalten überhaupt die Erzählung ihrer eigenen, oder die Großthaten ihrer Vorfahren, im Kriege und auf der Jagd; sind sie aber an den Pfahl gebunden, um als Gefangene zu sterben, dann sind es Schimpfreden und Scheltworte auf ihre Henker. Hier ein solcher, aus dem Schwanesischen übersehter Gesang: „Ich bin im Begriff zu sterben. Ich sehe die Feigen, so wie das Feuer und das kochende Wasser, die mir das Leben nehmen sollen. Wenn man von mir im Dorfe *** sprechen wird, dann werden die Krieger sagen: N* starb als Held, mit Verachtung der Wuth seiner Feinde. Wir wollen unsere Tomahawks schärfen, und seinen Körper mit Skalps bedecken. Sie haben die Brühe von seinem Fleische getrunken, wir wollen die von dem ihrigen trinken, und ihre Gebeine unsern Hunden vorwerfen. Binde mich fest an, verstehst Du? Martere mich, wie ich Dich gemartert haben würde; Du sollst sehen, ob ich ein Weib bin. Nein, N* fürchtet weder die Quaken noch den Tod. Meine wackern Vorfahren warten meiner im Lande des Westens; bald werde ich bei ihnen seyn. Aber wer wird meinen Platz im Dorfe ersetzen? (Voyage dans la Haute-Pensylvanie etc.)

Ob wirklich je die Menschenfresserei bei den Indianern Nord-Amerika's zu Hause war, ist eine Frage, die fast mit Bestimmtheit zu verneinen ist, was auch frühere Berichterstatter darüber erzählen. Nur drückende Hungersnoth konnte einen Stamm bewegen, Menschenfleisch zu genießen, und wahrscheinlich ist es, daß die Atacapas

(Menschenfresser) ihren Namen nur von einem einzigen je vorgekommenen Beispiele der Art erhalten haben. „Das Blut der Feinde trinken, deren Herzen essen,“ sind metaphorische Ausdrücke, die Rache zu bezeichnen, die sie an ihren Feinden nehmen wollen, und daß diese in frühern Zeiten noch grausamer gewesen seyn mag, als jetzt, ist nicht zu bezweifeln, darnach aber nicht anzunehmen, daß bei den meisten Nationen des Festlandes jene Gräulichkeiten allgemein gewesen wären. Das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bietet uns in Frankreich eben solche Beispiele der Barbarei, daraus aber folgern zu wollen, daß Menschenfresserei bei den Franzosen gebräuchlich gewesen, wäre ein Schluß, den kein Gebildeter verzeihen würde. Die Missionäre der frühern Zeit haben viel dazu beigetragen, diesen Glauben zu befestigen, und deshalb mögen auch hier deren Berichte als historische Merkwürdigkeit eine Stelle finden, und zugleich bekräftigen, mit welcher Leichtigkeit sie über Völker abzurtheilen für gut fanden, deren inneres Leben sie nicht zu begreifen vermochten. So verschlangen, nach Colden, in seiner *History of the five Indian Nations*, p. 185, die Irokesen ihre Gefangenen, und die Ottomas tranken die Brühe ihrer hingerichteten Feinde; Henry theilt in seinen *Travels through Canada etc.* im *Med. Rep.* p. 261 umständliche Nachricht über einen Engländer mit, der 1760 in Michillimackinac verschlungen wurde; nach der *Archaeologia americana*, vol. I. p. 353 soll unter den Miami's sich sogar ein Ausbruch von sieben Kriegeren befunden haben, welche die Menschenfresserei, öffentlichen Vorschriften zufolge, zu vollziehen hatten, und ihr letztes Canibalensfest soll aus einem Bewohner von Kentucky bestanden haben, den sie vor etwa 37 (jetzt also 50—55) Jahren aufzehrten. Auch die Caraißen auf den Antillen sollen zuweilen ihre gefangenen Feinde verzehrt haben, und nach jenen Berichten alle Indianer, welche Menschenfleisch gegessen haben, darin übereinstimmen, daß es ein köstliches Mahl, und daß das Fleisch der Engländer weit schmackhafter als jenes der Franzosen und Spanier sey! — Doch genug dieses Unsinns, der nur das Betragen der Europäer und deren Nachkommen gegen die Indianer entschuldigen soll. Das arme Volk der rothen Menschen ist, im Ganzen genommen, schändlich von den Weißen behandelt, und ihre National-Unabhängigkeit fast gänzlich vernichtet worden; den indianischen Abgesandten wurde keine Achtung erwiesen, ja sie sowohl als ihre Oberhäupter in mehren Fällen ohne Unterschied ermordet; sie haben sogar dasjenige, was unter ihnen für äußerst heilig und unverletzlich gehalten wird, ihre Rathsfeuer entweiht, ja sie ausgelöscht (wie sich die Indianer ausdrücken) mit Strömen des edelsten Blutes ihrer Nation, mit Hintanzetzung ihrer Versicherungen und ihrer feierlichsten Zusagen. Durch diese Reihe grausamer und ungerechter Handlungen sind die indianischen Nationen endlich zu dem Schlusse geleitet worden, daß die europäischen Amerikaner in ihren Herzen feindlich gegen sie gesinnt sind, und daß sie, wenn sie ihnen Friedensboten schicken, keine andere Absicht haben, als sie in eine eingebildete Sicherheit einzuwiegen, um sie dann desto leichter überfallen und vernichten zu können. Der Amerikaner kümmert sich nicht um den Indianer, er verachtet ihn, und sucht einen Stamm gegen den andern aufzuregen; es ist ihm an nichts als an dem Lande der Indianer gelegen, und nur das will er haben, sollten auch alle Nationen des Westens verschwinden.

In ihren Verträgen sind die Indianer äußerst gewissenhaft, und suchen bei ihren Friedensunterhandlungen alles zu entfernen, was nur den geringsten Anlaß zu Mißtrauen geben könnte, namentlich aber alle Kriegswaffen und Zerstörungswerkzeuge von dem Orte wegzuschaffen, wo die Friedensstifter ihre Sitzung halten; „denn,“ sagen sie, „wenn wir an einem guten Werke arbeiten, muß nichts Böses sichtbar seyn; wir sind zusammen gekommen, um zu verbergen und zu vergessen, die zerstörende Waffe (den Tomahawk) zu begraben; wir werfen das unselige Werkzeug von uns weg, welches unsern Weibern und Kindern so vielen Kummer verursacht, so viele Thränen

veranlaßt hat; möge es nie wieder aufgegraben werden!“ Bei allen Friedensunterhandlungen spielt die Friedenspfeife, der *Calumet*, eine Hauptrolle; jede Gesandtschaft von Friedensboten trägt dieselbe vor sich her, und sie ist bei den Indianern das, was in Europa die weiße Fahne ist. Die Achtung gegen dieselbe geht so weit, daß eine Beseidigung dessen, der sie trägt, für ein Verbrechen gehalten wird, das der große Geist nicht ungestraft lassen kann. Dafür wird sie aber auch heilig gehalten und nur bei Schließung eines Friedens oder Bündnisses gebraucht. Die Pfeife hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Stein; weil aber die rothe Farbe ein Blutzzeichen ist, wird der Kopf mit weißem Thon oder Kreide überzogen. Ein solcher Pfeifenkopf ist 6—8 Zoll im Umfang und 3 Zoll hoch; das Rohr ist von hartem Holze, schwarz, wohl 4 Fuß lang, und mit einem schönen Bande umwickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt ist, woran die Frauen ihre Kunst zu zeigen suchen, und öfters ist sie auch mit gefärbten Stachelschweifeln, und grünen, gelben und weißen Federn geziert. Die Eröffnung einer Friedensunterhandlung geschieht, indem das Oberhaupt der Versammlung aus der angezündeten Friedenspfeife einige Züge thut, nachdem er sie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und gegen die Erde gedreht hat. Diese Ceremonie ist wesentlich, und selbst kein europäischer Gesandter, der mit den Indianern Frieden machen will, kann sich ihrer entschlagen. Nachher geht die Pfeife bei den Abgesandten und allen Mitgliedern der Versammlung herum, und jeder hält sie sehr behutsam und thut einige Züge daraus. (Coskiel, p 202.)

Innerhalb der Grenzen ihrer Rathshfeuer dulden die Indianer, wenn sie versammelt sind, um über die gewöhnlichen Regierungs-Angelegenheiten zu berathen, keine Art von Waffen, damit nicht irgend einer der Anwesenden schüchtern gemacht werde, und verhindert würde, eine gerechte Klage oder Vorstellung freimüthig zu äußern. Wilhelm Penn richtete sich nach dieser alten Sitte ihrer Vorfahren, wenn er mit ihnen unterhandelte, und versammelte sie unter dem Schatten einer Baumgruppe, und zur Erinnerung an diese Zusammenkünfte, welche den Indianern immer werthe Andenken sind, versammelten sie sich häufig in den Wäldern, an einer schattigen Stelle, derjenigen, wo sie mit ihrem Bruder Miquan (Penn) zusammenkamen, so ähnlich als möglich, und da lagen denn alle seine „Worte“ d. h. Reden, nebst denen seiner Nachkommen, auf einer Decke oder einem reinen Stück Baumrinde, und mit großem Vergnügen gingen sie dieselben nach einander sämmtlich durch. Dieser Gebrauch währte bis zum Jahre 1780, wo die damals stattfindenden Unruhen denselben vermuthlich auf immer ein Ende machten. Nur im fernsten Westen, jenseits der Felsengebirge, und bei den Stämmen Neu-Mexico's hat sich dieser Gebrauch fort erhalten, aber in den Gebieten der Engländer und Amerikaner hat er durchaus aufgehört. Diese angenehmen Erinnerungen, diese geheiligten Gebräuche sind nicht mehr. „Wenn wir mit den Weißen unterhandeln,“ sagen die Indianer jetzt, „so ist der Platz, wo die Gesandten zusammen kommen sollen, nicht mehr in unserer Wahl. Wenn man uns auffordert, einen Frieden zu schließen, und was ist es für ein Frieden! so findet die Zusammenkunft nicht mehr statt in dem schattigen Hain, wo die Vögel durch ihren munteren Gesang uns besänftigen und erheitern, uns zur Freundschaft und Eintracht stimmen und gleichsam Antheil nehmen an dem guten Werk, um deswillen wir versammelt sind. Es ist auch nicht mehr das heilige Haus der Rathshversammlung, wo wir eingeladen werden, zusammen zu kommen, nein! es ist vielmehr einer der fürchterlichen Plätze, von Wällen und Gräben umgeben, wo die zerstörendste von allen Waffen, wo die Kanonen ihren weiten Eschlund gegen uns öffnen, als ob sie bereit wären, uns zu verschlingen und auf solche Weise finden wir uns verhindert, unsere Meinung freimüthig zu sagen, wie Brüder eigentlich thun sollten. (Hedewelder a. a. D.)

Wie kann in solchen Rathshversammlungen einige Aufrichtigkeit statt finden? wie

kann ein Vertrag verbindlich seyn für Personen, die man auf solche Weise zwingt, denn was man ihnen in einem festen Gefängnisse, an der Mündung der Kanonen vorfragt, zuzustimmen; wo die Bestimmungen des Vertrags immer nur einseitig sind, wo auf der einen Seite alles nur Bewilligung ist, und auf der andern sich nichts von Freundschaft zeigt? Betrachtungen dieser Art, auf welche die Indianer sich stets berufen, auf welche sie immer wieder zurückkommen, sind es, wodurch die Verträge, welche sie mit den weißen Leuten schließen, alle ihre Kraft verloren haben, so daß sie sich nicht länger dadurch gebunden achten, als überlegene Gewalt sie dazu zwingt; das neueste Beispiel zeigt uns der gegenwärtige Kampf der Seminolen in Ost-Florida gegen die Bewohner der Union, der leider! mit dem Verschwinden der armen Rothhäute enden wird!

Das Annehmen an Kindes statt, das Adoptiren, ist bei den Indianern allgemein gebräuchlich, und kann unter keiner Rücksicht aufgehoben werden, und obgleich die Adoption auch von Männern geschieht, so scheint sie doch hauptsächlich ein Vorrecht der Wittwen und Mädchen zu seyn, welche sich sodann mit dem Fremdlinge ehelich verbinden. Der Verfasser der Reise nach Ober-Pennsylvanien erzählt folgende Geschichte zum Beweise, wie heilig das Band der Adoption bei den Indianern gehalten wird: „Vor zwei Jahren (im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts) hatte ich das Unglück, mit einem Rindencanoe, welches zwei Abenakis aus Unter-Canada regierten, am obern Theile des St. Lorenz Schiffbruch zu leiden, dessen 6 Stunden lange Stromschnelle wir glücklich zurückgelegt hatten. Der erste Schnee war schon gefallen. Ohne Eisengeräthe und ohne Mittel Feuer zu machen, gezwungen, einige rohe Fische zu essen, die wir so glücklich waren zu fangen, beschloßen wir nach Süden zu gehen, und um uns in den Wäldern nicht zu verirren, den Fluß auf der linken Seite im Gesicht zu behalten. Vor Kälte starrend und erschöpft, hatten wir den dritten Tag unserer mühseligen Reise erreicht und eben das letzte unsers letzten Fisches verzehrt, als wir zu unserer großen Freude Rauch zu bemerken glaubten. Er kam aus einem großen mohawkischen Dorfe am Ausflusse des Oswegatsche, der jetzt zu den vereinigten Staaten gehört. Sobald wir uns so weit genähert hatten, daß man uns im Dorfe hören konnte, kauerten meine Begleiter und heulten, der Sitte gemäß, zu wiederholtem Malen, da es ungeschicklich gewesen wäre, unangemeldet in das Dorf einzugehen. Auf dieses Geschrei kamen einige Eingeborne aus dem Dorfe, führten uns stillschweigend hinein, und brachten uns bei drei Familien unter. Das Ungefähr wollte, daß sie mich, als Weißer, zu dem Ältesten und zugleich Oberhaupt (S a t s c h e m) brachten. Der Greis gab mir die Hand, ließ mich aus der großen Familienpfefe rauchen, und sprach: „Sey willkommen, wo Du auch herkommst! Ruhe Deine Gebeine auf dieser Bärenhaut aus, wärme Dich und is. Der Winter kommt heran, der große Fluß führt schon Eischollen, unser Fluß steht, es ist nicht möglich nach Montreal zu gelangen. Lege Deine wenigen Kleider bei Seite, kleide Dich wie wir, unsere Leute werden Dich desto lieber haben.“ Ich ließ mir das gefallen. Jetzt kamen die Weiber eilig herbei, schnitten mir lachend die Haare ab, bemalten mein Gesicht, brachten mir Kleider und gaben mir einen Namen. Nach einigen Tagen, nachdem ich mich gewöhnt hatte, fand ich mich eben so gut genährt, gekleidet und logirt, als wäre ich bei meinen Freunden in Montreal. Morgens und Abends ging ich, wie die Andern, auf den Fischfang. Ueberdies hatten wir Mais und Kartoffeln im Ueberflusse. Aus der innern Birkenrinde hatte ich ein Buch gemacht, worin ich alle Worte ihrer Sprache niederschrieb. Die Zeit ging ohne lange Weile hin, als gegen die Mitte des Januar ein Mensch mit Pelzwerk und gefrorenem Fleische ankam. Es war einer von den Schwieger söhnen des alten Minikwak. Ich verstand einige Redensarten ihrer Sprache schon genug, um zu bemerken, daß der Neugekommene die mohawkische Sprache fast eben so schlecht als

ich redete, und erkundigte mich bei dem alten Minikwak nach der Ursache. Dieser Mann, antwortete er, aus dem alten Stamme Uastoto (einem ehemaligen Nebenstamme der Lenape), ward vor mehreren Jahren von unsern Kriegern gefangen genommen. Eine meiner Töchter adoptirte ihn; ihr Mann war beim Hinabfahren des langen Falles (im St. Lorenzo) ertrunken. Er ist einer der geschicktesten Jäger. Nach einigen Jahren kam seine erste Frau in das Land der Mohawks, ihn wieder zurück zu fordern; diese sandten uns Boten und wir antworteten. Dies währte einen ganzen Winter. Die Meinungen waren verschieden. Endlich zündete Missuassu, das große Oberhaupt der Mohawks, ein großes Rathsf Feuer an, und berief dazu die Satschems, die Greise und die Denker; ich war auch dabei. Was auch die Priester und die Weissen sagen mochten, so ward doch, nach langer Berathschlagung und nach mehreren gerauchten Pfeifen, folgende Antwort beschloffen: An dem Tage, da dieser Mann gefangen ward, hätte er, dem Herkommen nach, getödtet oder an den Pfahl gebracht werden können, welches seine Heirath getrennt haben würde. Da er aber von seiner zweiten Frau adoptirt ist, und ein neues Leben führt, welches er dieser verdankt, so ist die erste nichts mehr für ihn!

So stark und kräftig auch die Indianer im allgemeinen sind, so ausdauernd und unverdrossen auf der Jagd und im Kriege, so wenig sind sie zur Handarbeit oder zum Ackerbau zu gebrauchen, es müßte denn durch die Viehzucht ein allmählicher Uebergang zur civilisirtern Lebensart bei ihnen gemacht werden; wenigstens haben die Creeks und Cherokeees bewiesen, daß durch Angewöhnung an regelmäßige Arbeit, von Jugend auf, deren junge Leute eben so stark und kräftig als Europäer wurden, und sich wie diese bei Landarbeit ebenfalls wohlbefanden. Die unmäßige Lebensart vieler Stämme, und deren zu schnell wechselnder Ueberfluß und Mangel an stärkender Nahrung, scheint die Hauptursache der geringern Körperkräftigkeit der Indianer zu seyn; durch den Umgang mit Europäern und durch Einführung hitziger Getränke sind sie zu Lastern verleitet worden, die sie früher nicht kannten und ihr Blut wurde durch jene schändliche Seuche verdorben, von welcher die Europäer behaupten, daß sie ihnen von den Ureinwohnern mitgetheilt wurde, obgleich diese nie etwas davon gehört oder gewußt hatten, bis die Europäer zu ihnen gekommen. Jetzt sind die Indianer in hohem Grade davon angesteckt; Kinder erben sie von ihren Eltern und sterben, nachdem sie einige Jahre hingeränfelt haben, als Schlachtopfer jenes Giftes.

Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man die Indianer als ein starkes und gesundes Volk, wie noch jetzt die Stämme des fernen Westens, die nicht in Berührung mit den Weissen kommen, und man fand alte Männer und Frauen unter ihnen, über deren Scheitel hundert Winter gerauscht hatten. Damals durften die jungen Leute nicht so frühzeitig heirathen, als sie jetzt thun und noch im zwanzigsten Jahre wurden sie Knaben genannt, und durften noch keine Beinflieger tragen, wie die Männer damals thaten, sondern mußten sich bis zur Mannbarkeit mit einem kleinen Lederschurz begnügen. Die Laster der Weissen haben aber jetzt schreckbar auf sie eingewirkt und ihr Lebensalter gekürzt. Die indianischen Weiber sind im Ganzen eben so fruchtbar, als die von weißer Abkunft, und Fälle sind vorgekommen, wo sie 6, 8, 10 ja 13 Kinder zeugten; im Allgemeinen aber haben sie selten mehr als 4 oder 5 Kinder. Die Kinder bleiben gewöhnlich zwei Jahre an der Brust und es gibt Beispiele, wo es vier Jahre dauert; wenigstens sind die Mütter sehr geneigt, dem letzten Kinde alles zu gestatten. Verunstaltete oder gebrechliche Kinder kommen selten vor, und nach Heckewelder wird diesen eine besondere Sorgfalt gewidmet, während nach Volney (II. 444) es auch vorkommt, daß Eltern ein ungestaltetes Kind, welches ihnen zur Last seyn würde, bald nach der Geburt aussetzen oder umbringen. Dem Missionär Heckewelder sind niemals Indianer vorgekommen, welche sich künstlicher Mittel bedient

hätten, die natürliche Form des Kopfes bei ihren Kindern zu verändern, wie dieses bei vielen Stämmen in Süd-Amerika geschieht; Ausnahmen aber bieten einige Völkerschaften in Guatemala und dem Innern Mexico's und nach Volney (II. 441) auch ein Stamm der Chactos, der die Gewohnheit hat dem Schädel der neugeborenen Kinder die Form einer abgestuften Pyramide zu geben, indem sie die noch weichen Köpfe mit einer, aus kleinen Bretchen gemachten Form pressen. Dieser seltsame Gebrauch ist von solcher Wirksamkeit, daß die ganze Völkerschaft an ihrem platten Kopfe kenntlich ist, und sie dies zum Beinamen (Flat head Indians) erhalten hat.

Die Krankheiten, denen die Indianer unterworfen sind, Lungenschwindsuchten, Flüsse, Fieber und heftige Rheumatismen, sind Folge ihrer Lebensart und der Beschwerden, die sie ertragen müssen. Im Herbst stellen sich in ihren Städten und Dörfern, die öfters in der Nähe morastiger Gegenden liegen, heftige Gallen- und Wechselfieber ein, namentlich aber zu der Zeit, wo die wilde Pflaume reift, eine Frucht, welche die Indianer besonders gern essen. Eine besondere Krankheit „das gelbe Erbrechen“ grassirt zu Zeiten sehr unter den Indianern, und rafft, da sie den zweiten oder dritten Tag tödtlich wird, viele dahin. In Mexico erscheint dasselbe Uebel, welches Humboldt unter dem Namen Matlazahuatl beschreibt, ebenfalls sehr häufig, und wird daselbst als gefährliche Pest betrachtet. Nach Humboldts Versicherungen herrschte diese Krankheit vor Cortes' Ankunft in Neuspanien beinahe periodisch, und er glaubt, daß diese Pest wahrscheinlich die nämliche ist, welche die Tolteken im 11ten Jahrhundert nöthigte, ihre Wanderungen gegen Süden fortzusetzen. Diese Krankheit ist, wenn auch nicht gerade das gelbe Fieber selbst, doch eine Abart davon, wie deren so viele in beiden Amerika's unter mancherlei Gestalten vorzukommen pflegen.

Bejahrte Männer sind häufig Rheumatismen im Rücken und den Knien unterworfen, und nicht selten sieht man unter den Indianern Knaben von 10—12 Jahren, die durch Erkältungen oder heftige Krankheitsanfälle so contract wurden, daß sie den Gebrauch ihrer Glieder nie wieder erlangen. Podagra, Steinschmerzen und Scropheln kennen die Indianer nicht; Wurmkrankheiten aber sind unter den Kindern sehr häufig, und viele sterben daran; beim Zahnen leiden die Kinder weniger als die der Weißen; die Lungenschwindsucht aber rafft jährlich eine Menge ihrer jungen Leute weg. Bei den im Westen wohnenden Völkerschaften ist die Syphilis gänzlich unbekannt; die Stämme aber, die mit den Europäern nähern Umgang gehabt haben, leiden sehr an den traurigen Folgen dieser Krankheit. Die Pocken, ebenfalls ein Geschenk der Europäer, haben unter den Indianern gräßliche Verwüstungen angerichtet, und ganze Stämme aufgerieben, weshalb die Indianer sie fast noch mehr als das „gelbe Erbrechen“ fürchten. Die Pockenimpfung ist jetzt fast bei allen mit der Union oder den Engländern in Verbindung stehenden Völkern eingeführt, und wenn irgend einmal eine Expedition nach dem fernern Westen ausgerüstet wird, um von Seiten des Congresses mit den Indianern zu unterhandeln, wird derselben stets ein Arzt beigegeben, dort die Impfung vorzunehmen. Auf welche Weise die Indianer das „gelbe Erbrechen“ heilen, ist noch nicht bekannt geworden, denn obgleich die *Materia medica* der Indianer, welche größtentheils in Kräutern und Wurzeln besteht, hinlänglich gekannt ist, offenbaren sie die heilsamen Eigenschaften derselben nicht gern an Fremde. Die Rinde der schwarzen und weißen Eiche, der weißen Wallnuß, der Kirsche, des Hundeholzes (*Cornus florida*), des Ahorns, der Birke und mehrer andern Bäume, spielen in der indianischen Heilkunst große Rollen; die Arzneien werden auf mancherlei Weise bereitet und gemischt, und diese als großes Geheimniß sorgfältig verwahrt; öfters, ja meistens, ist die Bereitung der Arzneien mit abergläubischen Gebräuchen verbunden, und da selbst die allernatürlichsten Krankheits- und Sterbefälle den Künsten und Beschwörungen der Zauberer zugeschrieben werden, ist die Arznei in den meisten Fällen eben so sehr gegen diese

als gegen die Krankheit selbst gerichtet. Viele der indianischen Aerzte sind zwar von diesen Vorurtheilen frei, und selbst europäische Aerzte hielten es nicht unter ihrer Würde, von ihnen zu lernen, eine abergläubische Vorstellung aber ist bei allen fest, und wird sorgfältig beachtet, diese nämlich, daß wenn Ausleerungsmittel nach oben wirken sollen, das Wasser zu denselben aus dem Flusse stromaufwärts, wenn es nach unten wirken soll, stromabwärts geschöpft werden müsse. In Fiebern wenden die Indianer gewöhnlich Brechmittel an, und viele europäische Aerzte haben diese Kurmethode mit gutem Erfolge nachgeahmt; in andern Unpäßlichkeiten, vorzüglich aber in denen rheumatischen Ursprungs, sind Blutlassen und Schwitzen immer die ersten Mittel, an die man sich hält. Kein indianisches Dorf ist ohne Schwitzöfen, die stets in der Nähe desselben an einem Ort, wo Holz und Wasser bei der Hand sind, errichtet werden. Jedermann begiebt sich in dieselben, wenn er sich unwohl fühlt, und der ermüdete Reisende, der durch Strapazen erschlaifte Jäger und Krieger, alle besuchen die Schwitzöfen, die Ermüdung zu beseitigen, eine Erkältung zu heben, oder die Eflust zu schärfen. Die Oefen sind von verschiedener Größe, nach Verhältnis der Anzahl von Mannspersonen, welche in einem Dorfe sind, und gewöhnlich am Ufer eines Flusses, oder an einem Abhange, halb unter und halb über der Erde. Oben ist er mit Holz und Erde dicht bedeckt, und vorn auf ebener Erde mit einer kleinen Thüre versehen, um hineinkriechen zu können. Außerhalb des Oefens ist ein Feuerplatz, wo Steine, von der Größe einer Faust, von einem oder mehr Menschen, erhitzt werden, und woselbst ein anderer, zu diesem Zweck für den Tag angestellter Mann, eine Abkochung von Wurzeln und Kräutern für die, welche das Schwitzbad nehmen wollen, in Bereitschaft hält. Sind alle Vorbereitungen getroffen, so geht der Ausrufer umher und ruft sein: Pimook (geht zum Schwitzen)! jeder eilt mit seiner Kalabafche, welche er sich mit dem Trank füllen läßt, der ihm als Arznei dient, die Ausdünstung befördert und seinen Durst löschet, zum Ofen, und wenn sich eine hinlängliche Anzahl bei demselben eingefunden hat, werden eine Menge der heißgemachten Steine in dessen Mitte hineingerollt, die Badelustigen gehen hinein, setzen oder legen sich vielmehr um diese Steine her, und bleiben da so lange, bis der Schweiß aufhört zu fließen. Nach dem Bade hüllen sie sich in Decken, um sich nicht zu erkälten, und um zugleich die Ausdünstung zu befördern, nach Carver aber eilen die nördlichen Indianer, wenn sie aus dem Schwitzofen kommen, sogleich an den nächsten Fluß und springen ins Wasser, verweilen daselbst kaum eine halbe Minute, ziehen ihre Kleider an, setzen sich und rauchen ihre Pfeife. Während die Badenden im Ofen sitzen, wird auch zuweilen Wasser auf die heißen Steine gegossen, um Dämpfe zu erregen, und in rheumatischen Beschwerden wird der Dampf durch einen Wurzeln- und Kräuteraußguß hervorgebracht. Die Männer bedienen sich des Schwitzbades regelmäßig ein bis zweimal die Woche, die Weiber aber binden sich nicht an einen bestimmten Tag, und haben auch seltener. Auch die Indianer Mexico's und Guatemala's kennen den Gebrauch der Dampfbäder, doch wird das kalte Bad häufiger angewandt, und nach dessen Gebrauch der Badende mit Nesseln gepfeicht, um eine größere Regsamkeit der Säfte zu erwecken. Unter allen indianischen Volksstämmen finden sich einzelne, Männer sowohl als Frauen, die ihrer Arzneikennntniß wegen in großem Rufe stehen, und vorzüglich sind die Oberhäupter im Besiße der wirksamsten Heilmittel, ohne gerade als Aerzte anerkannt zu seyn. In der Heilung äußerer Wunden zeichnen sie sich vorzüglich aus, und jeder Krieger ist mehr oder weniger mit den verschiedenen Heilkräften der Kräuter und Wurzeln bekannt, eine Kenntniß, die um so unentbehrlicher für sie ist, da sie öfters in Gefahr kommen, in dem Kampf mit dem Feinde oder auf der Jagd verwundet zu werden. Die eigentlichen indianischen Aerzte oder Beschwörer, indianisch: Medeu oder Doctol, nach dem versümmelten Wort Doctor, sind Leute, die außer der Kenntniß der Arzneimittel und deren

Anwendung, noch Ansprüche auf höhere verborgene Wissenschaft machen, und sich dadurch, daß sie die abergläubigen Vorurtheile des Volks benutzen, Namen und Ruf erwerben. Alle innere Krankheiten schreiben sie der Macht böser Geister oder Zaubereien zu, namentlich aber, wenn der Kranke, welcher Hülfe sucht, reich ist, und ermangelt nicht, sich selbst als die einzigen Personen zu empfehlen, die geeignet sind, in einem so schwierigen verwickelten Falle Hülfe leisten zu können. Will der arme Kranke des großen Doctors Rath und Hülfe erlangen, muß er ihm auf der Stelle sein Honorar geben, welches gewöhnlich entweder in einem hübschen Pferde, einer Büchse, einer beträchtlichen Menge Wampum, oder einem guten Vorrath Waaren besteht, und erst wenn dieser Lohn hinlänglich gesichert ist, und nicht eher, schickt sich der Doctor an, das schwierige Unternehmen, auf welches er sich eingelassen hat, zu vollführen, dem Anschein nach mit solcher Anstrengung, als wolle er einen Berg von der Stelle bewegen. Er wirft seine Augen rund um sich herum, um Aufmerksamkeit zu erregen, nimmt ernsthaft wichtige Mienen an, scheint in Gedanken und Nachsinnen verloren, und genießt eine Zeitlang die Bewunderung der Zuschauer. Endlich fängt er sein Werk an: Mit einem furchtbaren Gewande von Bärenfellen angethan, den Kopf mit Hörnern geziert, und von hinten mit einem haarigen Schweif versehen, der sich, wenn der Doctor geht, wie auf Springfedern bewegt, nähert er sich dem Kranken unter mancherlei Verzerrungen und Geberden, um den bösen Geist der Krankheit hinweg zu schrecken, und verrichtet neben und über ihm alle mögliche Gaukeleien: er haucht ihn an, bläst ihm in den Mund, spricht ihm einige von ihm verfertigte Arzneien ins Gesicht, in Mund und Nase, rasselt mit seinem Kürbis voll trockener Bohnen oder Kiesel, zieht eine Menge Stäbchen oder Bündelchen hervor, aus welchem er das passende Heilmittel heraus zu suchen scheint, und begleitet dies alles mit den fürchterlichsten Gesifikationen, bis er selbst ganz erschöpft und außer Athem ist, und sich hinweg begiebt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn der Patient es begehrt, werden die Besuche des Beschwörers von Zeit zu Zeit wiederholt, doch nicht, ohne daß für jeden Besuch ein abermaliges Honorar vorausbezahlt worden, und dies geht so fort, bis das Vermögen des Kranken gänzlich erschöpft ist, oder er einen andern Doctor rufen läßt, bei welchem aufs neue mit dem Bezahlen der Sporteln angefangen werden muß (Hefewelder § 30). Wird die Kunst des Beschwörers nach wiederholten Versuchen wirkungslos befunden, so wird der Patient für unheilbar erklärt, und die Aerzte entschuldigen sich: der Kranke habe sich zu spät an sie gewandt, er sey ihren Vorschriften nicht pünktlich nachgekommen, oder er wäre von einem der größten Meister der Kunst behert worden, und wenn nicht ein Kunstverständiger von noch höherer Weisheit gefunden würde, wäre für ihn nichts übrig als zu sterben, oder sich in Schmerzen, die keine Macht lindern könne, hinzuquälen.

Eine andere Art Beschwörer, meistens alte Männer und Weiber, die zwar nicht zu den Aerzten gerechnet werden, dessen ungeachtet aber ihren Unterhalt durch ihre Ansprüche auf übernatürliche Kenntnisse finden, trifft man in allen Volksstämmen. Einige geben vor, in trockenem Wetter Regen verschaffen zu können, andere bereiten Glücksmittelchen für ungeschickte Jäger, und noch andere brauen Liebestränke für verheirathete Personen, die einander entweder nicht lieb haben, oder unfähig sind, einander ihre Liebe zu beweisen. Wendet man sich an einen dieser Beschwörer, um bei trockener Jahreszeit Regen zu erhalten, so muß auch dieser zuvörderst ein Geschenk bekommen, welches in der Regel die Weiber zusammenlegen, da diese als Bearbeiterinnen des Bodens am meisten dabei interessirt sind; die Männer pflegen ihnen indessen verstopfener Weise etwas zuzustecken, um ihre Sammlung zu unterstützen, und glückt auch hier der Versuch des Beschwörers nicht, so fehlt es ihm eben so wenig als den Aerzten an einer Entschuldigung: entweder sind die Winde wider einander, oder der trockne

Wind zu stark für den feuchten oder den Südwind, oder man hat ihn nicht stark genug gemacht, d. h. nicht hinlänglich bezahlt, um den Nordwind zu zwingen, dem Südwind, der den Regen bringen soll, zu weichen. Die Mittelchen, um einem ungeschickten Jäger Glück zu verschaffen, sind in einem Tuchläppchen eingebunden, und müssen während der Jagd auf der bloßen Hand getragen werden; die Tränfchen oder Pülverchen hingegen, welche zwischen Mann und Frau Liebe erregen sollen, müssen dem kalten Theil des Paares heimlicher Weise im Essen oder im Getränk beigebracht werden.

Trotz des Heldenmuthes der Indianer, trotz ihrer Unerfrorenheit, mit denen sie allen Gefahren kühn entgegen gehen, und trotz ihres unbeugsamen Stolzes auf ihre Unabhängigkeit, sinken dieselben durch ihre kindische Furcht vor einer verborgenen und unbekanntem geheimnißvollen Macht, auf gleiche Stufe mit den schüchternsten furchtsamsten Geschöpfen. Es ist unglaublich, welchen Einfluß der Glaube an Zauberkraft auf das Gemüth des Indianers hat. Der tapferste Krieger wird zum elendesten Schwächling, sobald seine Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen wird, daß er behext sey, und obgleich er keine deutliche Vorstellung von der Macht der Zauberer hat, noch weniger aber von den Ursachen, wodurch sie entsteht, oder wie sie erlangt wird, so ist ihm schon hinlänglich zu wissen, daß der Zauberer sich einer tödtenden Substanz bediene, die er fortsende und der Person, welche er „treffen“ will, beibringe, entweder durch die Luft, vermittelst des Windes, oder seines eigenen Athems, oder auf andere unbegreifliche Weise; die „getroffene“ Person wird sogleich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, sie wird niedergeschlagen, verliert den Appetit, schläft unruhig, schwindet und magert ab, oder wird von einer Krankheit befallen, und stirbt endlich als ein unglückliches Schlachtopfer der Geschäftigkeit ihrer Einbildungskraft. Der Glaube an die Macht der Zauberei ist unter den Indianern nicht zu vertilgen, und da Fälle vorgekommen sind, wo einzelne Verworfene, mittelst giftiger Wurzeln und Pflanzen, ja einer sogar durch Arsenik, den er sich zu verschaffen gewußt, ihre Gegner unvermuthet bei Seite schafften, ist die Furcht vor einer übernatürlichen Macht, von welcher sie sich einbilden, daß sie unter ihnen sey und Einfluß habe, noch mehr gestiegen. Durch Zauberei eines elenden unruhmliehen Todes sterben zu müssen, eines Todes, welchen sie dem Marterpfahl mit allen seinen Schrecken würben vorgezogen haben, und dann keine Erzählung, keine Sage, kein Andenken von ihrem Muth und ihrer heldenmüthigen Tapferkeit bei der Nachwelt, und der Gedanke, daß dieser Tod ungerächt bleiben wird, ist das schrecklichste, was ein Indianer sich vorstellen kann. Diese Gedanken mehren ihre Furcht und steigern den Aberglauben noch höher, und die geringfügigste Ceremonie und unbedeutendste Bewegung, welche ein als Zauberer verachteter Mann unternimmt, ist hinlänglich, bei den Indianern eine Seelenkrankheit hervorzubringen. Einer ihrer ausgezeichnetesten Zauberer gestand offenherzig, daß sein Geheimniß darin bestünde, Furcht und Argwohn zu erregen, und bei der Menge einen festen Glauben an seine magischen Kräfte zu unterhalten; denn, sagte er: „so weit geht bei manchen die Leichtgläubigkeit, daß wenn ich nur ein Bißchen Wolle von meiner Decke zupfe, und sie zwischen meinen Fingern zu einem kleinen Kügelchen, nicht größer als eine Bohne, zusammenrolle, man schon deswegen glaubt, daß ich in der Zauberkunst sehr erfahren bin, und man nimmt sogleich an, daß ich die tödtende Substanz verfertige, womit ich den Einen oder den Andern zu treffen denke, obgleich ich öfters kaum einmal weiß oder daran denke, was ich mit den Fingern vornahm; und sollte ich in demselben Augenblick zufällig meine Augen nach irgend einem Menschen werfen, oder einen nur von der Seite anblicken, so wäre dies genug, daß er selbst glaubte, er sey das auserlesene Schlachtopfer; er ist von dem Augenblick an in der That getroffen, und wenn er nicht Stärke genug hat, den Gedanken zu unterdrücken, oder sein

Gemüth davon abzuziehen, so wird er unter dem so veranlaßten Schrecken erliegen und zuletzt umkommen, gewiß nicht durch Hexerei, sondern durch seine eigene Thorheit und Leichtgläubigkeit.“ Schon öfters sind von Handelsleuten und Missionaren Versuche gemacht worden, die Indianer von der Nichtigkeit der Zauberei zu überzeugen, doch alles vergebens! noch immer bleibt der Glaube an die Macht derselben in voller Kraft, ja selbst bei denen, die in der Nähe der Weißen leben und steten Umgang mit ihnen haben.

Den Tod fürchtet der Indianer nicht, ja selbst der Martertod am Pfahl hat für ihn etwas Erhebendes, weil sein Betragen dabei, selbst im Munde seiner Feinde, fortlebt, weil sein Stolz hier seinen letzten Triumph feiern kann. Der Gedanke an den Tod durch Krankheit oder Alter schlägt ihn nicht nieder, da ihm bekannt ist, wie groß die Achtung ist, welche die Indianer dem Andenken Verstorbener weihen, mit welcher Feierlichkeit sie auch seine Ueberreste einst zur Erde bestatten werden. Die Feierlichkeiten bei Beerdigungen sind inessen bei den Völkern Nord-Amerika's, und nach dem Rang und Reichthum der Verstorbenen verschieden. Bei dem Tode eines Chief oder Oberhauptes vom ersten Range ertönt das Dorf von einem Ende bis zum andern von dem lauten Wehklagen der Weiber, und diejenigen, deren Pflicht es ist, neben der Leiche zu sitzen, zeichnen sich durch das Durchdringende ihres Geschreies und durch den Ausdruck ihres Schmerzes vor allen aus. Diese Trauerscene bei dem todten Körper dauert Tag und Nacht bis zu dessen Beerdigung fort, und die Klageweiber lösen einander von Zeit zu Zeit ab. Die Ehrenbezeugung der Trauerklage bei der Leiche wird allen, den Geringen sowohl als den Angesehenen, erwiesen, und der ganze Unterschied besteht allein in der Zahl der Klagenden. Die Frauen werden nach ihrem Tode, ungeachtet ihrer angeblich herabgewürdigten Lage, mit nicht geringerer Achtung behandelt als die Männer, ja die größten Ehrenbezeugungen werden den Ueberresten der Frauen berühmter Krieger oder ergrauter Oberhäupter erwiesen, vorzüglich, wenn sie selbst von einer angesehenen Familie abstammen, was bei den Indianern, so seltsam es auch scheinen mag, keinesweges etwas Gleichgültiges ist, da sie gern das Verdienst ihrer großen Männer in ihren Angehörigen ehren. Heckewelder theilt in seinem Werke die Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten mit, die beim Tode der Frau des kaspren Delawaren-Häuptlings Shingask vorgenommen wurden, und die ein helleres Licht über die Sitten und Gebräuche der Indianer, namentlich aber über ihren Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verbreitet: „Raum war die Häuptlingin verschieden, als ihr Tod durch besonders dazu bestellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht wurde, und der ganze Ort sich plötzlich in eine allgemeine Trauerscene verwandelte. Geschrei und Wehklagen hörte man von allen Seiten, und der ganze Tag verging unter Schmerz und Betrübniß. Am andern Vormittag kamen zwei Rathmänner, um Herrn Calhoun und Heckewelder, die einzigen unter dem Stamme lebenden Europäer einzuladen, dem Leichenbegängniß beizuwohnen; sie begaben sich nach dem Hause der Verstorbenen und fanden die Leiche schon im Sarge liegend, und nach indianischem Geschmack aufs Prachtigste angekleidet und geschmückt. Ihre Gewänder, sämmtlich neu, waren mit Reihen silberner Schnallen besetzt; auf den Aermeln ihres neuen Faltenhemdes waren silberne breite Spangen von der Schulter bis auf das Handgelenk herab befestigt, und an den Gelenken waren Binden, welche eine Art von Handschuhen bildeten, und welche von Wampum auf dieselbe Weise verfertigt waren wie die Gürtel, deren sie sich bei ihren Reden bedienen. Ihr langes glattes Haar wurde von breiten Silberstreifen zusammengehalten, ein Reif am andern, doch nicht alle von gleicher Größe, sondern vom Haupte abwärts kleiner werdend, und endlich in eine Spitze auslaufend. Um den Hals hingen fünf breite Wampumgürtel, an den Enden zusammengebunden, von welchen der innerste der kürzere war, die übrigen aber etwas länger so daß der äußerste bis unter die Brust

herabhing. Ihre scharlachrothe Beinbekleidung war mit verschiedenfarbigen Bändern verziert, welche darauf genäht und an ihren Rändern mit kleinen Korallen, auch von verschiedenen Farben, besetzt waren. Ihre Fußbekleidung war mit stark ins Auge fallenden Figuren verziert, welche auf dem Leder von gefärbten Stachelschweinkien gesickt waren; an dem obern Rande der Schuhe oder Fußbekleidung, um die Enkel herum, war eine Menge kleiner runder silberner Glöckchen, von der Größe einer Flintenfugel besetzt. Alle diese Dinge, nebst der rothen Schminke, geschmackvoll aufgelegt wie beim höchsten Puß, schmückten ihre Person auf eine solche Weise, daß in dieser Art vielleicht nichts darüber gehen konnte. Nachdem die Zuschauer sich entfernt hatten, wurden vielerlei Sachen aus dem Hause herbeigetragen und in den Sarg gelegt, wo Platz für dieselben zu finden war; unter diesen war ein neues Hemd, eine zubereitete Hirschhaut zu Schuhen, eine Scheere, Nähnadeln, Zwirn, ein Messer, ein zinnernes Becken nebst Löffel, ein Becher und andere ähnliche Dinge, nebst einer Menge Spielsachen und anderer Kleinigkeiten, welche sie im Leben lieb hatte. Darauf ward der Deckel auf dem Sarge mit drei Riemen besetzt, und drei hübsche runde Stäbe, fünf oder sechs Fuß lang, wurden nahe bei einander, quer darüber gelegt und einer in der Mitte, welche alle mit Riemen aus gezeigter Elennshaut besetzt wurden; dann wurde ein kleines Bündelchen mit rother Schminke nebst einem Stückchen Glanell, womit man sie auflegt, durch ein am Kopfe angebrachtes Loch in den Sarg geworfen und dieses Loch offen gelassen, damit, nach der Meinung der Indianer, der Geist des Verstorbenen nach Belieben aus- und eingehen könne, bis er den Ort seines künftigen Aufenthalts gefunden hat. Nachdem Alles in Ordnung war, begaben sich die Träger an ihre Plätze; an den ersten Stab stellten sich die beiden geladenen Gäste, an den mittlern zwei Frauen und an den untern zwei Männer. Mittlerweile machten sich mehre Frauen aus einem benachbarten Hause mit großen Kesseln, Schüsseln, Löffeln und Körben voll getrockneten Elennfleisches, nach dem Begräbnißplatz auf den Weg; den Trägern wurde ein Zeichen gegeben, sich mit der Leiche in Bewegung zu setzen, und die Weiber, welche die Hauptleidtragenden vorstellten, begannen aufs neue die Luft mit ihrem durchdringenden Klagegeschrei zu erfüllen. Der Zug ging in folgender Ordnung: Zuerst ein Führer oder Wegweiser von dem Hause bis an den Begräbnißplatz, darauf die Leiche, hinter derselben Shingak, der Ehemann der Verstorbenen, diesem folgten die angesehensten Kriegs-Obersten und Rathsmänner der Nation, und hinter diesen Männer von allerlei Rang und Stand. Hiernächst kamen Weiber und Kinder und zuletzt zwei starke Männer, welche Ballen mit europäischen Manufakturen auf dem Rücken trugen. Die Hauptleidtragenden von Seiten der Frauen, welche nicht mit in der Reihe gingen, nahmen ihren eigenen Weg, etwa 15 — 20 Ellen rechts, aber immer in gleicher Linie mit der Leiche. Beim Grabe angekommen, wurde Halt gemacht, der Deckel des Sarges wieder abgenommen und der Körper zur Schau gestellt. Jetzt ordnete sich das ganze Gefolge in einen halbmondförmigen Kreis an der Südseite des Grabes und hockte sich dann auf den Boden nieder, während der trostlose Shingak sich, ohne jemand bei sich zu haben, etwas weiter wegbegeg, und mit zur Erde gebogenem Haupte weinte. Die Frauen vom Trauergefolge setzten sich ohne Ordnung zu einander zwischen niederes Gesträuch, welches sich in der Entfernung von 15 Ellen an der Ostseite des Grabes befand. In dieser Haltung blieb die Gesellschaft länger als zwei Stunden; kein Laut wurde irgendwo gehört, obwohl die Zahl des Gefolges beträchtlich war; auch stand Niemand von seinem Sitz auf, um die Leiche zu sehen, welche mit einem reinen weißen Tuche leicht überdeckt worden war. Alle schienen in tiefem Nachdenken und in feierlicher Trauer zu seyn. Seufzer und Schluchzen hörte man zu Zeiten von der Seite der Weiber, aber so ausgestoßen, daß es die Versammlung nicht beunruhigte, sondern die Traurigkeit vielmehr auf eine für die Umstände schickliche Art zu unterhalten schien.

Endlich, etwa um 1 Uhr Nachmittags, traten 6 Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche ins Grab zu senken, als plötzlich drei von den Trauerweibern von ihren Sigen auffrangen, sich zwischen die Männer und den Sarg drängten und der Verstorbenen zuriefen, aufzustehen und mit ihnen zu kommen. Sie umfaßten zuerst ihre Arme und Füße, als wollten sie dieselben lieblos, nachher schienen sie aber stärker zu ziehen, als wollten sie mit der Leiche davon laufen und schrieten beständig: Stehe auf! stehe auf! Komm mit uns! Verlaß uns nicht! Zuletzt begaben sie sich weg, indem sie an ihren Kleidern rissen, ihr Haar zerrauften, und unter allen Aeußerungen der wildesten Verzweiflung laut schrieten und klagten. Nachdem sie sich wieder auf die Erde niedergesetzt hatten, fuhren sie auf dieselbe Weise fort zu schreien, zu schluchzen und an dem Grase und dem Gesträuche zu reißen, gerade als ob sie ganz außer sich wären und nicht wüßten was sie thäten. Sobald die Weiber ihre Ceremonie, welche gegen 15 Minuten dauerte, beendigt hatten, traten die 6 Männer wieder hervor, senkten den Sarg in die Gruft hinab, und legten zwei geschälte Stäbe, von etwa 4 Zoll Durchmesser, der Länge nach dicht neben einander über das Grab und gingen hinweg. Darauf näherte sich der Wittwer mit langsamen Schritten, und als er das Grab erreichte, ging er auf den Stäben über dasselbe hin und dann, wie zuvor, weiter fort in eine große angrenzende Wiese. Als der verwittwete Häuptling so weit weg war, daß er nicht mehr hören konnte was am Grabe geschah, wurde ein bemalter hölzerner Pfosten, auf welchen verschiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumständen der Verstorbenen, und daß sie die Frau eines tapfern Kriegers gewesen wäre, gezeichnet waren, von zwei Männern herbeigebracht und einem dritten, einem Mann von Ansehn, übergeben, welcher ihn auf diese Weise aufstellte, daß er am obern Ende des Grabes auf dem Sarge ruhte, und daß ein gewisser Theil der Zeichnung gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet war; darauf hielt er das Holz aufrecht, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen; nachdem sie trockenes Laub und Baumrinde darüber gelegt hatten, so daß von der frischen Erde nichts mehr zu sehen war, gingen sie weg, und einige Männer vollendeten nun das Grab, indem sie es mit einer vier Fuß hohen Holzvermahlung umgaben, um es vor dem Eindringen wilder Thiere zu schützen. Hierauf ließen sie sich zu einem Male nieder, welches von einigen Frauen unweit des Grabes bereitet worden war und nach geendigter Mahlzeit wurden die Kaufmannsgüter, welche die beiden Männer, die den Zug geschlossen, herbeigetragen hatten, in kleinere Spenden gesondert und an alle Anwesende vertheilt. Keiner, vom Ältesten bis zum Jüngsten, wurde übergangen, und nur der Unterschied wurde gemacht, daß die, welche bei der Leiche das meiste zu thun gehabt hatten, namentlich aber die Klageweiber, am besten bedacht wurden. Die bei dieser Leichenfeier vertheilten Güter hatten dem betrübten Wittwer gegen 200 Dollars gekostet! Beim Eintritt der Dämmerung wurde ein Kessel voll zubereiteter Speisen nach dem Grabe hingebracht und auf dasselbe hingesezt, und hiermit hatte die Feierlichkeit ein Ende. Drei Wochen lang wurde jeden Abend ein Kessel Speisen nach dem Grabe gebracht, nach dieser Zeit aber wurde angenommen, daß die Abgeschiedene ihren Aufenthalt gefunden haben werde. Während der Zeit hörte man noch alle Abende das Wehklagen der Weiber, doch nicht mehr so heftig und anhaltend als den ersten Tag.

Die Leichenbegängnisse geringerer Personen werden mit weniger Pomp und Unkosten vollzogen, Klageweiber aber dürfen nicht fehlen, und eben so ist es allgemein Sitte, bei dem Tode eines Indianers eine Menge Sachen, die dem Verstorbenen gehörten, mit in den Sarg oder in sein Grab zu legen, damit er sie bei der Hand habe, falls er ihrer bedürfe. Stirbt ein Indianer entfernt von seiner Heimath, auf Reisen oder auf ihren Jagdlagerplätzen, so schließen sie den Leichnam in Baumrinde, legen ihn so ins Grab, und bedecken dasselbe mit Balken und Blöcken, damit die Wölfe nicht zu

dem Körper kommen können. Krieger, die im Gefecht fallen, werden wo möglich auf die Seite gebracht, und mit Baumrinde umgeben beerdigt, damit der Feind ihre Skalps nicht bekommen kann; ist deren Zahl aber zu groß, oder wird ihnen vom Feinde nicht Zeit dazu gelassen, so legen sie die Leichen auf einander in einen Haufen zwischen dicke Holzblöcke, und bedecken sie mit Baumrinde, verkautem Holz, mit Laub und Gesirrup, damit der Ort vor wilden Thieren gesichert und dem Feind unkenntlich bleibe. Nach Carver schmückten die Nadowessier ihre Todten ebenfalls und stellten sie zur Schau aus, richteten Fragen an sie, hielten bei der Beerdtigung kurze Lobreden auf die Verstorbenen, und die Männer äußerten ihren Schmerz dadurch, daß sie sich den Ober-Arm, die Weiber, daß sie sich die Schenkel bis aufs Blut mit Pfeilspitzen oder scharfen Feuersteinen verwundeten. Derselbe Reisende erwähnt auch eines gemeinschaftlichen Begräbnißplatzes der Nadowessier, in der Nähe einer großen Höhle unweit des Mississippi, welche von den Einwohnern *Wakon teebe*, d. h. Wohnung des großen Geistes, genannt wurde. Die Leichen derer, die in großer Entfernung von diesem Orte im Laufe des Jahres starben, wurden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüste oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt; im Sommer aber, wenn es nicht möglich war, die Leichen zu erhalten, das Fleisch *verbrannt* und bloß die Gebeine aufgehoben, um im folgenden Frühjahr, wo die einzelnen Stämme in der Nähe der Grotte zusammen zu kommen pflegten, auf dem gemeinschaftlichen Begräbnißplatz unter gewissen, von Carver nicht beschriebenen, Ceremonien begraben zu werden.

Die Cumanchees und mehre andere Nationen Neu-Spaniens malen ihre Todten ebenfalls an, schmücken sie mit Korallen und silbernen Spangen, hüllen sie in ein gefärbtes mit Muscheln verziertes Tuch, bedecken sie mit einer feinen Matte, und lassen sie durch einen der Verwandten zu Pferde nach dem Begräbnißhause bringen. Dieses ist mit Matten bedeckt und unten offen, und für jede Familie ist ein Begräbnißplatz in demselben mit Pfeilen abgesteckt. Ist die Leiche ein Mann, so legt man Bogen und Pfeile, Stoc und Lanze und andere Dinge, die er in seinem Leben zu brauchen pflegte, auf das Grab, auf das einer Frau hingegen einen Spinnrocken, ein Trinkschür und mehres Hausgeräth, und schlachtet hierauf neben dem Begräbnißplatz das Pferd, auf welchem der Verstorbene zur Beerdtigung gebracht wurde. Nach dem Begräbniß erhebt die ganze versammelte Verwandtschaft ein Klaggeschrei, die Weiber heulen und besingen in traurigen Tönen die Vergnügungen und Arbeiten, die sie gemeinschaftlich mit der Verstorbenen unternommen, und wenn es ein Mann war, dessen Muth im Kriege; entziehen sich dem Genuß der besten Nahrungsmittel, und waschen weder das Gesicht noch den Körper, bis sie von andern Verwandten gebeten werden, ihre Betrübniß zu mäßigen.

Die am Columbiafluß wohnenden Völker legen die Leichname ihrer ausgezeichneten Personen in ihrem schönsten Puz und mit Jagd- und Kriegsgeräth versehen, in einen Kahn und hängen denselben zwischen zwei Bäumen auf, wo sie der Verwesung ausgesetzt werden; die Caraien der Antillen und Guatemala's hingegen bemalen ihre Todten sogleich nach deren Verschneiden mit Roucou oder Orlean, und machen das Grab, das ungefähr vier Fuß ins Gevierte, und eine Tiefe von 6—7 Fuß hat, sogleich in der Hütte, in welcher sich der Verstorbene aufhielt. Hierauf wird der Leichnam hinabgelassen und derselbe, indem man die Ellbogen auf die Knie und die flache Hand auf die Wange stützt, in eine sitzende Stellung gebracht. Der leere Raum wird sodann bis zu den Knien mit Sand angefüllt und das Grab mit Holz und Matten leicht bedeckt, um es jedem Verwandten des Verstorbenen öffnen zu können, welche den Leichnam alle zu untersuchen pflegen, ehe er gänzlich verscharrt wird, welches oft erst nach mehren Monaten geschieht. Bei einigen Stämmen Ducatans herrscht derselbe Gebrauch,

nur wird nach vollendeter Beerdigung die Hütte von den übrigen Gliedern der Familie verlassen und in Brand gesteckt. Die Creeks und Seminolen, welche dieselben Begräbnisgebräuche wie die Delawaren hatten, erbauten über dem Grabe eine leichte offene Hütte und umpflanzten das Grab mit Pfeilen und Lanzen, die errungenen Skalps aber wurden dem Leichnam mit ins Grab gegeben, um sich im neuen Aufenthaltsorte als tapferer Krieger legitimiren zu können.

Die Indianer haben große Achtung vor den Gebeinen ihrer Vorfahren, und nichts erschüttert sie mehr als der Gedanke, die Ueberreste ihrer Angehörigen entehrt oder von wilden Thieren verstümmelt und ausgefarrt zu sehen; deshalb haben auch alle Völkerschaften, welche gezwungen wurden, ihre Heimath zu verlassen und nach Westen, jenseits des Mississippi, zu ziehen, die Gebeine ihrer Vorfahren von den Begräbnisorten nach dem Lande ihres Aufenthalts geholt und dort von neuem beerdigt, andere aber große Grabhügel (Mounts) und Steinhaufen darüber aufgethürmt, um deren Zerstörung vorzubeugen und um die Plätze leichter finden zu können, wenn sie zurückkehren, um den Verstorbenen ihre Verehrung zu beweisen. Auf einer kleinen Pflanzung, welche ich unweit Ellicot's, acht Meilen von Baltimore, besaß, befand sich ein gegen drei Ellen hoher Steindamm, der weit und breit als das Ranticoker-Grab bezeichnet war, und zu welchem fast monatlich Indianer aus dem Norden Ohio's und des Nordwest-Gebietes, 600 — 1200 Meilen weit, herabkamen, um am Grabe ihrer Voreltern die Erinnerung vergangener Leiden und Freuden hervorzurufen. „Siehst Du die Steinhaufen,“ sagte einst Aguegon, ein alter ehrwürdiger Indianer, zu einem englischen Kolonisten, „unter deren Last die Gebeine so vieler Geschlechter von Chippeways gesichert von dem Zahne der Wölfe ruhen? Sollte je der Fuß der Weißen diese ehrwürdigen Ueberbleibsel unter sich treten, sollten je ihre Pflüge sie ausfarrren, um vom Regen und von der Sonne gebleicht zu werden: dann müssen Gesundheit, Friede und Glück aus ihren Wohnungen fliehen, wie der Pfeil vom Bogen des Kriegers, wie das Wasser von der Höhe dieses Falles stürzt; dann müssen ihre letzten Reste der Fraß fleischfressender Thiere werden!“

An die Verehrung, welche die Indianer ihren Todten zollen, schließen sich ihre religiösen Begriffe und ihre Opfer an, von welchen größtentheils nur falsche Berichte im Umlauf sind. Ueber die Erschaffung der Menschen herrschen verschiedene Vorstellungen; so behaupten die Trokesen, daß der große Geist auf dem Berge Aratopeskow erschienen sey, wo er zwei Bilder von Thon bei sich hatte, die er durch den Hauch seines Mundes belebte, und dem ersten den Namen Pegit-Sagat (erster Mann), dem zweiten die Benennung Sanna-Tella (Gefährtin) gab. Auch sey Nassaniromi aus den Wolken auf die Erde herabgestiegen, wo er Mais, Reis und Tabak wachsen ließ, indem er gegen Norden, Süden, Osten und Westen ausspuckte. Die Erde betrachten fast alle indianische Völkerschaften Nord-Amerika's als ihre allgemeine Mutter und legen sich, nach Volney II. 438, auch deshalb den Namen Metoktheniaké, d. h. Erdgeborne, bei. Sie glauben, daß sie im Schooße der Erde erschaffen wurden und lange Zeit dort ihre Wohnung gehabt hätten, ehe sie zum Leben auf der Oberfläche der Erde gekommen wären; nicht aber alle indianische Mythologen stimmen in ihren Berichten mit der Gestalt zusammen, welche die Menschen während ihres Aufenthalts im Schooße der Erde gehabt hätten. Einige behaupten, daß sie daselbst in menschlicher Gestalt gelebt, Andere streiten dafür, daß sie sich daselbst in der Gestalt gewisser Landthiere, wie etwa des Erdschweins, des Kaninchens oder der Schildkröte, befunden hätten, und erst nach diesem Stand ihrer Vorbereitung sey es ihnen vergönnt gewesen, herauf zu kommen und ihre Stelle auf dieser Insel (die Indianer nennen das feste Land von Amerika eine Insel) als Herren der übrigen Schöpfung einzunehmen. Die Indianer vom Stamme Minisi (der Lenni-Lenapes) sagen, daß sie anfangs in der Erde unter

einem See gewohnt hätten, dadurch aber, daß einer ihrer Leute (Ganawagahha) eine Oeffnung entdeckt, sie aus diesem unangenehmen Aufenthalt glücklich herausgeholfen worden wären. Als der Entdecker auf der Oberfläche der Erde herumging, fand er einen Hirsch, welchen er mit sich in seine unterirdische Wohnung nahm. Hier wurde der Hirsch gegessen, und er und seine Gefährten fanden das Fleisch so gut, daß sie einmüthig beschloßen, ihr finstres Haus zu verlassen und sich dahin zu begeben, wo sie das Licht des Himmels und solch vortreffliches Wildpret in Menge genießen könnten. (Hekewelder 430). Der Nocharauorsul (das Erdschwein) wollte indes nicht mit herauskommen, sondern blieb in der Erde wie vorhin. Nach Loskiel p. 31. 32. behaupten die Delawaren: der Himmel sey von Menschen bewohnt, und von daher wären die Indianer auf die Erde gekommen. Eine schwangere Frau sey von ihrem Mann verstoßen und vom Himmel herunter geworfen worden, und die Zwillinge, die sie geboren, hätten das Land bevölkert; die Nanticokes aber erzählen: sieben Indianer hätten sich auf einmal an der See sitzend befunden, ohne selbst zu wissen, ob sie auf derselben Stelle erst erschaffen, oder ob sie über die See oder sonst woher gekommen wären, und diese wären der Anfang der Bevölkerung Amerika's gewesen. So lächerlich diese Geschichten auch klingen mögen, so unerschütterlich ist der Glaube der Indianer an dieselben, namentlich aber an ihre Abstammung von besondern Thieren, von denen die verschiedenen Stämme auch die Namen angenommen haben. Zwar können diese von Thieren entnommene Namen als bloße Abzeichen oder „Wappen“, wie sie Pyrläus nennt, angesehen werden; wenn man indessen auf die Gründe achtet, welche sie für diese Benennung anführen, so läßt sich die Idee einer vermeinten Verwandtschaft leicht bemerken. „Als ich zu Tuscorawas am Muskingum wohnte, erzählt Hekewelder, sagten mir einige Indianer, daß es gewisse Thiere gäbe, welche die Indianer nicht äßen, und zu diesen gehöre das Kaninchen und das Erdschwein (Der Grunddachs, *Ursus melles*, Schreb.); denn, sagten sie, es könnte doch seyn, daß sie mit denselben verwandt wären! Aus ähnlichem Grunde beweisen die Indianer auch der Klapperschlange große Achtung, nennen sie ihren Großvater, und tödten sie nicht, hindern auch die Weißen, wo sie nur können, Klapperschlangen, zu tödten. Nach ihrem Thiernamen richtet sich auch der Rang, den sie unter ihrem Volkstamm einnehmen. Der Stamm Unamis (Schildkröte) macht vor den andern Stämmen der Lenapes einen Anspruch auf Hoheit oder Vorrang, weil ihre Verwandtin, die große Schildkröte, der Atlas ihrer Mythologie, nach ihren Sagen, diese große Insel (Amerika) auf ihrem Rücken trägt, und als Amphibium sowohl im Wasser als auf dem Lande leben kann. Der Stamm Unalachtgo (Welscher Hahn) erhielt den Namen, weil er beständig in derselben Gegend bleibt; der Wolf (Minsi oder Monsey) hingegen, nach welchem der dritte Stamm der Lenapes benannt worden, ist seiner Natur nach ein Wanderer, der seiner Nahrung nachläuft; dennoch betrachten ihn die Lenni Lenapes als ihren Wohlthäter, da er es war, durch den die Indianer aus dem Innern der Erde herauskamen. Er war es, glauben sie, der nach der Bestimmung des großen Geistes den Hirsch tödtete, den der Monsey fand, welcher zuerst den Weg zur Oberfläche der Erde entdeckte und welcher sie reizte, aus ihrer feuchten und dunkeln Wohnung herauszukommen. Aus diesem Grunde müsse der Wolf geehrt und sein Name auf immer unter ihnen erhalten werden. Die Abzeichen ihrer Stämme werden von den Indianern an die Thüren ihrer Hütten gezeichnet, damit jeder Vorübergehende wissen möge, zu welchem Stamme der Bewohner gehöre, und bei Verträgen und Urkunden mit den Weißen bedienen sie sich derselben, außer des Kreuzes, zu Unterschriften. Alle sind stolz auf ihre Abstammung, und wenn Kinder aus gemischten Ehen der verschiedenen Stämme entspringen, wird ihre Genealogie sorgfältig durch Ueberlieferung in der Familie erhalten, damit sie wissen mögen, zu welchem sie gehören.

So stolz die Indianer auf ihre Vorzüge sind, die sie vor den Thieren haben, und obgleich sie dieselben als nur zu ihrem Gebrauche vom großen Geiste erschaffen wähen, scheinen sie doch den Unterschied zwischen sich und der thierischen Schöpfung mehr ihrer überlegenen körperlichen Stärke und Geschicklichkeit zuzuschreiben, als ihrem unsterblichen Geiste. Alles Lebende betrachten sie als eine große Gesellschaft, an deren Spitze sie stehen, die sie zwar bestimmt sind zu regieren, zwischen welcher aber genaue Bande des Zusammenhangs und der Verwandtschaft im Anfang der Zeit statt fand. Daher deuten auch die Beugungen der Hauptwörter, welche bei uns das Geschlecht derselben bestimmen, in ihren Sprachen nicht das männliche oder weibliche Geschlecht an wie bei uns, sondern das Lebendige und das Leblose, und sie gehen darin so weit, Bäume und Pflanzen mit in die Klasse des Lebendigen einzuschließen, halten auch ihr Geistesreich, den Ort, wohin sie nach dem Tode zu gehen glauben, für alles was sie als lebendig bezeichnen, offen. Folgende charakteristische Anekdote wird das Gesagte am deutlichsten erläutern: Ein delawarischer Jäger schoss einmal einen gewaltigen Bär und zerschmetterte ihm das Rückgrat. Das Thier stürzte und fing an ein äußerst klagendes Geschrei zu erheben. Der Jäger, anstatt noch einen Schuß auf ihn zu thun, trat ganz nahe zu ihm hin und redete ihn mit diesen Worten an: Höre, Bär, du bist eine feige Memme — wärst du ein Krieger, wie du vorgiebst, so würdest du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib. Du weißt, Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg mit einander, und daß dein Stamm den ersten Angriff gemacht hat. Ihr habt erfahren, daß auch die Indianer zu mächtig sind, und nun schleicht ihr im Walde umher und stiehlt ihre Schweine. . . . Hättest du mich überwunden, so würde ich wie ein braver Krieger gestorben seyn; du aber beschimpfst deinen Namen durch dein feigherziges Betragen! Heckewelder, der bei dieser seltsamen Strafrede gegenwärtig war, fragte den Jäger, nachdem dieser das Thier vollends getödtet hatte, wie er sich einbilden könnte, daß der Bär ihn verstände? Oh, sagte er, der Bär verstand mich sehr gut, hast Du nicht bemerkt, wie beschämt er aussah, als ich ihm die Wahrheit sagte?

Der große allmächtige Geist (Wesit Manitto), der sie erschaffen, ist den Indianern bei allen Gelegenheiten, bei allen ihren Versammlungen und Reden vor Augen; sie fühlen und erkennen seine Macht und suchen seine Gunst zu gewinnen, durch äußere Verehrung oder Opfer. Den bösen Geist (Mattshi Manitto), von dem sie zwar glauben, daß er ihnen schaden könne, fürchten sie nicht, so lange ihnen der gute Geist gewogen bleibt; die größte Rolle aber spielen in ihren religiösen Glauben die untergeordneten Manitto's, denen das große Wesen Macht und Herrschaft über die Elemente gegeben hat, und die insbesondere auf die Indianer herab blicken müssen, um zu sehen, ob sie Hilfe nöthig haben, und um sie vor Gefahren zu schützen. Bei Annäherung eines Sturmes oder Ungewitters wenden sich die Indianer an den Manitto der Luft, bei Reisen auf den nördlichen Seen an den Manitto der Gewässer, daß er dem zu hohen Aufschwellen der Wogen wehren wolle, während sie über das Wasser führen und in beiden Fällen drücken sie ihre Dankbarkeit dadurch aus, daß sie Tabak in die Luft oder auf das Wasser werfen.

Selbst von einigen Thieren glauben sie, daß ihnen, wenn auch nicht gerade Macht über sie verliehen worden, doch daß sie zu Beschützern ihres Lebens bestellt wären, und folglich auch Ansprüche auf einige Aufmerksamkeit und Dankbarkeit hätten; wird z. B. in der Nacht das Geschrei einer Eule gehört, so pflegt Jemand im Lager aufzustehen und etwas Slicanican oder indianischen Tabak auf's Feuer zu werfen, damit der aufsteigende Rauch es dem Vogel sichtbar machen möge, wie wenig sie seine Güte gegen sie und ihre Vorfahren vergessen hätten.

Wollen die Indianer zum großen Geiste beten, so sind sie gewöhnt, oder hatten

es wenigstens im Gebrauche, auf eine Anhöhe oder einen Felsen zu steigen, um sich ihm andachtsvoll zu nähern. Abgeschlossen von allem was sie hören könnte, erheben sie sich mit Inbrunst zum Weltit Manitto, und ihr Zutrauen zu ihm ist unerschütterlich. Um ihre Verehrung gegen das höchste Wesen in allgemeinen Versammlungen zu bezeugen, halten die Indianer jährlich zwei Opferfeste, wovon das eine ein Gebet- und das andere ein Dankopfer ist, und bereiten sich dazu durch Brechmittel, Fasten und den Genuß besonderer Getränke vor, um, wie sie sagen, das in ihnen vorhandene Böse auszutreiben, um mit reinem Gewissen der heiligen Handlung beizubohnen zu können. Das größte Fest findet gewöhnlich im August statt, wozu das Oberhaupt und die Aeltesten die Zeit bestimmen. Es ist ein Dankopfer für die Segnungen einer frohen Aussicht zu einer glücklichen Ernte. Von weit und breit kommen die Indianer zu diesem Feste herbei, bringen Zelte und Mundvorrath mit und lagern sich um das Andachtshaus. Man schlachtet hierauf die Opferthiere, gewöhnlich Rinder, reinigt sie und steckt die Köpfe, Hörner und Eingeweide in eine hölzerne Gabel, die sich auf einer großen, weißen Stange befindet, welche über das Gebethaus hinragt. Die Weiber bereiten sodann den Mais und die andern Vorräthe zum Feste zu, während die Männer Maismehl zwischen den Händen zerreiben und sowohl die Brust als auch das Gesicht damit bestreichen. Dabei wird gefastet, und das Oberhaupt hält eine Rede an die Versammlung, dankt dem großen Geiste für die Wiederkehr der Jahreszeit und ermahnt das Volk zur Ausübung seiner Pflichten und zu einem ordentlichen Lebenswandel. Das Fest dauert vier bis zwölf Tage. Nach Coskiel feiern die Delawares oder die Lenni Lenapes, fünf verschiedene Opferfeste. Das erste wird in einer Familie oder Freundschaft alle zwei Jahr einmal, gemeinlich im Herbst, selten im Winter begangen, und außer den eigentlichen Verwandten und Freunden, vom Oberhaupt der Familie, der das Fest zu leiten hat, auch andere und selbst Einwohner entfernter Dörfer dazu eingeladen. Das zum Opfer bestimmte Fleisch wird gekocht und nebst Maisbrod den versammelten Gästen vorgesetzt; alles muß rein aufgezehrt werden; nur von dem Fette gießen einige der ältesten Männer etwas ins Feuer, und hierin besteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaschen und nach der Mahlzeit wird getanzt und gefungen. Dieses Opfer währet drei bis vier Nächte, fängt jedesmal Nachmittags an und dauert die Nacht hindurch, bis an den Morgen. Das zweite Opferfest unterscheidet sich von dem ersten blos dadurch, daß nur die Mannsperonen fast nackt dabei tanzen und sich vor Beginn des Tanzes vom Kopf bis zu den Füßen mit weißem Thon bestreichen. Beim dritten Opferfest werden nach der Mahlzeit zehn oder mehr zubereitete Hirschhäute an alle dem Feste bewohnende Männer und Weiber geschenkt, welche dann, in diese Häute oder Deckfleider gehückt, vor dem Hause des Gebers, mit dem Angesichte gegen den Aufgang der Sonne gerichtet, den großen Geist überlaut bitten, daß er ihnen Wohlthäter segnen möge. Das vierte Opferfest wird einem niedern Manitto zu Ehren gehalten, der, ihrer Meinung nach, nicht gesättigt werden kann. Das fünfte Opferfest endlich wird zu Ehren des Feuers gehalten, keinesweges aber das Feuer angebetet, wie mehre Missionäre meinten, denn bei allen ihren abergläubischen Gebräuchen bleibt doch immer der große Manitto, der unbekannte Geist, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde, der Hauptgegenstand ihrer Verehrung. Die Opfer der Indianer haben nicht alle einerlei Zweck, bald sind es Gebet- bald Dankopfer; einige werden für alle Gunstbeweise gebracht, die sie und ihre Vorfahren vom höchsten Wesen empfangen haben, andere für besondere Wohlthaten im Einzelnen und nach jedem glücklich beendigten Kriege versäumen sie nie, dem großen Geiste ein Dankopfer für den ihnen verliehenen Muth und für die Kräfte, ihre Feinde zu besiegen, zu bringen. Hat ein Knabe sein erstes Probefstück abgelegt und einen Hirsch oder Bären getödtet,

so wird dieser geopfert. Die Besorgung davon übernimmt einer der Aeltesten des Stammes und bestimmt zugleich den Ort und den Tag zum Opfer. In dem Gebäude, in welchem das Opfer gehalten werden soll, gewöhnlich dem Rathhause oder einem andern, daß groß genug ist, um drei Feuer darin anbrennen zu können, werden in der Mitte zwölf Stäbe oder Stangen, deren jede von einer besondern Holzart seyn muß, in einem Kreise in die Erde gesteckt, oben zusammen verbunden und mit wollenen Decken ringsumher behangen. In diesen Kreis werden, wie in ein Schwitzbad, zwölf glühend heiße Steine gerollt, deren jeder einem Manitto geweiht ist. Der größte Stein dem Welsit Manitto oder großem Geiste im Himmel, die andern dem Manitto des Tages oder der Sonne, dem Manitto der Nachtsonne oder des Mondes, der Erde, des Feuers, des Wassers, der Wohnung, des Maises und der vier verschiedenen Himmelsgegenden. Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder Kalabasse, worin Maiskörner sind, in die Hand, geht mit dem Knaben, der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Tabak auf die glühenden Steine und räuchert damit, klappert dabei, ruft jeden Manitto mit Namen und spricht: Dieser Knabe N. N. gibt Dir einen schönen fetten Hirschbock (Bär) und einen fetten Sapanbrei; erbarme Dich über ihn und gib ihm und seiner Familie Glück! Wenn der Tabak zu brennen anfängt, klafft der alte Mann in die Hände und fährt fort, die Manitto's zu bitten, bis der Tabak verbrannt ist. Dann geht er mit den Gästen von den mittlern zu den zwei andern Feuern zum Essen.

Bisweilen opfert der Indianer, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich seyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirsch oder eine andere Jagdbeute in kleine Stücke und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren. — Auch den Seelen der Verstorbenen opfern die Indianer, wenn sie denken, daß sie beleidigt worden sind, Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß nothwendig ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen werden und das Ganze mit einer Mahlzeit schließen. Gäste werden dazu nach Belieben eingeladen und die Mahlzeit im Finstern gehalten, denn Licht oder Feuer dürfen nicht dabei seyn. Beim Anfang des Mahles legt einer der Aeltern den Seelen einen Theil der Speisen vor, spricht mit ihnen, und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Darauf versichert er den Anwesenden, daß die Seelen nun versöhnt sind, und alle lagern sich nun zum Essen nieder. Zu einem Trankopfer wird Rhum oder Whisky nothwendig erfordert; ehe aber getrunken wird gehen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rhum auf die Gräber und ein alter Mann spricht dabei mit den Seelen, ebenso wie beim Speisopfer. (Costiel a. a. D.)

Ein anderes Stück des religiösen Aberglaubens der Indianer besteht darin, daß Jeder von ihnen einen „Totam“ oder Schutzgeist hat, von welchem er glaubt, daß er ihn bewache. Von diesem Totam glauben sie, daß er die Gestalt irgend eines Thieres annehme und deswegen tödten oder essen sie das Thier nicht, dessen Gestalt dieser Totam hat, und machen auch nicht Jagd darauf. Ein Indianer, dessen Totam ein Bär war, hatte das Unglück, unter einem Kudel Hirsche, auf welche er schoß, unabsichtlich einen Bär zu erschließen. Dies setzte ihn in die äußerste Unruhe und er ging sogleich nach Hause; auf dem Wege wurde er von einem andern Bär angefallen, der ihm das Gesicht zerfrakte und ihn auch (sagte der Indianer) darüber zur Rede stellte, daß er seinen Totam erschossen habe. Er sagte dies bei seiner Nachhausekunft dem Herrn Long (siehe dessen Reise S. 86, 87) und setzte hinzu: „mein Totam ist böse, ich werde nie wieder Glück auf der Jagd haben!“

Der Verehrung eines höhern Wesens gegenüber steht bei den Indianern ein außerordentlicher Aberglaube, ein Glaube an Vorbedeutungen, Gesichte und Träume, und

namentlich werden die Lehtern in hohem Ansehn gehalten. Sie glauben nämlich, daß die Seele den Körper in diesem Zustande verlasse und mit höhern Wesen in Verbindung trete, deren Offenbarungen erfüllt werden müssen, deshalb ist der Glaube an die Wahrheit der Träume sehr groß, und die Träume bisweilen ein Mittel etwas zu erlangen. So kam einmal Nissuasü, Satschem der Mohawks zu Herrn Johnson und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Vater, mir hat diese Nacht geträumt, daß Du mir ein mit Gold besetztes Kleid von Scharlach und einen ebenso besetzten Hut schenkest.“ Er versicherte die Wahrheit bei der Ehre eines Satschem, und erhielt beides. Den Tag darauf bat ihn Johnson zum Essen und sagte ihm: „Es hat mir auch geträumt, daß Du mir im Namen Deiner Nation ein kleines Stück Land gegeben hättest, welches etwa 10.000 Acker enthielt.“ Nachdem sich Nissuasü einige Zeit besonnen hatte, antwortete er: „Es soll Dir nicht umsonst geträumt haben, aber ich gebe Dir die Warnung, hinfort nicht mehr zu träumen. Deine Träume sind zu stark für mich, und Du würdest bald unsern Leuten kein Land mehr übrig lassen.“

Bei allen indianischen Volksstämmen findet man Prediger und Propheten, die besondere Gewalt und Geschicklichkeit besitzen, ihre Landsleute mittelst ihrer Leidenschaften zu leiten. Die Shawanes haben sogar einen eigenen Priesterstamm, der sich ausschließlich mit den Opfern befaßt. Die Propheten, meistens zugleich auch einflußreiche Krieger, haben mehrmals versucht, die Indianer aus ihrer schwierigen Lage zu retten und den Untergang der Weißen zu bezwecken, allein ihre Versuche mißlangen, weil sie erst zu einer Zeit angefangen wurden, als Jene schon zu mächtig waren und an eine Vereinigung der Indianerstämme jetzt nicht mehr zu denken war. Mehre derselben haben einen außerordentlichen Ruf erworben, zwei derselben aber werden ewig unvergessen im Munde der Indianer und der Weißen seyn, es sind dies T a m a n e n d und T e c u m s e h ! Alles was wir von T amanend, von dem mehre fabelhafte Erzählungen unter den Weißen im Umlauf sind, wissen, ist dies, daß er in alten Zeiten ein Prophet und ein Häuptling unter den Delawaren gewesen ist, der nie seines Gleichen hatte. Er war mit Weisheit, Rechtschaffenheit, Klugheit, Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Sanftmuth, Gastfreiheit, kurz mit jeder guten und edeln Eigenschaft, welche nur ein Mensch besitzen kann, reichlich ausgestattet. Man glaubte von ihm, daß er mit dem großen und guten Geiste Umgang gehabt habe, denn alles was böse war, war ihm fremd. Der Ruhm dieses Propheten und Helden erstreckt sich so weit, daß in Beziehung auf ihn, selbst unter den Weißen, eine Menge von Legenden verbreitet worden. In dem Revolutionskriege erhoben ihn seine schwärmerischen Verehrer zu einem Heiligen und er wurde unter dem Namen S t. T a m m a n y , als der Schutzpatron Amerikas aufgestellt. Seine Name wurde in manche Kalender eingetragen und sein Fest von den Weißen alljährlich am ersten Mai gefeiert. Ein eignes Kirchspiel in Louisiana ist seinem Namen geweiht, und in Neu-York, Philadelphia und mehren andern Städten der Union bestehen politische Gesellschaften unter dem Namen des heiligen T o m m a n y , welche indianische Formen in ihren Verfassungen und bei ihren Versammlungen beobachten.

Der berühmte T e c u m s e h , welcher sich durch seine Tapferkeit auszeichnete, ist der zweite jener außerordentlichen Propheten, welchen die Geschichte der Indianer aufzuweisen hat. Von Geburt ein Shawanos, würde er in jedem Zeitalter und bei jeder Nation ein großer Mann gewesen seyn. Als Krieger von dem vollendetsten Muthe und Gewandtheit, ausgestattet mit dem charakteristischen Scharfsinne seines Volkes, hatte ihm die Natur alle, zu großen politischen Entwürfen erforderliche Seelenkräfte verliehen. Sein scharfer Verstand sagte ihm sehr früh, daß seine Landsleute ihre Wichtigkeit verloren hätten, und daß sie allmählig sich unter die Weißen schmiegen, die einen gebietenden Einfluß über sie erhielten. Angespornt durch diese

Betrachtungen, und vielleicht auch durch seine natürliche Wildheit und Kriegslust, wurde er der erklärte Feind der Weißen und nährte den unbeugsamen Vorsatz, die stolze Unabhängigkeit seiner Landsleute wieder zu erringen, die sie seiner Ueberzeugung nach verloren hatten. Viele Jahre stand er jedem Unterdrücker derselben feindlich gegenüber, und Unerforschlichkeit und Geschicklichkeit zeichneten ihn in jedem Kampfe aus, der unter seinem Banner statt fand. Als er endlich den Umfang und die Macht der vereinigten Staaten fühlte, überzeugte er sich von der Unzulänglichkeit jeder einzelnen Nation rother Menschen, die es versuchen wollten, mit ihnen zu kämpfen, und entwarf den großen Plan, alle Stämme, östlich vom Mississippi, zu Feindseligkeiten gegen die vereinigten Staaten zu vereinigen. Jetzt eröffnete sich für ihn ein Feld, würdig seines großen und unternehmenden Geistes. Er begann 1809 und zeigte in der Ausführung seines Planes unvergleichliche Geschicklichkeit, Beredsamkeit und Muth. Er begab sich selbst zu jedem Stamme, von Michillimackinoc an bis nach Georgien, und überall gelang es ihm, die Indianer für seine Absichten zu gewinnen. Er bearbeitete alle ihre Gefühle, besonders aber ihren Aberglauben, spielte zuweilen die Rolle eines Propheten und führte ein Stückchen rothes Holz bei sich, dem er gewisse mythische Eigenschaften zuschrieb. Wer es von ihm annahm, der wurde angesehen, als habe er seine Parthei ergriffen; daher haben auch alle Indianer, die feindlich gegen die vereinigten Staaten gefinnt waren, den Namen „Rothstöcke“ (Red Sticks) erhalten. Ein Unglück war es für Tecumseh, aber ein Glück für die vereinigten Staaten, daß, ehe sein Plan reif und seine Anordnungen zur allgemeinen Feindseligkeit vollendet waren, ehe er in der That einige seiner Truppenabtheilungen organisirt und in's Feld gestellt hatte, sein Bruder einen zu frühen Angriff auf die Truppen der vereinigten Staaten unter Kommando des Obersten Boyd, in dem Sommer 1811, bei Tippecanoe machte, wobei er eine gänzliche Niederlage erlitt. Dieses Unglück trübte die Aussichten des tapfern Tecumseh; seine Seele blieb unerschüttert, aber der Eifer seiner Verbündeten wurde geschwächt. Und wenn gleich viele in ihrer kriegerischen Stellung und in ihren feindseligen Absichten gegen die Weißen beharrten, so schreckte es doch manche von einem Kampfe zurück, der mit einer Niederlage angefangen hatte und alle Anstrengungen Tecumsehs vermochten nicht, die in seiner Operationslinie so zerbrochenen Glieder wieder zu ergänzen. Der von den vereinigten Staaten bald nach diesem Vorfalle gegen England erklärte Krieg öffnete den Talenten Tecumsehs neue Aussichten. Die brittische Regierung mußte seine Verdienste zu würdigen und machte ihn zum General-Brigadier in ihren Diensten. An der Spitze seiner furchtbaren Krieger gab er mehr als einmal der Wagschale des Siegs den Ausschlag gegen die Amerikaner, und Detroit, der Fluß Raisin und das Fort Mies, waren Zeugen seiner Tapferkeit. Als 1813 General Harrison in Canada eindrang, rieth Tecumseh dem General Proctor, ihn anzugreifen. Der brittische General zog es vor, sich zurück zu ziehen; es wurde jedoch noch ein Angriff am Thamesflusse unternommen, in welchem Tecumseh seine gewohnte Geschicklichkeit entfaltete, und sein Leben für die Sache hingab, die er als die seine ergriffen hatte. Hätten die Umstände den tapfern Tecumseh besser begünstigt, so glänzte er jetzt als Befreier seines Volks, wie einst Arminius unter den Germaniern (Schmidt II. 535). Der Staat Michigan hat ihm zu Ehren eine Stadt im Canton Lenawee, auf dem Felde seiner Thaten, nach seinem Namen benannt.

Noch viele andere Häuptlinge der Indianer haben sich als Propheten ausgezeichnet, ohne jedoch in die Rolle der Gaukler oder Doctors zu fallen; keiner von ihnen hat aber die beiden oben genannten erreicht oder gar übertroffen. Ihr Ansehen hatten sie, neben ihrer Tapferkeit, größtentheils ihrem Rednertalent zu verdanken. Ihre Fähigkeiten als Redner sind zwar von vielen Reisenden bestritten und ihre Sprachen durchgängig für arm, und nicht geschickt, etwas mehr als die gemeinsten Ideen auszudrücken, ge-

halten worden, und deshalb hat man auch bis jetzt alle bekannt gemachte Proben ihres Rednertalents, ja selbst Logan's berühmte Rede, obgleich deren Aechtheit der Oberst John Gibson verbürgt, mit argwöhnischen Augen betrachtet. Heckewelder, Zeisberger, Carver, Long, Tanner und der Verfasser der Reise nach Ober-Pennsylvanien, Duponceau und viele andere Männer, die theils viele Jahre unter den Indianern lebten, theils ihre Sprachen gründlich studirten, stimmen in ihren Berichten über den Reichthum der indianischen Sprachen mit einander überein, bewundern die Kraft und den Ausdruck ihrer Reden, und ersterer behauptet sogar, daß dieselben nicht mit gleicher Kraft in eine andere Sprache übertragen werden könnten. Die Beredsamkeit der Indianer ist einfach und natürlich; nur das sagend, was das Gefühl ihnen eingibt, sind ihre Reden eindringend und kräftig, ihre Gründe kurz und treffend und wenn es ihre Absicht ist, sowohl zu überreden als zu überzeugen, wählen sie stets den kürzesten Weg zum Herzen. Hier einige Proben indianischer Beredsamkeit, die uns jene Männer aufbewahrt und deren Aechtheit nicht im geringsten zu bezweifeln ist. Auch ohne die vorhergehende allgemeine Schilderung der Indianer werden diese Proben uns einen hellen Blick in das innere Leben der Urbewohner des Westens werfen lassen, Jeder mit mir bedauern, daß diese Völker den europäischen Geschenken: den Blättern, dem Branntwein und allen Lasten und Sünden der Weißen unterliegen sollen!

Kapitain Pipe, ein Oberhaupt der Delawaren, hielt am 9. November 1801 zu Detroit folgende Rede an den commandirenden Offizier jenes Postens, der sich damals noch im brittischen Besiz befand, zu deren Erläuterung nur bemerkt werden muß, daß so lange die Franzosen in Canada herrschten, die Delawaren deren unerschütterliche Freunde und Verbündete waren, ihnen in ihren Kriegen gegen die Engländer beistanden und selbst nach dem 1763 erfolgten Frieden zwischen beiden Nationen, den Krieg noch mehre Jahre in der Hoffnung fortsetzten, daß ihr Vater, der König von Frankreich, eine Armee herbeischicken und Canada wieder in Besiz nehmen werde. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges faßte die brittische Behörde den Plan, die Indianer zur Unterjochung derer zu gebrauchen, die sie aufrührerische Unterthanen nannten und setzten Belohnungen auf die eingelieferten Skalps. Die Delawaren, welche vergebens versucht hatten, neutral zu bleiben, nahmen größtentheils die Parthei der Amerikaner und nur Kapitain Pipe, mit einem Theile des Stammes „Monsey,“ vereinigte sich zu Anfang des Krieges mit den Engländern, was ihm zwar bald nachher, aber zu spät, gereute. Gezwungen, wider Willen gegen die Amerikaner zu fechten, verfügte er sich nach seiner Rückkehr von einer solchen Expedition zu dem brittischen Kommandanten, um Bericht zu erstatten, und wurde von diesem auf dem Rathhause in Gegenwart einer großen Anzahl Indianer, brittischer Offiziere und Anderer, mit Feierlichkeit empfangen. Kapitain Pipe bekam den Sitz vor der Reihe seiner Indianer, dem Kommandanten gegenüber. In seiner linken Hand hielt er den Skalp eines Menschen an einem kurzen Stabe befestigt. Nach einigen Minuten Nachdenkens stand er auf, und indem er sich zu dem Oberbefehlshaber wandte, begann er mit lauter Stimme: „Vater!“ (Pause, nachdem er sich mit etwas leiserm Tone zu den Zuhörern wendete) „ich habe gesagt Vater, obgleich ich nicht weiß, warum ich ihn so nenne, da ich nie einen andern Vater gekannt habe, als die Franzosen, und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indessen auch diese Benennung uns auferlegt worden ist, so will ich mich derselben bedienen und sagen: (hier heftete er seine Augen wiederum auf den Oberbefehlshaber) „Vater! vor einiger Zeit hast Du mir eine Streitart in die Hand gegeben, indem Du sprachst: nimm diese Waffe und versuche sie an den Häuptern meiner Feinde, den langen Messern (den Amerikanern) und berichte mir darnach, ob sie scharf und gut war. Vater! zu der Zeit, da Du mir diese Waffe gabst, hatte ich weder Ursache noch Neigung, ein Volk zu bekriegen, welches

mir nichts zu leide gethan hatte; doch aus Gehorsam gegen Dich, der Du sprichst: ich bin Dein Vater und mich Dein Kind nennst, nahm ich Deine Streitart an, wohl wissend, daß wenn ich nicht gehorchte, Du mir die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorenthalten würdest, ohne welche ich nicht bestehen könnte, und welche nirgend anders zu bekommen sind, als im Hause meines Vaters. Vater! Du hältst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf Dein Geheiß, in einer Sache, welche mir keine Aussicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es ist Deine Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit ist es, die langen Messer zu bekämpfen, ihr habt unter euch einen Streit angefangen und ihr solltet ihn ausfechten. Ihr solltet eure Kinder, die Indianer, nicht nöthigen, sich Gefahren auszusetzen um euertwillen."

"Vater! Manches Leben ist schon dahin gerafft worden für eure Sache! Völker haben gelitten und sind geschwächt worden. Kinder haben Eltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß, wie viele noch unkommen werden, ehe euer Krieg zu Ende seyn wird!"

"Vater! Ich habe gesagt, Du möchtest mich vielleicht für einen Thoren halten, weil ich mich so gedankenlos auf eure Feinde stürze! Halte mich aber nicht dafür Vater! denke nicht, daß es mir an Verstande fehlt, um einzusehen, daß wiewohl ihr jetzt vorgeht, eine immerwährende Feindschaft gegen die langen Messer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen schließen dürftet. Vater! Du sagst, daß Du Deine Kinder, die Indianer, lieb habest. Du hast es ihnen oft gesagt und es ist auch Dein Vortheil, ihnen dies zu sagen, damit sie Dir zu Diensten stehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß Du ein Volk von einer andern Farbe als die Deinige, lieber haben könntest als diejenigen, die, wie Du selbst, eine weiße Haut haben? Vater! merke auf das, was ich sagen werde. Indem Du mich, Vater, gegen Deine Feinde anhehest, so wie der Jäger seine Hunde auf das Wild anhezet; indem ich darüber aus bin, mit der zerstörenden Waffe, die Du mir gabst, auf Deinen Feind los zu stürzen, möchte es sich zutragen, daß ich zurückblicke nach dem Orte, von welchem Du mich aufjagtest, und was werde ich sehen? Vielleicht sähe ich meinen Vater, wie er den langen Messern die Hand gibt und drückt, ja eben diese Menschen, die er jetzt seine Feinde nennt, vielleicht sähe ich dann über meine Thorheit, seinem Befehle gehorcht zu haben, lachen und doch wage ich jetzt mein Leben auf sein Geheiß! Vater! behalte, was ich gesagt habe, im Gedächtniß!"

"Nun Vater! siehe, was mit der Streitart, die Du mir gabst, ist ausgerichtet worden (er hob den Stab mit dem Skalp). Ich habe mit der Streitart gethan, was Du mir zu thun gebotest, und fand sie scharf. Dennoch that ich nicht alles, was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir! Ich fühlte Mitleiden mit Deinem Feinde. Die Unschuld (Weiber und Kinder) hatte keinen Theil an euern Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterschied, ich verschonte! Ich erbeutete einiges lebendige Fleisch (Gefangene), welches ich auf dem Wege, es Dir zu bringen, in eins von euern großen Canoes, welches ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirst Du dies Fleisch bekommen und finden, daß die Haut die nämliche Farbe hat wie die Deinige. Vater! Ich hoffe, Du wirst nicht vernichten, was ich verschont habe. Du, Vater, hast die Mittel, das, was bei mir vor Mangel unkommen würde, zu erhalten. Der Krieger ist arm und seine Hütte beständig leer, Dein Haus aber, Vater, ist beständig voll!"

Könnte ein Europäer eine vortrefflichere Rede gehalten haben? Finden wir hier nicht Kühnheit, Freimüthigkeit, Würde und Menschlichkeit glücklich gemischt und be-redt entfaltet? und die Fürbitte am Schluß, kurz, aber in der That ergreifend, ja

man möchte sagen: erhaben! Groß war der Eindruck, den die Rede auf die Versammlung machte; der edle und großmüthige Charakter des Britten, an welchen dieselbe gehalten wurde, der nur den Befehlen seiner Obern gehorchte, und, so viel in seinen Kräften war, die Gräuelt thaten jenes abscheulichen Krieges milderte, entfaltete sich hier aufs schönste; zufrieden mit dem menschlichen Betragen des indianischen Häuptlings, bewies er, daß große Seelen einander stets verstehen, und selbst in den schwierigsten und prüfendsten Umständen Mittel finden, der Sache der Menschlichkeit den Sieg zu verschaffen.

Wie ergreifend ist nicht Logans Rede, die er 1774, nachdem an der Mündung des großen Kenhawa eine Schlacht zwischen den vereinigten Stämmen der Shawano's und Mingo's und einen Theil der virginischen Miliz geliefert, und in welcher die Indianer geschlagen, umringt und gezwungen wurden, um Frieden zu bitten, dem Gouverneur von Virginien durch Oberst Gibson überlieferte. Logan, dessen Familie kurz zuvor von einem Scheusal, dem Oberst Cresap, mit kaltem Blute auf die grausamste Art ermordet wurde, hatte in diesem Kriege den thätigsten Antheil genommen, war unwillig, unter der Zahl der Bittenden zu erscheinen, fühlte aber, daß man den andern Indianern mißtrauen würde, wenn einer ihrer tapfersten Krieger unter den Friedenssuchern fehlte, und übersandte deshalb folgende Rede mit einem Wampum an Lord Dunmore, dem damaligen Gouverneur von Virginien.

„Ich fordere jeden weißen Mann auf, zu sagen, ob er je Logans Hütte hungrig betrat und er reichte ihm kein Mahl, ob je einer nackt und erfroren sich ihm nähete und er deckte ihn nicht mit wärmenden Matten und Fellen! Während des letzten langen und blutigen Krieges saß Logan träge in seiner Hütte, ein Verfechter des Friedens. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute, wenn sie an meinem Wigwam vorübergingen, darauf hinwiesen und riefen: Logan ist der Freund der weißen Männer! Ja, ich war schon Willens, ganz mit euch zu leben, bis zu den Beleidigungen eines Mannes! Colonel Cresap mordete im letzten Frühlinge mit kaltem Blute und ohne vorherige Kriegserklärung die befreundeten Logans, ja er schonte selbst meiner Weiber und Kinder nicht. Jetzt rollt auch nicht ein Tropfen von Logans Blut in den Adern eines lebenden Geschöpfes. Dieses Blut der Meinen rief um Rache und ich habe sie gesucht; ich habe Viele getödtet: ich habe mich in Rache gebadet! Für mein Land erfreue ich mich der Strahlen des wiederkehrenden Friedens, doch gebt dem Gedanken keinen Raum, daß meine Freude die Freude der Furcht sey. Logan fühlte niemals Furcht: niemals wird er euch seine Fersen zeigen, sein Leben zu retten. Wer ist noch da, für Logan zu trauern? Nicht einer! ich habe geendet!..“

Die interessantesten Reden lieferte uns der Adoptirte der Oneida-Indianer, der Verfasser der *Voyage dans la Haute-Pennsylvanie etc.*, dessen Werk schätzenswerthe Beiträge zur Sittengeschichte der Indianer enthält, und wohl verdient, der Bergesehenheit, in welche es versunken ist, entrisen zu werden. Hier nur zwei der Reden, die bei einer Hauptversammlung der Oneida's, bei welcher acht und siebenzig Männer, Oberhäupter, Greise und Krieger zugegen waren, gehalten wurden; alle saßen auf den Fersen um ein mitten im Versammlungshause brennendes Feuer: die Oberhäupter und Krieger waren bemalt, ihre Arme zierten silberne Armbänder, ihre Häupter und Ohren bunte Federn und in ihren Nasen hingen Perlen und andere Zierrathen. Alle zogen mit vorwärts geneigtem Kopfe und an die Erde gehefteten Blicken den Rauch ihrer Pfeifen an sich und bliesen ihn nach einer ziemlich langen Weile durch die beiden Nasenlöcher in zwei ununterbrochenen Strahlen langsam wieder weg. Ein Zeichen eines tiefen Nachdenkens über wichtige Gegenstände! Die Verhandlungen betrafen die Einführung des Ackerbaues. Nach einer langen Stille, während welcher der Rauch der

Pfeifen mit großem Ernste ausgehaucht ward, erhob sich Kesketomah aus dem Dorfe Onondaga vom Stamme Maskinonge (Stör) und sprach: „Brüder und Freunde! Unser größtes Unglück ist die Abnahme unseres Blutes und die Vermehrung des Blutes der Weißen; und dennoch rauchen wir und schlafen jetzt, da wir so heruntergekommen sind, eben so als da wir noch zahlreich und fruchtbar waren. Woher sind sie gekommen, diese Weißen? Wer hat sie über den großen Salzsee geleitet? Warum verschlossen unsere Väter, die damals an den Ufern desselben wohnten, nicht den schönen Worten dieser Füchse die Ohren, die alle falsch und trügerisch, wie der Schatten der untergehenden Sonne gewesen sind. Von der Zeit an haben sie sich vermehrt wie die Ameisen bei der Rückkehr des Frühlings. Woher das? Daher, daß sie die Erde zu bauen wiffen. Brüder und Freunde! dies ist noch das Mittel, welches unsere Unfälle heilen kann; aber damit es wirke, müssen wir alle einig seyn, gleich den Fingern derselben Hand, gleich den Rudern desselben Canoes, sonst werden unsere Anschläge, unsere Hoffnungen mit den Blasen des Windes dahin fahren.“

„Laßt uns jagen um diese unschätzbare Übung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht, und laßt uns endlich den Boden bauen, worauf wir geboren sind. Laßt uns Kühe, Ochsen, Schweine und Pferde anschaffen. Laßt uns lernen das Eisen schmieden, welches die Weißen so mächtig macht. Dann werden wir sie in Schrecken zu halten wissen. Wenn Hunger und Mangel wie sonst an unsere Thüren klopfen werden, werden wir mit den Mitteln versehen seyn, sie zu händigen und zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß Koreyhuusta, ältestes Oberhaupt der Messiffangees, allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotschelaga (Montreal) zurückkam, und fragte man nach der Ursache, so antwortete er: „Siehst Du nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß dieses Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als Hundert zurückgibt? daß das Fleisch wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu erhaschen? daß die Körner da, wo die Weißen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden ist, ihnen die Ruhe bringt? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben seyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der Kleinkörnersäer das Geschlecht der Fleischjäger vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, auch zu säen.“ Die Worte des Koreyhuusta sind schon unter den Völkerschaften Pequid, Natig, Narraganset und manchen andern wahr geworden. Gehet hin, die Plätze zu sehen, welche sie bewohnten. Ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal die geringsten Spuren ihrer Dörfer, wo sonst Alles Freiheit und Leben verkündigte. Die Wohnungen der Weißen sind an ihre Stellen getreten; sie ackern mit ihren Pflügen die Dertex um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, so macht euch gefaßt das nämliche Schicksal zu erfahren. Ach, warum habe ich nicht die Flügel des Adlers! Ich wollte mich so hoch als unsere Berge emporschwingen, und dann sollten meine Worte vom Winde getragen, bei allen Völkerschaften erschallen, die unter unserer Sonne wohnen! Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eisen dieses Tomahawks in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergessen, was ich euch noch zu sagen habe. Ihr seyd verloren tapferere Dneidas! wenn ihr forthin nichts als Jäger seyn wollt. Die heutige Sonne ist nicht mehr die gestrige; ihr seyd verloren, wofern ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erstickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieterischen Nothwendigkeit zu öffnen. Freunde und Brüder! wie ist's

möglich diese Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da sie doch so laut spricht, wie der Donner! Dies spricht sie zu euch durch meinen Mund: eine Flinte ist gut, ein Pflug aber noch besser; ein Tomahawk ist gut, aber eine Art mit einem guten Stiele noch besser; ein Wigwam ist gut, aber ein Haus und eine Scheune sind noch besser!"

"Die Weißen nähern sich unsern Gränzen und bedrohen uns, gleich den fernen Wellen des Sees, die sich am Ufer brechen. Schon sind die Bienen, ihre Vorläufer, zu uns gekommen. Wollt ihr ihnen widerstehen, so fügt zu den Produkten der Jagd die Produkte der Erde, zu der Milch eurer Weiber die Milch der Kühe. Ist wohl unter der Sonne ein fruchtbarer Boden, als der unstrige? Nein! die Weißen wissen das wohl. Haben wir nicht die weiße und rothe Ceber, Eschen und schwarze Birken im Ueberflusse, um Canoes daraus zu machen? Steigt nicht der Lachs von Catarauqui bis in unsern See herauf? Laßt uns für unsere Pelze Aerte und Eisen kaufen, oder vielmehr, laßt uns lernen, es zu schmieden. Ach, hätten wir es gekannt, dieses Eisen, worauf wir doch traten, dann wären wir nicht bis zu dieser Sprache herabgekommen! Wir hätten sie zurückgeschickt unter ihre Sonne, die, wie man sagt, untergeht, wenn die unstrige aufgeht! Laßt uns Verordnungen über unsern Handel machen; laßt uns jenen Wassern der Raserei und des Todes den Eingang in unsere Dörfer verbieten. Aus dieser Quelle sind unsere größten Unfälle geflossen; durch dieses Gift haben sie uns toll und schlecht gemacht und so viele Ländereien abgenommen; mit diesem so wohl bekannten Fallstrick haben diese Füchse vom Aufgange, und so viele Jahre hindurch hintergangen und verführt und so viele Jäger aufgerieben. Laßt uns die Grenzen unseres Landes festsetzen; laßt uns in Frieden mit ihnen leben; aber auch unsere Rechte mit Gefahr unseres Lebens vertheidigen. Was ist das Blut, das Leben eines Kriegers, wenn er durch seine Aufopferung das Leben seines Weibes, seiner Kinder, die Unabhängigkeit seines Dorfes, seines Stammes, seines Volkes sicher stellt, die ihm eben das ist, was die Sonne den Bäumen und Pflanzen? — Doch ich halte ein; vielleicht finden sich unter unsern jungen Kriegern manche, die mir den Mund zu schließen wünschen, weil sie meine Worte nicht billigen!"

Raum waren diese letzten Worte aus Resketomah's Munde gegangen, als Kuhaffen, aus dem Dorfe Wawassing, vom Stamme Mauhingin (Wolf), seinen Deckmantel fallen ließ, und, mit dem Ausdrucke der Keckheit im Gesichte und dem Tomahawk in der Hand, aufstand und sprach:

"Ja wohl ist deren hier eine große Menge! Wenn ich nicht früher geredet habe, so geschah es, weil ich das Alter ehre, nicht aber aus Mangel an guten und starken Gedanken!" Er durchlief darauf mit funkelnden Augen die ganze Versammlung und fuhr folgendermaßen fort: "Der mächtige mohawkische Bund, zu welchem unsere Nation gehörte, bezwang mehre an der See wohnende Stämme, lange vor der Ankunft der Weißen, und jagte nachher denen in Hotschelaga (Montreal) und Corlear (den Holländern) Schrecken ein. Indessen lebten unsere Krieger gut, ohne die Erde, gleich den Weibern, umzukrazen; warum thun wir dies nicht auch noch? Das Wildpret fehlt nur dem Feigen und Trägen. Kann man tapfer, entschlossen und sorglos seyn, wenn man Land hat, welches Mais hervorbringt, wenn man Kühe und Pferde hat? Nein! man hängt zu fest am Leben, um seinen Verlust auf's Spiel zu setzen. Und kommt nun ein Krieg uns über den Hals, wie kann man sich da theilen? Kann man zur nämlichen Zeit in den Wäldern seyn, den Tomahawk zu führen, und auf den Feldern, den Pflug zu leiten? Die Ackerbauer bringen zu viel Zeit auf der Bärenhaut ihrer Weiber zu; wer seinen Feind stark und hart treffen will, muß seinen Wigwam lange Zeit mit dem Rücken angesehen haben. Wenn wir wie die Weißen leben, werden wir aufhören zu seyn, was wir sind, die Kinder unseres großen Geistes der uns zu Jägern und Kriegern gemacht hat. Wir werden denken und handeln, wie sie, und wie

ſie werden wir Lügner, Betrüger, Sklaven und abhängig von dem Boden werden den wir bebauen, und angefettet durch Gebote, regiert durch Papiere und Schriften voller Lügen. Und ſind denn dieſe Weißen mit ihren Feldern, Kühen und Pferden glücklicher? Leben ſie länger als wir? Können ſie auf dem Schnee oder unter einem Baume ſchlafen, wie wir? Das können ſie nicht; ſie haben ſo mancherlei zu verlieren, daß ihr Geiſt aus Unruhe wacht! Können ſie das Leben verachten, leiden und ſterben, wie wir, ohne Klagen und Jammern? Das können ſie nicht; ſie ſind durch zu viele Bande daran geknüpft. Was hilft ihnen denn das Geld, wofür ſie ſo viel arbeiten? Reiche und Arme zu machen, das Verbrechen unter ſie einzuführen, nebt der Eiferſucht und dem heimlichen Grolle. Werden wir Landbauer, dann werden wir alſo in unſere Dörfer Richter rufen müſſen, um uns zu quälen; Gefängniſſe mit hohen Mauern errichten müſſen, um uns einzusperrn, und Ketten Schmieden müſſen, um uns feſtzuhalten. Werden wir dann noch kühn, tapfer, voll Muthes, uneingedenk des Vergangenen, zufrieden mit dem Gegenwärtigen, wenig beſorgt um das Künftige ſeyn? Mit nichten! Die Gaſtfreundſchaft wird gehen, ich weiß nicht wohin, und nicht mehr zu uns zurückkehren; denn da Jeder auf Koſten der Andern zuſammenscharren will, ſo bleibt ihm nichts, ſeinem Nachbar zu geben, der ſein Freund nicht mehr ſeyn wird. Gleich den Weißen werden wir alles, was man uns heißen wird, für Geld thun; wir werden keinen Willen mehr haben. Was iſt aber ein Menſch, der nicht mehr hier oder dorthin gehen, rauchen, ſchlafen oder ruhen kann? Die Reichſten werden die Armen beherrſchen wollen; und was werden ſie dann thun, dieſe Aermern? Werden ſie nicht Sklaven werden und für die arbeiten müſſen, die von Fett glänzen? Wird dann alſo wohl mehr die Stärke, der Muth, die Geſchicklichkeit und die Geduld über den Kuſ eines Menſchen entſcheiden? O nein! Das Geld und der volle Keſſel werden es thun! Ein Krieger, in deſſen Adern das Blut eines wahren Oneida rollt, könnte wohl der je, weil das Unglück an ſeine Thüre geklopft hätte, einem reichen Manne dienen? Nein! eben ſo wenig, als der Adler der Gebirge dem ſuchtsamen und feigen Fiſchadler; ſo wenig, als der kühne Geier der ſuchtsamen Holztaube dienen wird! Statt ſich zu biegen, wie das Rohr des Ufers, würde er widerſtehen, wie die Eiche der Gebirge, oder wie die Bienen in den großen Wäldern Unabhängigkeit und Freiheit ſuchen. Sollte ich je meinen Willen verlieren und genöthigt werden, einem Andern zu gehorchen, weil er reicher iſt; dann will ich ihn zu Boden hacken, ihm ſeine Herrſchaft entreißen und vorher ſein Haus anzünden; denn wer mich verachtet, der iſt mein Feind. Ich will die Flüſſe von Weſten hinabfahren und den Häuptern der Völker des Miſſiſſippi ſagen, daß die Oneidas, gleich den Weißen, bärtig, Erdenwühler und elende Tagelöhner geworden ſind. Ja, bevor ich mich den Befehlen eines Herren unterwerfe und ein kläglicher Lohndiener werde, will ich hin zu meinen tapfern Vorfahren gehen. Was iſt denn der Tod, wovor die Feigen ſo ſehr erſchrecken? Dem Jäger iſt er der Tag der Ruhe, das Ende aller ſeiner Bedürfniſſe; dem Krieger der Tag des ewigen Friedens; den Unglücklichen das letzte Ende ihres Elendes, das Vertrauen und der Troſt aller Leidenden, der Zufluchtsort, an welchem man der Unterdrückung und der Tyrannie trozen kann.“

„Und unſre Weiber und Kinder! was wird aus dieſen mit ihren Korn- und Maisfeldern werden? Welche Beiſpiele von Geduld und Muth werden ſie in dieſem neuen Etande vor Augen haben? Von ihrer Kindheit an mit Arbeit der Hände beſchäftigt, werden ſie da je lernen können, den Hunger, den Durſt, das Unglück, den Tod zu ertragen? Wer wird ſie lehren, den Zahn und den Keſſel ihrer Feinde nicht zu fürchten, zu ſterben, wie tapferere Männer unter Abſingung ihrer Kriegeſlieder? Schauet einmal die Völker, welche aufgehört haben, zu jagen, um ſich nach der Erde zu bücken! Was iſt aus ihnen geworden, ſeitdem ſie Kühe und Pferde haben und den Gott der

Weifen anrufen? Die Weifen und ihr Gott verachten sie und reichen ihnen die Hand nicht. Ihre Anzahl nimmt täglich ab. Wöten diese Menschen mir ihre Pfeifen zum Rauchen an, stolz würde ich sagen: Nein! nein! laßt uns bleiben, was wir immer waren, gute Jäger, tapfere Krieger. — Ich hoffe, meine Meinung wird die vom größten Theile meiner Zuhörer seyn, deren Blut noch nicht vom Schnee des Winters geweißt oder von dem Eise des Alters erstarrt ist! — Ich habe gesprochen!“

Auf diese mit vielem Feuer vorgetragene Rede folgte eine sehr lange Stille. Endlich stand Resketomah wieder auf, nachdem er ruhig den Rauch seiner Pfeife durch die Nase gebläsen hatte, und sprach zum zweitenmale:

„Tapfere, aber unbesonnene Jugend! in deren Gedächtniß heute ist, wie gestern, und morgen seyn wird, wie heute; bei der die Monden und Ereignisse keine Spuren zurücklassen, so wenig, als der Pfeil, der die Lüfte durchschneidet, worin der Sperber seinen Raub verfolgt; deren Gedanken den unfruchtbaren Blumen gleichen; die ihr der Erfahrung die Thüre verschließt, statt sie zu eurem Feuer einzuladen; ihr werdet also nicht gewahr, daß die Dinge seit den alten Zeiten sich sehr geändert haben, von welchen Kuhassen eben geredet hat, und daß auch wir uns ändern oder umkommen müssen. Was wolltet ihr thun, wenn die Wasser unseres Sees überträten? Statt unsere Wigwams anderswo aufzustellen, wie unsere jungen Leute thun würden, wollte ich rathen, einen Damm zu ihrer Abhaltung aufzuführen und dadurch das ganze Dorf zu beschützen. Gerade so verhält es sich mit uns. Die Weifen bedrohen uns und überschreiten die Gränzen, welche unsere Vorfahren ihnen gesetzt hatten. Laßt uns also einen Damm machen, bevor der Strom uns fortreißt, uns, unsere Weiber und Kinder. Durch ihre Zahl, ihr Korn und ihren Mais sind sie stark und verwegen geworden; durch die nämlichen Mittel müssen auch wir stark und verwegen werden. Laßt uns die Wälder, unser erstes Vaterland, unser altes Erbtheil ehren; laßt uns den Böden bauen, der die Zahl unserer Leute vermehren soll. Da Jeder so viel Land haben kann, als er will, so wird jene Schimpfliche Ungleichheit, wovon Kuhassen sprach, unbekannt bleiben. Die Richter, die Ketten, die Gefängnisse sind den schlechten Menschen bestimmt, und deren gibt es unter uns nicht.“

„Diesenigen unter uns, die blind genug seyn werden, um lieber zu wollen, daß die Oneidas von der Oberfläche der Erde verschwinden, als daß sie durch den Ackerbau erblühen und sich vermehren, diese, sage ich, mögen zu den Cayugas, Tuscaroras und Senecas gehen und ihre Wigwams auf fremdem Boden aufschlagen, einem Boden, den sie nicht lange besizen werden. Diesenigen hingegen, welche das Schicksal so vieler, ehemals an Macht uns gleichen Völker, die jetzt vernichtet sind, in Schrecken setzt, werden mit Herz und Geist sich an die Meinung der Alten anschließen, welche auch die Meinung einer großen Anzahl unserer Tapfern ist, und vom morgenden Tage an aus allen Kräften jene große Neuerung beginnen, von welcher unser Heil und sogar unser Daseyn abhängt. — Ich hoffe, daß die Wahrheit meiner Worte erleuchtet hat, wie die Sonne die Oberfläche des Sees. — Ich habe das beantwortet, was der gute Geist dem Kuhassen eingegeben hatte; er gibt auch mir ein, nichts auf das zu erwiedern, was der Zorn auf seine Zunge gelegt hatte. — Ich habe gesprochen!“

Wie zartfühlend die Indianer seyn können, wie wenig sie den Namen „Barbaren“ verdienen, beweisen andere Reden, von denen wir nur noch die folgende dem Werke des adoptirten Oneidas entnehmen, die bei Gelegenheit einer Versammlung der Aeltesten gehalten wurde und zum Zweck hatte, Betrübte zu trösten, denen der Tod Hlieder ihrer Familien entrißen hatte. Die Trauerfälle wurden durch befreundete Mitglieder des Stammes in ergreifenden Reden, eine nach der andern vorgetragen; schweigend, auf ihren Fersen sitzend, hörten Alle, scheinbar theilnehmend, aber mit

der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Der blinde Kanajoharry, ältester Satschem des Stammes Senonton (Neh) stand hierauf auf und sprach:

„Wo sind die Betrübten? Mögen sie herankommen! Kann ich sie gleich nicht sehen, so will ich sie doch betasten! Sie werden mich besser hören, weil meine geschwächte Stimme nur noch dem sterbenden Wiederhalle gleicht. Wo sind die Hände? Hier sind zwei, die ich nicht kenne; diese erinnere ich mich vor vielen Monden zum erstenmale gedrückt zu haben. Ja, Du bist es, Wefasch, den ich anfasse! Das Unglück hat Dich verfolgt und ertappt; der gute Geist hat Dir den Rücken gewendet. Dein Weib Temiskaming ist vom großen Wasserfalle in den Abgrund gestürzt. Ich beklage ihren Verlust eben so sehr, als Du. War sie nicht aus der Familie der Arianscheer? Sie ist von hinnen gegangen, ehe sie Dein Blut vervielfältigt hat, aus welchem seit langer Zeit tapfere Krieger entsprossen sind. Wir kommen hierher, wie jene durch Gießbäche entwurzelten Bäume, die unsere Flüsse daher führen; des Morgens erblickt man sie, des Abends sieht man sie nicht mehr, der Strom hat sie mit sich genommen. Die Zeit und die Monden nehmen auch uns mit sich dahin. Wir werden auch nur geboren, um zu sterben; wir kommen nur, um wieder von hinnen zu gehen; heute oder morgen, das würde einerlei seyn, hätte man uns im Dorfe nicht nöthig. Du, den ich so geduldig im Unglück gesehen habe, und so wenig um die Zukunft besorgt, die Du vielleicht nicht erblicken wirst, sey das noch jetzt, bis der gute Geist Deine erste Temiskaming Deinem Andenken entzieht und Dir eine andere giebt. Ich weiß, wo man sie finden kann; alt und blind, wie ich bin, will ich an dem Tage, wo Du sie zu Dir nehmen wirst, Dein Feuer anzünden und Deinen Kessel füllen.“

„Auch Du, Muskanehong, gib mir Deine Hand! So jung den Vater Deiner Kinder, den Beschirmer Deiner Nächte, den Herd Deines Feuers, die Stütze Deines Wigwams durch den Hauch des Unglückswindes zu verlieren! Ich beklage Dich als wärst Du von meinem Blute, und bejammere den Verlust Mondajewots, als wäre er mein Freund gewesen. Weißt Du nicht, daß das Leben jenem Flusse gleicht, in welchem man mehr Fälle und reisende Stellen als stille schiffbare Straßen findet? Wie viele Widerwärtigkeiten und Schiffbrüche muß man nicht aushalten, bis man zum Tragplage kommt? Wie klein ist oft die Zahl derer, die, nachdem sie ihre Morgen-sonne begrüßt haben, noch die letzten Strahlen des Abends erblicken? Auch ich, Muskanehong, der ich zu Dir spreche, habe Niemand mehr von meinem Blute, mein Feuer zu unterhalten. Die Wolken des Lebens singen an schwer auf mein Haupt zu drücken, das Alter magerte mich aus, als Matsche-Mannitto meine Kinder mit seinem großen Pfeile traf, mit ihnen ist die Hoffnung, die Freude und die Ruhe meines hin-fälligen Alters verschwunden. Eifmal hat der Schnee des Winters die Erde in Weiß gekleidet, seitdem ihre Hände meine Schritte nicht mehr durch die Finsterniß geleitet haben, die mich umhüllt. Von dieser Zeit an setzten sich die Vögel der Nacht, die meine Schwäche kennen, auf mein Dach. Aber dennoch lebe ich noch, obgleich gekrümmt wie eine alte Eiche, die nur noch ein schwaches Rohr vor dem Säusen des Nordwest-windes ist. Und Mondajewot, der unermüdete Jäger, der Beschützer der Schwachen im Augenblicke der Gefahr, der zu uns sprach: der Tod ist nichts in den Augen des Tapfern, er versteckt sich hinter ihm und deswegen sieht er ihn nicht, mitten in seinem Laufe voll Kraft und Stärke hat er uns verlassen, um ins Land unserer Vorfahren zu gehen. Warum nimmt uns der böse Mannitto sobald den belebenden Geist, den der gute gegeben hatte? Warum wird das Maaß unserer Tage fast nie voll, und warum ist das des Glückes fast immer leer? Was ist zu thun, Muskanehong? Man muß das Haupt beugen, wie wenn es schneit oder friert, sich an einen Baum drücken, bis der Sturm vorüber ist. Wirft er aber in seiner Wuth auch diese letzte Zuflucht zu Boden, dann muß man die Augen verschließen und dem blinden Gesichte sich überlassen. Möge

der gute Geist die Pfade Deines noch übrigen Lebens reinigen, die Tage ohne Wolken geben und Nächte ohne böse Träume!“

„Komm auch Du, Kahawabasch, näher! rauch aus meiner Pfeife! Es ist die Pfeife eines Greises, der blind geworden ist, weil er zu lange lebte, und der tausendmal öfter als Du gegen das Toben der Stürme und gegen die Schläge des Geschickes seine Stirne gerunzelt hat. Du hast Dein Weib Nejalanga verloren. Die Erzählung dieses Unglücks hat mein Blut in Eis verwandelt, wie der Nordwest des Winters, wenn er auf meine Brust weht. Du hast wohl gethan, den Ort zu verlassen, wo der böse Geist einen so schädlichen Wind losgelassen hat. Rufe den Muth hinzu! Kommt er heute nicht, so rufe ihn morgen wieder. Bald wirst Du ihn erscheinen sehen, denn er liebt die Jugend. Unsere Satschems beschäftigen sich mit Dir, und wünschen Dich zu trösten.“

„Auch Du, Dienaderhah, Theilnehmerin meines Blutes, die Du die erste Frucht Deines Leibes verloren hast, lässest Dein Haupt vor Schmerzen sinken; Dein Angesicht ist von den Wolken der Traurigkeit bedeckt; die stillen Thränen des Unglücks entfließen Deinen Augen. Weine, Dienaderhah, weine! Können gleich meine erloschenen Augen sie nicht mehr fließen sehen, so können doch meine Ohren noch Deine Seufzer hören, kann noch mein Herz an deren Bitterkeit Theil nehmen. Oft glaubst Du, wie Du sagst, getäuscht von den Träumen der Nacht, das Kind Deiner Jugend wieder zu sehen und an Dein Herz zu drücken. Eben so glaubst Du, wenn Du an den Tagen des Vollmonds an dem Orte seiner Ruhe Thränen vergießest, nebst einigen Tropfen Deiner Milch, seine klagenden Töne mit Schauer und Hoffnung zu vernehmen. Arme Dienaderhah! das sind nur Laute des Windes, der durch die Äste der nächsten Bäume führt. So ist gerade das Leben die Gaukelei eines Traumes, ein Gespenst von Glück, welches der Anbruch des Tages verschweicht; ein Lichtstrahl, stets von Wolken verdunkelt; ein Feuer, welches angezündet wird, man weiß nicht wie; welches zunimmt, leuchtet und sich mit Asche bedeckt oder erlischt, je nachdem es der Luftzug will, der es belebt, oder die Winde, die es anblasen, oder die Stürme, die es zerstreuen. Sey eingedenk, daß Du das Weib eines Dneida bist, der Krieger und Jäger ist. Was würde Benango sagen, wenn er Dich so betrübt sähe? Deine Sonne steht noch hoch; die Zeit Deiner Jugend ist noch nicht verfloßen; und dann wird doch zuletzt die alte Zeit, die immer geht ohne je anzulangen, Dich bei der Hand fassen und Dich trösten, bis Du wieder Mutter geworden, allmählig diejenige vergißt, die nicht mehr ist, um Dich nur mit derjenigen zu beschäftigen, die, wie die vorige, der Schatten und die Freude Deines Lebens werden wird! Ich habe gesprochen!“

Wie zart ist nicht die Anrede des Ottawa-Häuptlings Makawitta, deren Aechtheit der amerikanische General Brown und sein Gefolge bestätigten (s. Zeitschrift: Amerika, 1820, No. 72): Vor einigen Jahren befand sich derselbe an Bord eines Dampfschiffes, das von Mackinaw auf der Rückreise begriffen war. Dem einstimmigen Zeugnisse aller Anwesenden zufolge war Makawitta der vollkommenste Mann, den sie je gesehen hatten. Er war jung, nicht über zwanzig Jahr alt und etwas über Mittelgröße. Seine Gestalt und Gesichtszüge waren rein griechisch und in allen seinen Bewegungen lag eine unbeschreibliche Anmuth und Würde. Er hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und eines der an Bord sich befindenden Frauenzimmer nahm in einer scherzhaften Laune einen Ring von ihrem Finger und steckte ihn an den seinigen. Makawitta wußte nicht, was er davon denken sollte, bis ihm ein Herr, der seine Sprache rebete, zu verstehen gab, daß es ein Zeichen der Zuneigung wäre. Er nahm darauf eine zierliche Stellung an und redete das Frauenzimmer augenblicklich also an:

„Du hast mir die beste Gabe gegeben, diesen Ring, das Sinnbild der Liebe, einer Liebe, die dauert, so lange der große Geist lebt. Mein Herz ist gerührt, es ist Dein für immer. Ich will diesen Ring aufbewahren so lange ich lebe, ich will ihn mit mir

nehmen über das mächtige Wasser ins Land der guten Geister. Ich bin glücklich, mit Dir auf diesem wunderbaren Canoe zu seyn, bewegt von dem großen Geiste und geführt von dem dicken Fische der großen Tiefe. Ich wünsche mit Dir zu seyn, bis ich dahin gehe, wohin meine Väter gegangen sind. Nimm den Ring zurück und gieb mir das, was ich höher schätze, Dich selbst!"

Bei allen Gelegenheiten, wo öffentliche Reden gehalten werden, ist die Sprache der Indianer kräftig und die Art ihres Ausdrucks emphatisch. Ihre Rede ist stets mit Bildern, Vergleichen und starken Metaphern verziert, und diese sind für ihre Gespräche, was Federn und Korallen für ihren Leib sind, eine prunkende, aber doch poetische Zierde. Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handeln, findet man fast unter allen Stämmen, selbst des fernsten Westen, die fleißig von ihnen gesungen aber nur im Gedächtniß aufbewahrt werden. Einer lernt sie vom Andern, und wer Gabe zum Dichten hat, macht neue dazu. (Coskief I. 39). Hier nur eins zur Probe: das Kriegsglied der Osages.

Sagt, Krieger, warum, wenn Kriegsglieder erschallen,
Und von jeder Zunge ertönen,
Gedanken des Todes sich nahen?
Warum wir das Loos aller Sterblichen beweinen,
Warum wir befürchten, selbst zu fallen,
Verfolgend oder verfolgt?

Bezweifelt nicht die Sorgfalt eures Wanapasha *)
Euch zu führen in den Kampf, und zu entdecken
Die Schlupfwinkel des Feindes:
Allein wird er den Angriff wagen,
Zurücktreiben den schlaunen Feind,
Oder ihn erschlagen auf dem Felde.

Wenn mit vereinter Kraft wir ausziehen,
Kann keine Nation uns widerstehen,
Oder unsere kühne Laufbahn hemmen;
Denn kennten sie meinen kriegerischen Ruhm,
Den Schrecken meiner Gestalt und meines Namens,
Sie würden zittern oder sterben vor Furcht.

Die Sprachen der Indianer Nord-Amerika's, zu deren Erforschung in den letzten zwanzig Jahren von Heckewelder, Duponceau, Schoolcraft und Andern sehr viel geleistet wurde, welchen Adelung und Vater zwei Bände ihres vortrefflichen Werkes: *Mithridates oder allgemeine Sprachkunde* etc. Berlin 1806 — 1817 widmeten, die alle bis dahin bekannte Sprachen und Dialekte in Nord- und Süd-Amerika enthalten, und für welche seit den frühesten Zeiten Gelehrte, Missionare und Reisende, wie Egede, Cranz, Barthelinus, Thorkallefen, Kos, Franklin, Smith, La Fontan, Carver, Vater Sagard, Zeisberger, Colton, Johnson, Long, Lanner, Barton, Charlevoix, Winterbotham, Adair, Duvalon, Edwards und noch viele Andere, Wörter sammlungen, Wörterbücher und Sprachlehren zusammentrugten und ausarbeiteten, lassen sich, da noch kein Gelehrter bis jetzt eine vergleichende Zusammenstellung aller indianischen Sprachen unternommen, und wir die mühsamen Arbeiten Wilhelm von Humboldt's noch zu erwarten haben, noch nicht in eine bestimmte Zahl von Hauptsprachen scheiden, und für die auf dem Festlande von Nord-Amerika verbreiteten Indianer, die mit den Europäern in Verbindung stehen, namentlich aber die, deren Stammländereien das gegenwärtige Gebiet der Union und die englischen und dänischen Besitzungen umfassen, ist noch jetzt Heckewelder's Eintheilung in vier Hauptsprachen. Die Karalit=

*) Anführer der Osages. *Archaeologia americana*, Vol. I. p. 315.

Irokesen-, Lenne-Lenape- und Florida-Sprache, die richtigste, da fast alle Stammwörter der verbreitetsten indianischen Sprachen Nord-Amerika's, oder genauer, des oben angeführten Terrains auf eine der drei erstgenannten Sprachen zurückgeführt werden können. Die Benennung der letzten, der Florida-Sprache hingegen ist zu sehr ins allgemeine gefaßt und dürfte wohl mehre Sprachen begreifen, von denen die der Natchez und Mobilians und die karibäische Sprache, die auch auf der Nordküste Süd-Amerika's gesprochen wird, die Hauptsprachen seyn dürften. Die Sprache der Apalachen, der großen Völkerschaft, welche früher die gleichnamigen Gebirge bewohnte, die sich von Louisiana bis hinauf nach Neu-England erstrecken, wäre aber von der Floridasprache zu trennen und der Lenapesprache beizufügen, da wir schon in den Namen Apalachen die Lenape oder Wapanacki wieder erkennen, deren Namen die Franzosen im Süden eben so leicht in Apalaches umgestaltet haben, wie im Norden in den Namen Abenakis. Die Karalit-Sprache wird von den Grönländern, den Eskimos, auf dem festen Lande und der Küste von Labrador gesprochen. Die Formen und Grundregeln derselben wurden zuerst durch die Grammatik und das Wörterbuch des ehrwürdigen Egede bekannt, von andern, größtentheils aber von Missionären der Brüder-Gemeinde, mehr erläutert und fleißiger studirt. In Grönland fangen die vielbesessenden Wortformen an, welche die Sprachen auf dem Continente von Amerika, so weit sie bekannt sind, eigenthümlich auszeichnen. Die Irokesische Sprache wird, nach Heckewelder, von den Mengwe oder den sechs Nationen, den Wyandots oder Huronen, den Nadowesslern, den Assinipoetuk (Assiniboils, Assinipoils der Franzosen) oder Sioux, von den Osages und mehren andern Stämmen zwischen dem Mississippi und den Chippewan- oder Fessengebirgen in mehren Mundarten gesprochen, und ist verbreiteter als man früher vermuthete. La Fontaine begreift diese Mundarten unter dem Namen der Huronen-Sprache, irrt sich aber eben so wie Carver, wenn dieser die Sprache der Nadowessier als eine von der Irokesischen Sprache verschiedene darstellt. Man darf nur die Wörterbücher beider Idiome vergleichen, von denen Zeisberger eins über die irokesische, der Vater Sagard über die Huronen-Sprache hinterlassen hat, um die große Aehnlichkeit, die sie mit einander haben, zu bemerken. Die Lenape-, Nijbwai oder Chippewa-Sprache scheint am weitesten in Nord-Amerika verbreitet zu seyn; alle Völker, die früher den Osten der Union bewohnten, jezt aber jenseits des Mississippi herumziren, und alle, die den weitläufigen Landstrich bewohnen, der sich von der Küste von Labrador bis zur Mündung des Albanyflusses in die Hudsonsbay und von dort bis an den Waldsee (Lake of the Wood), der nordwestlichsten Grenze der vereinigten Staaten zieht, mit Ausnahme der Völker irokesischer Abkunft, sprechen dieselbe. Die weiter nordwestlich im Gebiet der Hudsons-Bay-Compagnie lebenden Schwarzflus-, die Sussie- und Schlangen-Indianer sollen eine von der irokesischen und lenapeschen verschiedene Sprache reden, die dürftigen Wörteransammlungen aber, welche Mackenzie, Umfreville und andere Reisende gegeben haben, sind nicht ausreichend, um mit Zuverlässigkeit über jene Idiome urtheilen zu können. Jenseits der Grenzen von Canada finden sich wenig Irokesen, außer den Ueberresten von denen, die ehemals in der Nachbarschaft der großen Seen in den nördlichen Distrikten des jezigen Staates New-York ansäßig waren. Im östlichen Michigan finden sich jezt auch nur wenige Wyandots, alle andere Indianer aber bis zum Mississippi gehören zum Stamme der Lenape und reden die Mundarten dieser Sprache. Im Innern des Landes finden sich überall Lenapes und die mit ihnen verwandten Stämme. Die Miami oder Twightwees, die Polowatomis, die Messifangees, die Kickapoos, alles Indianer, die jezt westlich des Mississippi leben, früher aber das Land diesseits dieses großen Flusses und an den großen Seen inne hatten, und von denen noch immer kleine Ueberreste das Land ihrer Väter bewohnen, sind nach den Mundarten, die sie

reden, ebenfalls Lenapeschen Ursprungs. Die Shawanos, welche ehemals am Savannahfluß in Georgien lebten, jetzt aber den südlichen Theil des Missouri-Staates inne haben, sprechen ebenfalls eine Lenapesche Mundart, und selbst der Theil von ihnen, der im Lande blieb und sich mit den Creeks vereinigte, hat diese Sprache noch beibehalten. Zur Zeit der Ankunft der Europäer hatten die Lenape die ganze Küste vom nördlichsten Ende Neu-Schottlands bis zum Roanoke im Besitz, weshalb sie auch Wapanacki oder Abenakis, d. h. „Männer des Aufgangs“ hießen. La Fontaine giebt in seinem Werke ein Verzeichniß der Indianerstämme im alten Acadia (dem jetzigen Neu-Schottland), welche sämmtlich Mundarten der Abenaki-Sprache, oder wie er es nennt, der Algonquin-Sprache redeten. Es waren die Abenakis, Micmacs, Camibas, Mahingans (Mohicans), Opanangos, Soccofis, die Souriquois, Etchemins und Algonquins; von letztern, schon damals ein unbedeutender kaum 200 Seelen zählender Stamm, leitete La Fontaine irrthümlicher Weise den Namen der Sprache ab, obgleich noch bis zum heutigen Tag alle die verschiedenen Stämme der Lenape, den Namen Wapanacki oder Abenaki, als ihnen gemeinschaftlich gehörend, anerkennen. Die alten Bewohner der jetzigen Staaten Maryland, Virginien und Nord-Carolina scheinen, nach den nur unvollständig auf uns gekommenen Sprachproben zu urtheilen, ebenfalls diesem Stammvolke angehört zu haben; von den Nanticokes wenigstens, von denen noch zwei vollständige Wörterbücher im Besitz der „historischen Gesellschaft in Boston“ sich befinden, ist es erwiesen, daß sie aufs genaueste mit den Lenape verbunden waren und zu denen gehörten, welche sie Großvater nannten. Die Kanai oder Kanhawas, die ihren Namen einem Grenzfluß Virginien's, der sich in den Ohio ergießt, gegeben haben, gehören ebenfalls zu jenem Stamm, und alle indianische Benennungen der Flüsse, Gebirge und Ortschaften, die wir noch heute auf der Karte der vereinigten Staaten finden, zeigen sich durchgängig als von der Lenape-Sprache abgeleitet. Auch Vater Charlevoix nennt diese allgemein verbreitete Sprache, die der Algonquins, und führt an, daß die Katastins, die Monsonies und Christineaur (Kisteneaur) an der südlichen Küste der Hudsonsbay diese Sprache redeten; Carver benennt sie die Chippeway-Sprache, mit welchem Namen sie auch jetzt noch von den Jägern und Pelzhändlern in Amerika bezeichnet wird, und Professor Vater nennt die aus dieser Quelle abstammenden Sprachen in seiner vortrefflichen Fortsetzung des Werkes *Mithridates* (Th. III. Bd. III. p. 337): den Chippewarisch-Dehawarischen oder Algonkisch-Moheganischen Stamm. Heckewelder hat sich von allen Sprachforschern am meisten mit Untersuchung dieser schönen Sprache und der von ihr abgeleiteten Mundarten, die unter den indianischen Idiomen Amerika's eben das geworden ist, wozu sich die französische Sprache in Europa erhoben hat, zur diplomatischen Sprache der Indianer, beschäftigt, und von ihm rührt die Benennung „Lenapesche“ Sprache, zu Ehren der alten und einst so mächtigen Nation der Lenape, des Großvaters der meisten jetzt lebenden Nord-Amerikanischen Volksstämme. Vater Zeisberger hatte der Brüder-Gemeinde zu Bethlehem eine deutsch verfaßte Grammatik der Lenape-Sprache hinterlassen, von welcher die „historische Gesellschaft in Boston 1835 eine englische Uebersetzung veranstaltete; wahrscheinlich wird aber auch uns dieses Denkmal deutschen Fleißes nicht verloren gehen, da, wie ich so eben erfahre, unser verdienstvoller Landsmann, Dr. Julius, bekannt durch seine Schriften über Gefängnißwesen, auf seiner Reise in Amerika, wo er den indianischen Sprachen vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, und eine herrliche, vielleicht die vollständigste Sammlung, mühevoll erwarb, auch jenes deutsche Werk der Vergessenheit entriß! Heckewelder entwickelte die Grundsätze, welche jene Grammatik enthält, in einer Reihe von Briefen an den Secretär der historischen Gesellschaft, die ebenfalls in englischer Sprache im Druck erschienen sind und von denen weiter unten ein kleiner Auszug unsere Landsleute überzeugen wird, daß die Sprachen der Indianer

nicht so arm, so entblößt von Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, mit einem Worte so barbarisch sind, wie man sich gewöhnlich vorgestellt hat. Die minetarische Sprache, welche Robinson und nach diesem Schmidt (Versuch über den politischen Zustand zc. II. 299) anführt, ist, nach Vexterm, wahrscheinlich die welsche oder neubritische Sprache der Säger Cambria's, die durch Eduard den Ersten verfolgt, ihre Rettung zum Theil in der Flucht fanden und, nach Robinson's Meinung, in Florida landeten. Sechzehntausend Seelen reden diese Sprache. Da dieser Völkerstamm nunmehr die entfernten Gegenden des obern Missouri bewohnt, und außer den Nachrichten, welche wir durch Pelzhändler darüber erhalten haben, noch nichts Näheres von den Minetaren bekannt ist, so läßt sich auch nichts mit Gewisheit darüber anführen. In den südlicheren Theilen Nord-Amerika's, in Mexico und Guatemala, sind sechs verschiedene Sprachen, ebenfalls mit einer Menge von Mundarten, vorherrschend, über welche uns Humboldt, Sage und Andere nähern Aufschluß gegeben haben, es sind die: Aymare-, die Cora-, die Guarani-, die mexicanische und Poconchi-, und, wie früher auf den Antillen, die karibäische Sprache. Es ist eine bemerkenswerthe und sehr zu beklagende Thatsache, daß die Engländer und Franzosen, die so lange im Besiß des unermesslichen Landstrichs von Labrador bis an den Mississippi gewesen sind, so wenig über die Indianer-Sprachen jenes Continents geschrieben haben, denn unter den ersten ist es allein Eliott und unter den Franzosen Vater Sagard, von denen man sagen kann, daß sie hierüber etwas bekannt gemacht, was bemerkt zu werden verdient. Zeisberger und Heckewelder waren Deutsche, Edwards und Duponceau Amerikaner, und letzter neuerer Zeit der trefflichste Untersucher der indianischen Sprachen. Die Spanier haben mehr zur Bekanntmachung der innerhalb ihrer Besitzungen gesprochenen Mundarten geleistet, als irgend eine Nation der Welt, und in der Bibliotheca americana findet man allein 45 Sprachlehren und 25 Wörterbücher über die allein in Mexico üblichen Sprachen angeführt, und überdies 85 Schriften von verschiedenen Verfassern über Gegenstände der Religion und Moral, welche als Originale oder Uebersetzungen in irgend einer von jenen Sprachen sind verfaßt worden und welche seit 1820 durch mehre in Mexico erschienene Schriften, gerade nicht immer gewählten Inhalts, bedeutend vermehrt wurden. Des rühmlichst bekannten Geographen Balbi Eintheilung der amerikanischen Sprachen in elf Gruppen, von denen sieben auf Nord-Amerika kommen und zwar: die Sprachen von Guatemala, von Anahuak, des mittlern Hochlandes, des Missouri-Dregan, der Alleghanen und der Seen, der Westküste und der Nordgegend, ermangelt alles philologischen Werthes, da es nur eine geographische Vertheilung der verschiedenen Mundarten, ohne Berücksichtigung der Abstammung, in sich begreift, und einzelne Familien dieser Gruppen in andere Gruppen übergehen.

Herrn Duponceau's Untersuchungen der indianischen Sprachen Nord-Amerika's, im Vergleich mit jenen des südamerikanischen Festlandes, gaben ihm folgende allgemeine Resultate, die er in einer 1819 vor der historischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung näher entwickelte:

1. Die amerikanischen Sprachen überhaupt genommen, sind reich an Wörtern und grammatischen Formen, und es herrschen in ihrer vielfachen Zusammensetzung die größte Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit.

2. Diese vielfachen Formen, welche ich polysynthetische nenne, finden erweislich in allen Sprachen statt, welche von Grönland bis herab zum Kap Horn gesprochen werden.

3. Diese Formen scheinen von denen der alten und der neuern Sprachen auf der alten Halbkugel, wesentlich verschieden zu seyn.

Was die beiden ersten dieser Sätze betrifft, so erhellet aus den hinlänglich bekann-

ten Werken über das Karait, die Ienapesehe und Irofessische Sprache, daß ihr Bau ganz polysynthetischer Art ist. In Guatemala zeigt sich die Poconchi-Sprache, nach Sage, ebenfalls als polysynthetisch, und auf gleiche Weise sind die Nymare-, die Guarani-, die mexicanische und Cora-Sprache, nach den darin vorkommenden vielbefaßenden (complexen) Formen, in den reflectirenden, transitiven, communicativen, reverentiellen und frequentativen Zeitwörtern beschaffen, worüber Humboldt seine Bemerkungen mitgetheilt hat, und wie die Sprachlehren von Tabia Zenteno, Antonio de Rincon und Diego Basalenque ausweisen. Auch die Sprachen Süd-Amerika's sind polysynthetisch, wie die Werke des Vaters Breton und des Abts Molina bezeugen; zwischen ihnen und den Indianern der nördlichen Länder Amerika's findet die größte Analogie in den Formen statt. In der kleinsten Anzahl von Wörtern vermögen sie die größte Anzahl von Begriffen zusammen zu fassen, indem sie sich nicht darauf beschränken, zwei Wörter mit einander zu verbinden wie im Griechischen, oder die Biegung oder die Endung eines Wurzelwortes zu verändern, wie in den meisten europäischen Sprachen, sondern daß sie die am meisten bezeichnenden Töne oder Sylben jedes einfachen Wortes so mit einander verweben, daß daraus ein zusammengesetztes entsteht, oder durch analoge Construktionen der verschiedenen Redetheile hauptsächlich mittelst des Zeitwortes, so daß dessen verschiedene Formen und Biegungen nicht nur die Haupthandlung anzeigen, sondern auch die möglichst größte Anzahl sittlicher Begriffe und physischer Gegenstände, welche mit derselben in Verbindung stehen. Heckewelders Brief No. XXI. an Herrn Duponceau enthält mehre Beispiele dieser Art, wie elumiangelatschik, Diejenigen die im Begriff sind zu sterben. Der erste Theil elumi ist abgeleitet von dem Zeitwort n'dallemi, welches anzeigt: ich habe etwas vor, fange etwas an; das zweite Glied des obigen Wortes angel, kommt her von angelu, sterben; angolagau, Tod; angellopannik, sie sind alle todt. Das Uebrige des Wortes ist grammatische Form: atsch zeigt das Futurum an, ik, die letzte Sylbe, enthält den Begriff des persönlichen Fürworts: sie. Der persönlichen Fürwörter sind in der Ienape-Sprache zweierlei: trennbare und nicht trennbare. Die trennbaren sind: ni ich, ki du, nekä oder nekama er oder sie, kiluna wir, kiluna ihr, nekamawa sie. Die nicht trennbaren Fürwörter sind n für die erste Person, k für die zweite, und w oder o für die dritte, sowohl im Singular als im Plural. Sie werden mit Substantiven in den passiven Formen verbunden, wie in nooch mein Vater, fook dein Vater; die dritte Person wird zuweisen durch die Endung wall angezeigt, wie ochwall, sein oder ihr Vater, sonst aber auch durch w, wie in mtamochol, sein oder ihr Canoe. Im Plural nochena unser Vater, kochuna euer Vater, ochuffawall ihr Vater. Doch ist das eigentliche Wort für Vater im abstracten oder allgemeinen Sinne des Wortes, wetoochwink und wetoochemurit bedeuten beide der Vater in einem bestimmteren Sinne, wetoochemelenk wird in der Bedeutung des Vocativs gebraucht und bedeutet: du unser Vater. Daher im Gebet des Herrn:

Ki du, wetoochemelenk unser Vater, talli dort, epian wohnend, awossägama jenseits der Wolken, machelendásutsch verherrlicht oder gepriesen werde, Attelwunfowagan dein Name, kfastimowagan dein Königreich, pepewiketsch komme her, kfelitchewagan deine Gedanken, Wille, Absicht, Sinn, leketsch komme zu Stande, yun hier, achquid-hackamike auf der Erde, auf Erden überall, elgiqui gleich wie, leek als es ist, talli dort, awossägama jenseits der Wolken u. s. w. (Loßkiel S. 28. Brief Nr. XXIV). -

Unter den Sprachen, von deren grammatischen Formen Professor Vater nicht im Stande war, eine hinlängliche Darstellung zu geben, ist das Irofessische oder die Sprache der Fünf- (Sechs-) Nationen. Die Sprachlehren und Wörterbücher aber, welche wir der evangelischen Brüdergemeinde verdanken, haben bewiesen, daß jene Sprache auch polysynthetisch ist. Die Sprache der Chippewäer, von welcher Professor Vater einm glaubte, daß sie aller grammatischen Formen beinahe gänzlich ermangle (s. Untersuchung

über Amerika's Bevölkerung), zeigt sich nach den Mittheilungen des Prediger Dende und des Herrn Scholkrast (*Discovery of the Source of the Mississippi etc.* p. 169) als mit der Delawarischen auf gleiche Weise gebildet. Auch die der Cherokee's oder Chelokee's, wie sie sich selbst nennen, da ihre Sprache keiner hat, ist nach des Predigers Butrick's Nachrichten im höchsten Grade polysynthetisch, und ihre Für- und Zeitwörter haben drei verschiedene Formen für die mehrfache Zahl. Denselben Charakter hat die Choctaw- und Chickasaw-Sprache. Die der Huronen oder Wyandots ist eben so wohlklingend und sanft, hat denselben Bau, gleichen Reichthum und gleiche Fülle und ebenfalls drei Plurales. In so fern es ausgemacht angenommen werden darf, daß Sprachen, deren Etymologie sie auf einerlei Quelle zurückführt, auch an den Formen und dem eigenthümlichen Bau der Muttersprache Antheil haben müssen, kann auch nunmehr die Sprache der Washash-Indianer, gewöhnlich *Sages* genannt, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der der Radowessier und Huronen, als ein von der irokessischen Grundsprache abgeleiteter Dialekt, angesehen werden. Vermittelt Dr. Murray's Wörterbuch sind wir über die weite Verbreitung der Völkerschaften von irokessischer Abkunft belehrt worden, da wir vor Kurzem noch glaubten, daß sie nur in der Nähe der großen Seen gewohnt hätten, jetzt aber bis an die entferntesten Zuflüsse des Missouri hin sich Spuren von ihnen finden (Duponceau's Bericht &c.) So dient ein Zweig des Wissens zur Beförderung des andern, und indem wir uns mit dem Studium der Sprachen der Indianer beschäftigen, können wir vielleicht auf die Entdeckung ihrer Abkunft geleitet werden.

Was den dritten Satz Duponceau's betrifft, der sich auf das Verhältniß der amerikanischen Sprachen zu denen der alten Welt bezieht, so finden wir, daß uns diese Sprachen unter die Aboriginer einer neuen Welt versetzen. Wir finden eine neue Art Wörter aus verschiedenen Wurzelwörtern so zusammengesetzt, daß sie dem Gemüthe auf einmal eine ganze Masse von Begriffen darstellen; finden eine neue Art, die Casus der Substantive durch Biegungen des Zeitworts, von welchem sie regiert werden, auszudrücken; einen neuen Numerus (den besondern Pluralis) in der Declination der Haupt- und der Conjugation der Zeitwörter; eine neue Verschmelzung der Conjunction mit dem Verbum in dem Tempus; wir sehen nicht bloß Fürwörter, wie im Hebräischen und einigen andern Sprachen, sondern Adjective, Conjunctionen und Adverbien mit dem Hauptredetheil verbunden, und dadurch eine unermessliche Mannichfaltigkeit von Wortformen hervorgebracht, und von selbst drängt sich nun die Frage auf: finden sich eben so gebildete Sprachen noch sonst irgendwo auf der Erde? — Professor Vater fand unter allen Sprachen, die er mit denen der Indianer verglich, nur drei Sprachen, welchen in Ansehung der Combination des Zeitworts eine Aehnlichkeit mit denselben zugeschrieben werden könnte, nämlich in Europa die Sprache der Basquen (s. Amerika's Bevölkerung p. 210), in Asien die der Tschuktshi (*Mithridates Th. I. p. 563*), und in Afrika das Idiom von Congo (s. Untersuchungen &c. p. 211). Wie bedeutend aber, trotz der Aehnlichkeit, die Unterschiede zwischen diesen Sprachen und den amerikanischen sind, beweist Herr Duponceau dadurch, daß in allen ihm bekannten amerikanischen Sprachen die Hülfswörter haben und seyn durchaus fehlen (ein Mangel, welchen auch Zenteno in Ansehung der mexikanischen Sprachen bestätigt), und in der basquischen Sprache alles gleichsam von ihnen abhängt, und sie gerade die mannichfaltigen Formen annehmen, wodurch sie die mit dem Zeitwort verbundenen Begriffe andeuten; daß die Tschuktshen sich in herumziehende und sesshafte theilen, und die letztern einen Dialekt des Karalit oder der Eskimo-Sprache sprechen, und dieses sowohl, als ihre verwandten Sitten und Gebräuche eher einen Grund geben, zu vermuthen, daß sie eine amerikanische Kolonie sind (*Mithridates Th. III. p. 462*), die Sprache der erstern aber, der Kenntniss-Tschuktshen, eine Mundart der Tartaren:

sprache reden, die weder in der Etymologie, noch in ihren grammatischen Formen die geringste Verwandtschaft mit den amerikanischen hat; daß die Congo-Sprache zwar in einem hohen Grade synthetisch ist, dessen ungeachtet aber wesentliche Verschiedenheiten bietet; so werden z. B. in ihr die Casus des Substantivs durch Biegungen des Artikels ausgedrückt, während die indianischen Sprachen gar keinen Artikel haben, anderer Verschiedenheiten nicht zu gedenken. — Doch zurück von diesen Untersuchungen zu den Sprachen selbst, von denen uns Heckewelder in seinen Briefen an Duponceau (1816) so mannichfaltige Beispiele gegeben.

In der delawarischen und in den andern indianischen Sprachen werden, um Begriffe, Schattirungen derselben und Zusammensetzungen von Begriffen auszudrücken, Theile oder Stücke von Wörtern, zuweilen oft nur einzelne Laute oder Buchstaben, künstlich zusammengesetzt, so daß man das Zusammenstoßen harter oder widriger Töne vermeidet, um das Wort dem Ohre angenehm zu machen. Daß man auf diese Art Wörter ins Unendliche zusammensetzen und vervielfältigen kann, ergibt sich hieraus von selbst und daher kommt der Reichthum der amerikanischen Sprachen. Hier nur einige Beispiele: zuerst das einfache, aber viel bedeutende Wort *nadholineen*; die Begriffe, welche durch dasselbe angedeutet werden, sind diese: komm mit dem Canoe und setz uns über den Fluß. Die Bestandtheile desselben sind folgende: die erste Sylbe „*nad*“ ist begleitet von dem Zeitworte *naten*, holen; die zweite „*hol*“ von *amochol*, ein Boot oder Canoe; „*ineen*“ ist die Endigung des zum Zeitwort gehörigen Fürworts: uns, wie im Zeitwort „*milneen*“ gib uns. Buchstäblich also sagt jenes Wort: Hol Canoe uns; in seiner gewöhnlichen und angenommenen Bedeutung aber zeigt es an: komm und bring uns über den Fluß mit einem Canoe. Dieses Zeitwort (*nadholineen*) wird durch alle Modus und Tempora conjugirt; so ist z. B. die dritte Person der einfachen Zahl des Indicativs der gegenwärtigen Zeit: *nadholawall*, er wird über den Fluß gesetzt mit einem Canoe. — Das Wort: *wunachquim*, Eichel, wird durch Zusammensetzung von *wuniyach*, Blatt, nach eine Hand, und *quim* eine Nuß, nämlich eine Baumnuß (da es ein eigenes Wort für diese zum Unterschied von Nüssen anderer Art gibt) gebildet, und die Begriffe, welche dieses Wort andeuten soll, sind: die Nuß eines Baumes, dessen Blätter einer Hand ähnlich sind. Nach eben dieser Analogie sind gebildet: *m'sim*, Hickorynuß; *ptucquim*, Ballnuß; *wapim*, Kastanie; *schauwemin*, Buchnuß, und mehre andere. Die spanische Eiche, deren Blätter sich durch Größe auszeichnen, nennen sie: *amanganachquiminschi*, der Baum, welcher die größten handförmigen Blätter hat. Wollten wir diese Zusammensetzung im Deutschen nachahmen, so würden wir sagen: großhandblättriger Nußbaum, und um die Töne nach Indianer Art sanfter und wohlkautender zu machen, würde etwa „*Granblattensbaum*“ oder „*Granattenbaum*“ oder etwas Ähnliches daraus entstehen. Die letzte Sylbe des angeführten Wortes ist nicht von dem gewöhnlichen Namen eines Baumes abgeleitet, denn dieser ist *nittuck*, sondern von *Achpanschi*, welches den Stamm eines Baumes bezeichnet. — *Ranapunges* heißt im Delawarischen ein Pferd; dieses Wort ist gebildet von *awests*, ein Thier, wovon die letzte Sylbe „*es*“ genommen ist, und von *nayundam*, eine Last auf den Schultern oder Rücken tragen (denn für das Tragen in der Hand oder auf den Armen ist das rechte Wort *gelenummen*); obiges Wort bedeutet also buchstäblich: das Thier, welches auf seinem Rücken trägt. Wären Esel und Kameels den Indianern bekannt, so würden sie leicht unterscheidende Benennungen für selbige bilden. — Vater Sagard sagt: „Die Indianersprachen haben keine Wurzelwörter, und in der Bildung ihrer Wörter findet sich keine Regelmäßigkeit.“ Heckewelder hat aber dargethan, daß, wenn auch ihre Art, Wörter zu bilden, sich von der europäischen unterscheidet, sie es recht gut verstehen, dieselben aus dem Wurzelworte zu bilden, wie z. B. das Wurzelwort *wulit*, gut, passend, recht. Davon sind abgeleitet: *wulif*, das Gute; *wulasha*,

besser; wulisso, hübsch, niedlich; wulamoewagan, Wahrheit; wulatenamumi, glücklich; wulatenamoagan, Glückseligkeit; wulapensowagan, Segen; wulapan, schöner Morgen; wuliechen, es ist gut oder wohl gethan; wulittol, sie sind gut; wulifen, es wächst gut, gedeihet; wuliechsin, gut reden; wulelendam, sich freuen; wulamallsin, wohl, glücklich seyn; wulandeu und wuligischgu, ein schöner Tag; wulapeyu, gerecht, aufrichtig; wulwatam, guten Verstand haben; wulischpin, an einem guten Ort seyn; wulilissin, sich wohl befinden; wulilissu, er ist gut; wulilissick, betragt euch gut; wulinaxin, wohl aussehen; wulamoeyu, es ist wahr; wulantowagan, Gnade; wulaptonachgat, ein gutes Wort; wulatopnamik, gute Botschaft; wulatonamin, glücklich seyn; wulissowagan, Niedlichkeit, hübsches Vorkommen; wulihilleu, es ist gut; wulineichquot, es ist gut anzusehen; wulelemiseu, es ist wunderbar; wulitchasu, wohl geschnitten oder gehauen; wuliwiechinen, wohl ruhen; welsit mannitto, der gute Geist. — So auch von machtit, schlecht; machtitsu, garstig; machtetinsu, häßlich; machttschi oder matschi mannitto oder machtando, der böse Geist, der Teufel u. s. w.

Die von der Wurzel wulit abgeleiteten Wörter enthalten den allgemeinen Begriff des Guten, Schönen, Passenden, Schicklichen, Gerechten, Gehörigen, und gehen dann weiter fort zu dem allgemeinen Begriffe: Glückseligkeit und den davon abgeleiteten Begriffen, während die von machtit abgeleiteten Wörter das Gegentheil begreifen. — Nun noch etwas über den Ausdruck solcher Begriffe, welche sich auf das Sittliche beziehen: wulit, wie wir oben sahen, bedeutet gut im Allgemeinen und alles, was dahin gerechnet werden kann. Nun sagt der Indianer, um anzuzeigen, daß er mit dem Gesagten zufrieden ist: Du hast gute Worte geredet, „Kolamoe.“ Dieses Wort ist eigentlich eine von den Formen der vergangenen Zeit (præteritum) eines Zeitworts, denn k vor ki zeigt die zweite Person an; ola ist abgeleitet von wulit, gut; moe aber bedeutet den Akt des Sprechens. Wulamoe, in der dritten Person, bedeutet: er hat die Wahrheit geredet, woraus das Substantivum wulamoewagan, die Wahrheit, gebildet ist; wagan oder woagan, wie die deutschen Missionäre schreiben, ist eine Endung, welche der deutschen in „heit“ oder „keit“ entspricht. — Dieselbe Ideenreihe wird nun weiter fortgesetzt, und so entsteht: wulistamoewagan oder wulamhittamoewagan, Glaube oder Fürwahrhalten. Denn glistam ist ein Zeitwort, welches hören, horchen, aufmerken bedeutet, davon wulista, glaube es, oder eigentlich: höre es, und dieses mit wulamowagan verbunden: höre die Wahrheit, d. i. glaube; wulistam, er glaubt; wulisto, glaubet ihr; die verschiedenen Schattirungen des Gedankens, welche diese Spracharten andeuten, sind beinahe unzählig, z. B. wulistammen heißt schlechtweg: glauben; wulamsittamen, mit Ueberzeugung glauben; wulamoinaquot, glaubwürdig, oder als verbum impersonale gebraucht: es ist glaubwürdig, verdient geglaubt zu werden; welsittawot, einer der glaubt; welsittank, ein Gläubiger u. s. w. — Die Sylbe pal oder pell einigen Wörtern vorgesetzt, zeigt eine Verneinung an, auch häufig, was nicht recht ist, im bösen Sinne. So heißt pallsittamoewagan: Unglaube; pallsittammen, nicht glauben, ungläubig seyn; pelsittank, ein Ungläubiger; pelsittanjik, Ungläubige. Ferner pallimi, verderben, etwas unrecht machen; palhiken, fehlschießen; palhitechen, einen Streich führen und nicht treffen; palla hammen, auf ein Stück Wild fehlschießen; pallilissin, etwas unrecht oder verkehrt machen. Außer den oben angegebenen Fürwörtern, den trennbaren und nicht trennbaren, gibt es noch andere persönliche Fürwörter, die den indianischen Sprachen eigenthümlich zu seyn scheinen, als z. B. nepes, ich auch; kepe, du auch; nepena oder kepena, wir auch; kepewo, ihr auch; kepoak, sie auch.

Hier zum Schluß noch eine kleine Wörterammlung aus der Sprache der Shawanos und Wyandots, von denen die erstere die Ienapesche, die letztere die Sprache der Mengwe oder Trokesen repräsentirt:

Shawano's.

Negote ein's, Neshwa zwei, Nithese drei, Newe vier, Nialinwe fünf, negothewathwe sechs, Neshwathwe sieben, Sashek'swa acht, Kakats'we neun, Methathwe zehn, Neeeshwateetueke zwanzig, Nithwabetueke dreißig, Newabetueke vierzig, Nialinwabetueke fünfzig, Negotemawhe sechzig, Neshwashe siebenzig, Swashe achtzig, Chaka neunzig, Tepawa hundert, Neshwa tepawa zweihundert; Elene Mann, Equiwa Weib, Skillewaythetha Knabe, Squithetha Mädchen, Apetotha Kind, Niwa mein Weib, Kiwa dein Weib, Wisheana mein Mann, Washetche euer Mann, Nigah meine Mutter, Cocumtha Großmutter, Nishematha meine Schwester, Nitanetha mein Bruder, Passethota alter Mann, Meaneleneh junger Mann, Okema Anführer, Kitchofema Oberhaupt, Shemagana Streiter, Menquotwe der Himmel, Kesathwa die Sonne, Lebthekafesathwa der Mond, Magwa die Sterne, Pasquamke die Wolken, Unemake Donner, Papapanawe Blitz, Gimwane Regen, Cone Schnee, Wishekuanwe Wind, Nipe Wasser, Scute Feuer, Wepe Kälte, Aquetteta Wärme, Mquama Eis, Ake die Erde, Metequaghke Wald, Alwameke aufgeschwemmter Boden, Lawaskote Savanne, Sepe Fluß, Thebowithe Flüsschen, Miskeque Teich, Miskekopfe Sumpf, Wesheasiske guter Boden, Melcheasiski schlechter Boden, Wigwa ein Haus, Tacathemoke Rathhaus, Nepwa todt, Lenawane lebendig, Agueloge krank, Dame Mais, Cwasasque Weizen, Mischuchethake Bohnen, Openeake Rüben, Neashethake Kartoffeln, Usketomake Melonen, Shegagothake Zwiebel, Meshemenake Apfel, Pacan eine Nuß, Weshe Hund, Meshewa Pferd, Methotho Kuh, Meketha Schaaf, Kosko Schwein, Posetha Kaze, Pelewa Truthahn, Peshithe Reh, Ethepathe Waschbär, Muga Bär, Kitate Otter, Peshewa wilde Kaze, Methotho Büffel, Wabete Elenthier, Wawakotchethe Fuchs, Amaghqua Biber, Wabethe Schwan, Neake Gans, Shehepuk Ente, Amatha Fisch, Mlagashe Canoe, Mischeolagashe großes Schiff, Metequa Flinte, Lecaca Art, Shefeteccaca Tomahawk, Manese Messer, Macate Pulver, Alwe Blei, Shafeka Flinten, Naquaga Galle, Petacowa Hut, Peleneca Hemd, Aquewa Decke, Metetawawa ein Paar Kammschen, Weothe Fleisch, Laquana Brod, Nepepinma Salz, Wawale Eier, Acoghqua Kessel, Melassa Zucker, Shiskewapo Thee, Chobeka Arznei, Washkifheke ein schöner Tag, Mesquetwee ein wolfiger Tag, Necana mein Freund, Matshelenethatha mein Feind, Olame netaghueloge ich bin sehr krank, Ne weshelashamamo ich bin recht wohl, Newecanetepa Weshi Mannitto der große Geist ist der Freund der Indianer.

Wyandot's.

Scat ein's, Lindi zwei, Shaight drei, Andaght vier, Weeish fünf, [Wauhsau sechs, Sootare sieben, Autarai acht, Aintru neun, Aughsagh zehn, Tendeitawaughsa zwanzig, Shaighkawaughsa dreißig, Andaghkawaughsa vierzig, Weeishawaughsa fünfzig, Wauhsawaughsa sechzig, Sootarewaughsa siebenzig, Autaraiwaughsa achtzig, Aintruwaughsa neunzig, Scutemaingarwe hundert; Lamaindezu Gott, Dewaughste gut, Waughshe bö's, Yaandeshra Sonne, Waughsunyaandeshra Mond, Teghsu Sterne, Dghtferah Wolken, Izuquas Wind, Inaunduse es regnet, Heno Donner, Timmendiquas Blitz, Umaitisagh Erde, Saundusy Wasser, Otereaute warm, Lurea kalt, Denehta Schnee, Dshra Eis, Trezeu Krieg, Scanonie Frieden, Yandashqua Gefangener, Aingahon Mann, Utehe Frau, Nameetsentho Mädchen, Omainsenteha Knabe, Sheahhah Kind, Haotong alter Mann, Azuttunohoh mein Weib, Utindagsa altes Weib, Hae-nyeha mein Bruder, Menyaha meine Schwester, Hayesta Vater, Anehes Mutter, Schatwura krank, Sumereghe wohl, gesund, Yeanoghsha Haus, Yeanoghshuwana großes Haus, Dayanquaghka Maisfeld, Yearonta Bäume, Dtaghta Holz, Whoraminta Flinte, Teghsa Pulver, Yeatara Blei, Weneashra Messer, Ottoyane Art,

Deenghtatfik Decke, Mayanetih Kessel, Laishra Mehl, Datarah Brod, Ohwaghtu Fleisch, Weatswie Kum, Caturish Hemd, Yuri Kammaschen, Luisquesh Schwein, Ughshutte Pferd, Kintonquaront Kuh, Yunyehoh Hund, Anue Bär, Dughscanoto Reh, Haintero Waschbär, Sootaie Biber, Dghtaeh Eichhorn, Lawendeh Otter, Daightontah Truthahn, Yahhounk Gans, Quingeh Ente, Yeenisoh Fisch, Undaghquont Bienen.

Wie verschieden indes in vielen Ausdrücken die Dialekte einer und derselben Sprache sind, mögen folgende Zahlwörter beweisen, die wir der irokesischen, algonkinschen und chippewaischen Sprache entnehmen:

	Irokesisch.	Algonkinsch.	Chippewaisch.
Eins . . .	Uskat	Payjik	Payshik
Zwei . . .	Teffeny	Ninch	Neesch
Drei . . .	Ughsey	Nissoo	Neeswoy
Vier . . .	Kapeery	Neoo	Neon
Fünf . . .	Wiss	Naran	Narnan
Sechs . . .	Nayat	Kingootwassoo	Regutwassoo
Sieben . . .	Tsyadat	Ninchwassoo	Neeschwassoo
Acht . . .	Sadégo	Nissowassoo	Sowassoo
Neun . . .	Epoughow	Shongasso	Shangassoo
Zehn . . .	Dyéry	Metassoo	Metosswoy
Elf . . .	Dyéry uskat yawárey	Metassoo ashy payjik	Metosswoy ashea payshik
Zwölf . . .	Dyéry teffeny yawárey	Metassoo ashy ninch	Metosswoy ashea neesh
Dreizehn . . .	Dyéry aghsey yawárey	Metassoo ashy nissoo	Metosswoy ashea neeswoy
Zwanzig . . .	Towwaghsey	Ninchtána	Neesch tanner
Einundzwanzig	Towwaghsey uskat yawárey	Ninchtána ashy payjik	Neesch tanner ashea payshik
Dreißig . . .	Ughsey newaghsey	Nissoo metána	Nees semmettenner
Hundert . . .	Uskat tomaneyow	Metassoo metána	Regux wauk
Zweihundert . . .	Teffeny towaneyow	Metassoo ninchtána metána	Neesch wauk
Tausend . . .	Dyéry towaneyow	Metassoo metassoo metána	Metosswoy kitchee wauk

Diesem kurzen Wörterverzeichnis sey hier noch eine Probe der Art beigefügt, wie die Indianer ihre Worte zusammensetzen. Es ist ein kleines Lied der Kadowestter, daß sie mit einer gewissen Art von Melodie, doch ohne allen Anschein von Ekstase singen, wenn sie ihre Jagdzüge anfangen. Die Uebersetzung ist so buchstäblich, wie der Genius beider Sprachen es erlaubt, und die indianischen Wörter so geschrieben, wie wir Deutschen sie aussprechen würden, und wo die Aussprache sich nicht ausdrücken läßt, die englische Schreibart mit Klammern beigefügt:

„Neo accuhwa (accowwah) eshta páta negoschtaga shedscha mena. Longo Wákon meo woschtah páta accuhwa. Hopiniyahie ouih (oweeh) accuyie meo, woshta páta eto tohinoscha meo tiebie.“

„Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehen, wie das neue Licht die Dünste verjagt und die Wolken vertreibt. Großer Geist verleihe mir Glück. Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen.“

Betrachten wir die verschiedenen Gedichte der Indianer, so müssen wir bedauern, daß dieselben bisher kein Mittel besaßen, ihre Geistesprodukte schriftlich zu hinterlassen, denn manches würden wir darin finden, worüber die civilisirte Welt erstaunen würde. Zwar hatten und haben sie noch jetzt eine Bilderschrift, allein sie bezog sich nur auf

sinnliche Gegenstände und auf Vorfälle bei der Jagd und im Kriege. Auf einem Stückchen Rinde oder an einem Baume theilen sie den Ihrigen diejenigen Nachrichten mit, welche sie zu wissen brauchen; so zeichnet der Krieger vom Stamme Schildkröte mit Kohle oder Farbe an den Bäumen neben dem Kriegspfade das ganze Thier (das Zeichen seines Stammes) eine Flinte tragend, hin, deren Mündung nach vornen gerichtet ist, und wenn er da, wo er etwas gegen den Feind ausgerichtet hat, ein Zeichen zurücklassen will, wird es stets das Bild einer Schildkröte seyn und so fort an die andern Stämme. Auf diese Art machen sie an abgeschälten Bäumen den Vorübergehenden bekannt, daß sie, die Hiergewesenen, eine Partei Krieger waren, von so und so viel Mann und solch einer Völkerschaft, solchem Orte, und gehen dabei noch ins speciellere, sie machen bemerklich, wie viel von jedem Stamme in dem Haufen waren, welchem Stamme der Anführer angehörte, in welcher Richtung sie dem Feinde entgegen gegangen, wie viel Tage sie von Haus, und wie viel sie auf dem Rückweg waren, wie viel Feinde sie erschlagen, wie viel Gefangene sie eingebracht, wie viel Skalps sie erbeutet; ob sie von ihrer Partei einige und wie viel verloren u. s. w. Auf gleiche Weise beschreiben sie die Jagd, und obgleich nicht alle dieselben Zeichen haben, versichert Heckewelder, daß er Delawaren gekannt, welche alle Zeichnungen der Chippewäer, Mingos, Shawanos und Wyandots über dergleichen Gegenstände mit Leichtigkeit lasen. Sind Indianer auf der Reise, es sey nun nach entfernter Jagdrevieren oder zu einer kriegerischen Unternehmung, so werden stets einige junge Leute vorausgeschickt, um neben dem Wege zu jagen. Haben sie ein Wild erlegt, so bringen sie es an den Weg, damit die Nachkommenden es mit nach dem Lagerplatze nehmen, wo alle zur Nacht zusammentreffen und hinterlassen ein Zeichen, indem sie auf einem freien Platze im Sande oder auf der Erde einen Kreis beschreiben, in dessen Mittelpunkt einen Stock von 2 bis 5 Fuß Länge befestigen und dessen oberes Ende nach der Gegend des Horizonts hinbringen, wo die Sonne bei ihrem Weggehen stand. Die Jäger haben besondere Zeichen, welche sie an die Bäume machen, da wo sie sich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder Lagerplätzen, oft viele Meilen entfernt, hinbegeben, und die Weiber, welche aus den Dörfern kommen, um das Wild von den Lagerplätzen zu holen, finden sie eben so sicher, als ob sie nach der Stelle hingeführt worden wären. Wie ausdrucksvoll, kräftig und dabei doch leicht verständlich die indianische Bilderschrift ist, beweist folgende Anekdote Heckewelders: „Im Gebiete der Indianer sah ein Weißer einen Shawanos, der ein Pferd ritt, welches jener für das seinige erkannte und von dem Indianer als sein Eigenthum zurückforderte. Der Indianer antwortete ruhig: „Freund, nach einer kleinen Weile will ich zu Dir in Dein Haus kommen, dann wollen wir über diese Sache reden!“ Nach einigen Stunden kam der Indianer vor das Haus des Weißen, und da dieser darauf bestand, sein Pferd zurück haben zu wollen, so sagte ihm darauf der Indianer: Freund, das Pferd, worauf Du Anspruch machst, gehörte meinem Onkel, der vor kurzem gestorben ist; nach Indianer-Sitte bin ich der Erbe seines ganzen Eigenthums geworden. Da der Weiße hierdurch nicht befriedigt wurde und seine Forderung erneuerte, so nahm der Indianer sogleich eine Kohle von dem Feuerherde und zeichnete zwei treffende Figuren an die Hausthüre, wovon die eine den weißen Mann vorstellte, im Begriff das Pferd wegzunehmen, und die andere ihn selbst, im Begriff den Weißen zu stakpiren; worauf er den zitternden Forderer kaltblütig fragte: ob er diese indianische Schrift wohl lesen könne? Die Sache war hiermit auf einmal abgemacht und der Indianer ritt weiter.“

In den letzten Jahren haben verschiedene Indianerstämme, namentlich aber die Cherokeees und Creeks, von denen ein Theil in der Heimath zurückblieb und nicht mit jenseits des Mississippi auswanderte, bedeutende Schritte nicht allein für die Ausbreitung der Civilisation, sondern zugleich für die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit und

Unabhängigkeit gethan, und der wichtigste, obgleich geräuschloseste, war ohne Zweifel die Einführung der Schreibkunst und der Druckerei. Ein Cherokee, Namens Gueß, gegenwärtig ungefähr 58 Jahr alt, und Häuptling in einer der Rathsverfassungen seines Stamms, übrigens ohne die geringste Kenntniß des Englischen oder irgend einer andern Sprache, außer seinem Cherokee, erfand vor einigen Jahren ein eigenes Alphabet für seine Landsleute, das aus 85 Charakteren besteht, ursprünglich aus 86, von denen indessen einer, als überflüssig, später weggelassen wurde. Jeder dieser Charaktere bezeichnet eine ganze Sylbe, mit Ausnahme des Zeichens, welches für das s gebraucht, und zu häufig in Verbindung mit beinahe allen übrigen Sylben gesetzt wird, um die Einführung eines besondern Zeichens für jede seiner besondern Combinationen zweckmäßig zu machen; doch sind auch diese nur 17 an der Zahl; die Gesamtzahl aller Sylben der Cherokeesprache beläuft sich daher auf 102. Daß eine so geringe Anzahl von Charakteren hinreichend ist, um alle Sylben des Cherokee zu bezeichnen, hat seinen Grund theils in der geringen Anzahl der Consonanten in dieser Sprache, der das b, p, f und r fehlt, theils in dem Umstande, daß alle Sylben derselben auf einen Vokal, nie auf einen Consonanten enden. Die Leichtigkeit, mit welcher die Cherokees sich dieses Alphabet aneigneten, ist bewundernswürdig, indem die Ältesten, die in ihrer Jugend nicht den geringsten Schulunterricht genossen hatten, mittelst desselben in wenigen Tagen Lesen und Schreiben lernten.

Daß Gueß kein Englisch verstand, ist der Grund, weshalb wir in seinem Alphabet lateinische Buchstaben, die er zufällig gesehen haben mochte, ohne ihre Bedeutung zu kennen, zur Bezeichnung ganz verschiedener Laute finden; so braucht er z. B. das D für a, W für la, R für e und M für lu. Dieses Alphabet, von welchem wir hier (siehe Zeichnung No. 24) eine Copie mittheilen, ist gegenwärtig von den Cherokees allgemein angenommen worden, und es ist merkwürdig, daß der erste öffentliche Gebrauch, den sie davon machten, die Herausgabe einer politischen Zeitschrift war. Die erste Nummer derselben, welche den Titel: Cherokee-Phoenix führt, erschien zu New-Echota, den 21. Febr. 1828 in Folio, und in Spalten, Englisch und Cherokee neben einander, und enthält außer der Constitutions-Urkunde der Cherokees, einige kurze Stellen aus englischen Schriften, eine poetische Uebersetzung des Vater-Unser, einen Aufsatz des Missionär Worcester in englischer Sprache, über das Cherokee-Alphabet, einen andern von dem Herausgeber, dem Indianer Boudinott, über die Auswanderung der indianischen Stämme, und einen Brief des frühern Präsidenten Jefferson (vom 9. Jan. 1809) an die Cherokees. — So steigt durch Rede und Schrift die Gesittung der Indianer vorwärts, und wenn auch ganze Völkerschaften vom Schauplatz abtreten sollten, werden unter den Stämmen des Westens und Südens gewiß noch Viele den kommenden Jahrhunderten zeigen, ein kräftiges mit den vortrefflichsten Anlagen begabtes Volk, habe einst die unermesslichen Landstriche der westlichen Welt bewohnt!

b) Die Einwanderer.

a) Allgemeine Uebersicht.

Raum war durch Colon's Entdeckung die westliche Welt den Europäern aufgeschlossen, kaum war die Kunde der dort offen liegenden Reichthümer herübergedrungen, als schon die Auswanderungen dorthin begannen, die von den Spaniern in Amerika entdeckten Länder eine spanische Bevölkerung erhielten, Städte und Niederlassungen entstanden, und nach einem mehr als hundertjährigen Kampfe erblühte, ehe noch andere Nationen daran dachten, festen Fuß in der neuen Welt zu fassen, ein spanisches Reich in Amerika, daß sich bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts, in pecuniärer

Hinsicht eines großen Namens zu erfreuen hatte, während es in moralischer Beziehung und Kraft weit hinter den erst später gegründeten benachbarten englischen Kolonien zurückblieb. Engländer, Franzosen und Portugiesen unternahmen bald nach der Entdeckung des Landes Reisen dorthin, und letztere versuchten Verbrecher-Kolonien in Brasilien zu errichten, die aber von keiner Dauer waren. Doch erst im Jahre 1607 wurde von den Britten die erste europäische Stadt am nördlichen Ufer des St. James in Virginien, 1668 die erste französische Stadt von Champlain am gleichnamigen See gegründet, und erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begannen die ersten festen Niederlassungen auf den westindischen Inseln, in deren Folge Amerika eine neue Bevölkerung, die Neger, erhielt.

Alle europäische Völker trugen dazu bei, Amerika in Aufnahme zu bringen, in Kultur zu setzen und große, vom Mutterlande abhängige Kolonien dort zu gründen; durch Einwanderungen stieg die Bevölkerung zu einer unglaublichen Höhe, so daß jetzt selbst wenn alle Einwanderungen plötzlich aufhören sollten, der Zuwachs der jetzigen Bevölkerung hinreichend seyn würde, mit den Strebungen Europa's gleichen Schritt zu halten. In Nord-Amerika haben die Spanier, Engländer, Franzosen, Schweden, Dänen und Holländer ihr Glück zu machen versucht; nach manchem Kampfe blieben endlich die drei ersten Meister des Landes; Spanien behauptete den Süden, Frankreich den Norden und England war bemüht, sich auf der Ostküste immer mehr auszubreiten, und das Uebergewicht über seine beiden Nachbarn zu erlangen. Durch den Frieden von 1763 wurden die Franzosen fast ganz von dem festen Lande vertrieben und England trat in dessen Besiz; wenige Jahre nachher aber entstanden in den brittischen Kolonien selbst innerliche Unruhen, und die meisten derselben vereinigten sich zu einem eigenen unabhängigen Staatsverbande, welchen endlich auch Großbritannien selbst in dem Pariser Frieden von 1783 anerkennen mußte. In Westindien hatte Spanien den größern Theil der großen Antillen inne, während in den übrigen Theilen Frankreich und England einander das Gleichgewicht hielten, und die Holländer, Dänen und Schweden nur unbedeutende, doch für den Handel herrlich gelegene Inseln ihr Eigenthum nannten. Noch einige andere Nationen hatten früherer Zeit Besitzungen auf dem großen, im Westen gelegenen Festlande, erlangten jedoch keine politische Wichtigkeit, ihre Nachkommen verschmolzen mit der Masse neuer Einwanderer und bildete, wie in den vereinigten Staaten, ein Konglomerat aller Nationen. Die Deutschen, namentlich die Welfer zu Augsburg, bekamen Venezuela vom Kaiser Karl V. zum Lehen; die zur Ansiedelung dorthin gefandten Kolonisten verdarben aber alles, durchzogen, gleich Räuberhorden, das Land, und wurden theils durch Entbehrungen und Indianerkriege aufgerieben, theils entflohen sie; worauf die Welfer selbst eine Beszung aufgaben, von welcher sie nie einen Vortheil hoffen konnten. Pennsylvanien wurde durch deutsche Fleiß gehoben, blieb aber stets eine englische Kolonie, und schloß sich, bei Erklärung der Unabhängigkeit, den vereinigten Staaten an. Die Schweden und Holländer, die ersten Anbauer einer nachmaligen englischen Kolonie in Nord-Amerika, namentlich aber die jetzigen Staaten Delaware, Neu-Jersey und Neu-York, wurden nur zu früh von den Engländern überwältigt, und Neu-Schweden und Neu-Holland sind jetzt nur noch in der Geschichte und auf alten Karten zu finden.

Eine brandenburgische Kolonie, die sich 1687 auf der, nun dänischen, Insel St. Thomas festsetzte und daselbst ein eigenes Quartier in der Ortschaft Tappus bebaute, ging im Jahre 1718 wieder ein, und ebenso die Kolonie eines Herzogs von Kurland in Nord-Amerika.

Gegenwärtig machen die europäischen Einwanderer und deren Nachkommen das Groß der Bevölkerung Nord-Amerika's und der westindischen Inseln aus:

Die Spanier verbreiten sich noch gegenwärtig über Guatemala, die vereinigten Staaten von Mexico, die Insel Cuba, Puerto Rico, den östlichen Theil Hayti und einige der kleinern westindischen Inseln, und werden in Chapelones oder eingewanderte Spanier und in Kreolen oder im Lande geborne Spanier geschieden, mit letztern Namen aber in Guatemala, Mexico, Louisiana und Westindien alle von europäischen Eltern im Lande Erzeugte bezeichnet, ja in Westindien selbst Kreolen-Neger, von Eingeführten geschieden.

Die Engländer oder Britten bilden in den Canada's, in den brittischen Kolonien Westindiens und in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's den Hauptstamm der Bevölkerung, doch werden in den letztern auch alle Eingebürgerte, mögen sie ursprünglich irgend einer Nation angehören, mit dem Namen Anglo-Amerikaner bezeichnet. Schotten und Iren bilden in jenen Ländern die Hauptmasse, und noch jetzt machen sie das Gros der Einwanderer aus; durch Verschmelzung mit andern Nationen, durch Verbesserung ihres physischen Zustandes, durch eigenen Fleiß, erhoben sie sich in der Union zu einem Volke, das stolz ist, den Namen Amerikaner als Volks- oder Stammbezeichnung zu führen.

Die Franzosen auf Martinique und Guadeloupe, und selbst auf mehren westindischen, jetzt den Engländern gehörenden Inseln, das Hauptvolk, in Unter-Canada der größere Theil der Bevölkerung, und in Illinois, Michigan, Missouri, Louisiana und Maryland schon lange eingebürgert.

Die Holländer auf Curaçao, Guayana und einigen kleinen Inseln der Antillen, auch hier und da in den vereinigten Staaten, namentlich aber im Staate Neu-York, den sie unter dem Namen: Neu-Niederland zuerst ansiedelten.

Deutsche, nach den Britten und Spaniern in Nord-Amerika am zahlreichsten, in großer Masse in den vereinigten Staaten und Ober-Canada, namentlich aber in Pennsylvanien, Neu-York, Ohio, Virginien, Indiana, Illinois und Missouri, sonst aber auch in allen Staaten und auf allen westindischen Inseln zu finden.

Die Dänen in Grönland, auf St. Thomas und St. Croix und einzeln in der Union.

Die Schweden auf Barthelémy und hier und da in den vereinigten Staaten; der jetzige Staat Delaware wurde ursprünglich von ihnen angesiedelt, und auch in Pennsylvanien und den Jerseys waren die Schweden die ersten Urbauer.

Die Russen auf der Nordwestküste, vom Eismeere an bis herab nach Bogeda, in einzelnen Niederlassungen.

Portugiesen in Nord-Amerika gar nicht.

Juden auf den englischen und holländischen Inseln, in den vereinigten Staaten, namentlich aber in Süd-Carolina und dem Staate Neu-York, so wie in den Canada's zerstreut.

Neger und deren Nachkommen gemischten Blutes, in allen Farbennüancen, machen die Hauptmasse der Bevölkerung Westindiens, der frühern spanischen Besitzungen, und des südlichen Theiles der vereinigten Staaten.

Mestizen, die Nachkommen von Weißen und Indianerinnen, namentlich in Guatemala und Mexico und den westlichen Staaten der Union.

Nord-Amerika, bereits bevölkert genug, um zur Erhaltung seiner Macht einer von außen kommenden Vermehrung entbehren zu können, verdankt außer seinem eigenen Zuwachs nur noch zwei europäischen Ländern das Steigen seiner Bevölkerung: Großbritannien und Deutschland, und unglaublich ist es, wie bedeutend die Zahl der Einwanderer aus jenen Staaten, seit 1783 gewesen ist. Nach Buchanan's Berechnung (siehe dessen lehrwürthe Schrift *Emigration practically considered*. London, 1828. p. 36) haben seit 1783 bis 1828 aus Großbritannien eine und eine halbe Million

Menschen sich in Nord-Amerika niedergelassen, unter diesen wenigstens eine Million Ir-
länder, 250.000 Engländer und eben so viele Schotten. Nach offiziellen, vom britischen Un-
terhause zum Druck beförderten, Dokumenten betrug die Gesamtzahl derer, welche von
1812 bis 1821 nach den vereinigten Staaten auswanderten: von Irland 30.653 Seelen, von
Schottland 4.727 und von England 33.608 Seelen. Außerdem wanderten in diesen Jahren
nach den britischen Besitzungen in Nord-Amerika aus: von Irland 47.223, von England
23.783, von Schottland 19.971, zusammen 90.977 Seelen. Folglich betrug die Gesamtzahl
der Auswanderer aus Großbritannien und Irland nach Nord-Amerika in den 10 Jahren
1812—1821, 159.965 Seelen (*Encyclopaedia americana* by Fr. Lieber. 1830. Vol.
IV. p. 492). Nach William Irving sind nach den britischen Besitzungen in Nord-
Amerika, in den Jahren 1821—1829 99.394, nach dem britischen Westindien 16.142
Menschen ausgewandert. In Quebec allein landeten im Jahre 1829 gegen 18.000
Seelen, und in den ersten neun Monaten des nächsten Jahres 47.708 Einwanderer.
(Allg. Preuß. Staatszeit. 1831 Nov. 28.) Im Jahre 1830 kamen allein nach Ober-
Canada 67.000 Individuen aus Großbritannien, meistens aus Irland. Eine
Quebecer Zeitung berichtete im Jahre 1830, daß der Zuwachs der Bevölkerung, welche
die britischen Provinzen in Nord-Amerika und den vereinigten Staaten seit 1816 von
Europa durch Einwanderung erhalten haben, nicht weniger, als im Durchschnitt jährlich
auf 35.000 Seelen, oder für die verfloßenen 14 Jahre im Ganzen auf 490.000 Seelen
angeschlagen werden könne. (*Encyclop. americ.* Vol. IV. p. 492.) Seit 1830 hat
sich die Zahl der Einwanderer bedeutend vermehrt, auch die der Deutschen verdoppelte
und verdreifachte sich, und von 1831—1836 kann man jährlich im Durchschnitt
80.000 Seelen in Nord-Amerika, aus allen Ländern Europa's, annehmen.

b) Die Deutschen in Nord-Amerika.

Beinahe 200 Jahre waren seit Entdeckung des nördlichen Festlandes durch die
beiden Cabot vergangen, als auch die Deutschen, zurückgehalten durch kirchliche
Streitigkeiten im sechzehnten und verheerende Kriege im siebzehnten Jahrhundert, zu-
erst Theil an den, von den Europäern in der neuen Welt gegründeten Kolonisationen
nahmen, und zwar unter Vermittlung von William Penn, welcher auf seinen Reisen
in Deutschland von ihrem Fleiße, ihrer Sparsamkeit und ihrem musterhaften land-
wirthschaftlichen Betriebe sich anschaulich zu überzeugen oft Gelegenheit gehabt hatte.
Von der britischen Regierung für langjährige Forderungen mit einem großen Landstrich
belehnt, welcher noch jetzt von ihm seinen Namen führt, war er sogleich darauf be-
dacht, diese reiche Einöde durch Deutsche urbar machen zu lassen, und sie dadurch
im Werthe und Preise unendlich zu erhöhen. (Braun's Amerika, p. 152 u. ff.) In
Deutschland hatte sich, wie in England, eine nicht unbedeutende Partei gebildet, welche,
wie ein Jahrhundert früher, der ursprüngliche Protestantismus gegen die
Hierarchie des Papstes protestirte, und die diesem genommene Gewalt und
Einkünfte dem Fürsten und dessen weltlichen Beamten übertrug, um als neue Pro-
testanten nicht nur gegen diese kirchliche Güter-Metamorphose und gegen jede
kirchliche Autorität, sondern bald auch gegen jede politische Autorität sich
wandten, und gestützt auf mißbrauchte oder verkehrt angewandte Aussprüche der
Bibel, eine radikale Reform der Kirche, nach Anleitung dieses Buchs verlangte,
und gegen die neugeschaffene, weltliche Hierarchie ebenso protestirend auftrat,
als diese vorhin gegen die katholische Hierarchie sich erhoben hatte. Die
übergroße Hitze des religiösen Zeitalters wurde bedeutend abgekühlt; aus diesen

Protestanten gegen den Protestantismus, aus diesen kirchlichen Radikalreformern gingen nun alle die verschiedenen Secten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervor, welche man gewöhnlich, da sie nicht selten in dunkle Ideen sich vertieften, „Mystiker,“ oder weil sie eine besondere Frömmigkeit und Gottesfurcht zu begründen strebten, „Pietisten“ nannte, die aber, da sie sich gegen das Ansehn und die Herrschaft der weltlichen Hierarchie erhoben, von dieser fast eben solche Verfolgungen und Bedrückungen zu erdulden hatten, als diese zuvor von der geistlichen Hierarchie. Ueberall gedrängt, und bei weltlichen Großen, denen sie keine neue Gelegenheit darbieten konnten, durch reiche Kirchenpfünden ihre Einkünfte abermals zu vergrößern, eines Hauptpunkts ermangelnd, auch durch ihre Uebertreibungen ihre eigene Sache alles höhern Schutzes und Beistandes selbst verlustig erklärend, wanderten diese, vom herrschenden Protestantismus verfolgten Protestanten, nachdem sie nirgends in Europa die Ansichten ihres überspannten religiösen Eifers realisiert sahen, scharenweise dem neuen Kontinent zu, in dessen Wüsten keine Macht der Erde die praktische Durchsetzung und Begründung der von ihnen verkochten Ansichten zu wehren im Stande war. Am Gestade des Delaware, der Susquehanna und des Ohio winkte denen, die in dem alten Vaterlande sich verspottet und gekränkt, verfolgt und zurückgestoßen gesehen, eine neue Heimath, und kaum hatte W. Penn, mit 20 Schiffen voll Ansiedler, am 1. Nov. 1682 sein neues Reich im Westen betreten, als er schon bedacht war, durch Aufforderung ihm gleichgesinnter Schaaren aus Deutschland, den Werth seiner neuen Kolonie zu erhöhen. Unter Leitung des 1650 zu Sommerhausen unweit Limburg in Franken gebornen Doctor juris Franz Daniel Pastorius, sehen wir schon am 20. August 1683 die ersten Deutschen in Philadelphia anlanden, und unter ihrem Führer, der nicht nur das Amt eines Friedensrichters, sondern auch eines Religionslehrers geraume Zeit hindurch bei ihnen bekleidete, sämmtliche Gleichgesinnte von Penn, am 24. Oktober 1685 die jetzt blühende Landstadt Germantown gründen, und sich hier eben so sehr durch ihren Fleiß, als durch ihren musterhaften, sittlichen Lebenswandel auszeichnen. Bald folgten ihnen Scharen Gleichdenkender und gleich ihnen in Deutschland verfolgter und verspotteter Brüder und Schwestern nach, und besonders trieb die, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von den Franzosen planmäßig betriebene Verwüstung der Pfalz, wozu sich wenige Jahre darauf die heftigsten Religionsbedrückungen gesellten, jährlich viele Tausende verfolgter und zu Grunde gerichteter Protestanten aus diesem schönen aber unglücklichen Lande nach Amerika, und hier vorzugsweise nach Pennsylvania.

Der Fleiß, die Ausdauer und der musterhafte Betrieb des Landbaues, wodurch sich die in Pennsylvania niedergelassenen Deutschen vor allen Ansiedlern aufs Rühmlichste auszeichneten, bewog die Gouverneure der benachbarten britischen Provinzen, Emissäre nach Deutschland zu senden, um auch diese „fruchttragenden Bienen“ in ihre Provinzen zu locken. (Braun's Amerika p. 163.) Diese Emissäre, welche später auch von englischen und holländischen Kaufleuten im südlichen Deutschland gehalten wurden, um friedliche Bewohner zur Auswanderung nach Nord-Amerika zu verleiten, und mit ihnen viele Schiffe zu befrachten, versprachen den in der Welt- und Länderkunde gänzlich unerfahrenen Deutschen goldene Berge. Jeder in Deutschland leibeigene oder zins- und herrendienstpflichtige Bauer sollte in Amerika ein Edelmann werden, dem der König von England die schönsten, einträglichsten Rittergüter, von Schwarzen bebaut, unentgeltlich verleihe; ein solches Land, wie Amerika, gebe es in der ganzen Welt nicht; auch wolle der König jeden Kolonisten auf seinen Schiffen ohne Vergütung hinüber fahren lassen. Da war Keiner, der diesen armen Bethörten die Augen öffnete, der ihnen zugerufen hätte, „daß Amerika das Land des

Schweißes und der Arbeit sey,“ und erst nach großen Mühen und angestrengtem Fleiß in einen heitern Garten umgewandelt werden könne, und durch solche Verführungskünste abgefeimter Werber verleitet, denen der verruchte, in der Pfalz geübte Religionsdruck trefflich zu statten kam, geschah es, daß im Jahre 1709, in der Pfalz und am Rhein überhaupt, ganze Gemeinden nebst ihren Predigern ihre Heimath verließen, um nach Amerika hinüber zu gehen. In demselben Jahre trafen 32.468 Deutsche in London ein, hoffend dort die Erfüllung der ihnen zugesagten Verheißungen zu finden, sahen sich aber betrogen und enttäuscht, und obwohl die britische Nation sich dieser Unglücklichen mit lobenswerther Wohlthätigkeitsliebe annahm, dieselben auf der Schwarzen-Heide in verschiedene Lager vertheilt, und dort auf königliche Kosten versorgt wurden, so sahen doch nur Wenige von diesen Kolonisten das gelobte Land Nord-Carolina, dem die Meisten als dem Ende ihrer Drangsale hoffend entgegen harrten. Die einseitige und kurzsichtige Politik des damaligen britischen Ministeriums, statt sich durch so eine bedeutende Anzahl von Kolonisten, welche von Kindheit auf in Fügbarkeit wohl eingeübt waren, in den Kolonien einen festen Halt- und Stützpunkt zu verschaffen, sendeten diese deutschen Bauern, die zur Kolonisirung eines Landes am besten geeignete Volksschicht, in den armeligsten Umständen nach Deutschland zurück. Ueber die Hälfte von ihnen, siebenzehntausend, fanden in England ihr Grab, oder wurden den Wellen zur Beute. Nach Irland wurden 4.000 gesandt, und nahe bei Arbella und Udair, und unweit der Stadt Rath-Keale, liegen noch vier ausschließlich von den damals hierher gesandten Pfälzern bewohnte Ortschaften. 1.600 sollten die Klippen der Scilly Inseln anbauen, wurden aber auf die Protestation der Einwohner, daß sie sich selber kaum ernähren könnten, nebst ihrem Prediger, Augsburgerischer Konfession, nach Deutschland zurückgeführt, und eben diese Rückreise mußten 3.584 Katholiken antreten, die ihrem Glauben nicht entsagen wollten. Nur ein kleiner Theil, nicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen, ungefähr 5000, durften im folgenden Jahr, 1710, nach Neu-York und Carolina abgelehn, und erreichten das Ziel ihrer Kolonisirung, doch nicht ihrer Leiden, denn so ersprießlich auch die Einwanderung fleißiger Landleute dem damals noch wenig bevölkerten Lande gewesen wäre, so sehr wurden sie durch die überspannten Forderungen des habfüchtigen Gouverneurs Robert Hunter von Neu-York, und des alle Kanäle des Reichthums gern in seine Tasche leitenden Grundherrn Livingston, auf dessen Gebiet sie sich niederließen, niedergebrückt. Die Familie Livingston erwies sich bei der Ankunft der Pfälzer so wenig liberal gegen diese, daß sie jeder Familie nur 10 Morgen bewaidetes Land zur Urbarmachung, gegen einen jährlichen Kanon von Dienstgefallen, voll engherziger Kärglichkeit, anweisen ließ, und kaum war diese Abgabe bestimmt, als auch der Gouverneur Hunter auftrat, und im Namen des Königs die sich auf 150—200.000 Thaler belaufenden Ueberfahrtskosten in Anspruch nahm, und die Ansiedler verpflichtete, dieselben durch Theer- und Hanflieferungen abzuverdienen. Die armen Pfälzer, jetzt übler daran als im Vaterlande, wurden durch diese doppelten Forderungen des unerfülllichen Grundbesizers und des gierigen Gouverneurs hier ganz zu Boden gedrückt, und unter solchen Umständen ihr Aufenthalt am Hudson nicht mit Erfolg gekrönt; dazu kam, daß unsere Pfälzer sowohl von der Theerbereitung als dem Hanfbau nichts verstanden, und durch Abgaben gedrängt, nicht zu Kräften kommen konnten, so daß der Gouverneur sich endlich bewogen fühlte, ihnen die noch rückständigen Ueberfahrtskosten zu erlassen. Im Livingstoner Walde des Cantons Columbia hatten die Pfälzer bereits mehre Dörfer, als Germantown, damals German- oder East-Camp, auch wohl Palatinetown, oder schlechtthin the Camp, Lager, Niederlassung, genannt, Thaerbusch, Ancram und andere Orte angelegt, und doch verließen sie diese, mit großer Anstrengung aus der Wildniß hervor gezauberten

Ortschaften, nicht im Stande, den gräßlichen Vampyrismus ihres unbarmherzigen Grundherrn länger auszuhalten, und warfen sich in die Arme der, von ihnen früher so sehr verabscheuten Indianer, indem sie sagten: sie hätten nun das Leben unter civilisirten Völkern von solch einer Seite, in solch einem Grade kennen lernen, daß es ihnen völlig zum Ekel geworden wäre; „lieber unter den rohen, allein unverdorbenen Wilden todt, als unter den in allen Künsten der Bosheit und Schalfheit nicht einstudirten Civilisirten lebendig!“ Mit diesen Empfindungen verließen gegen einhundert fünfzig Familien im Jahre 1713 die hier angelegten Ansiedelungen, und wandten sich gegen 100 englische Meilen westlich zu den Mohawks, einem am Schoharieflusse lebenden Indianerstamme. Mit diesen Naturmenschen, die ihnen eine bedeutende Strecke Land zur Ansiedlung abtraten, lebten sie zehn Jahre in behaglicher Eintracht und gutem Vernehmen, richteten sich mit unsäglichlicher Mühe im rauhen Walde Wohnungen ein, und verwandelten, unter Hunger und Kummer, einen sehr bedeutenden Theil des unter ihrem kräftigen Arm gefallenen Waldes in freundliche Saatländer und Wiesenauen (Mühlenberg's Nachr. v. d. evang. Gemeinden 2. Forts. XI. S. 974). Doch auch hier verschleuchte die Armen der verruchte Geist einer habfüchtigen, nimmersatten Rasse. Gouverneur Hunter, erbittert, daß sie das, so weit entfernt liegende Land am Schoharie von einem Indianerstamme sich erwarben, ohne zuvor seine Genehmigung unterthänigst einzuholen, auch wohl lüstrten nach den bereits mit blühenden Saaten prangenden Fluren, welche der unermüdete Fleiß der Pfälzer aus der, von den Mohawks ihnen abgetretenen öden Wildnis in wenigen Jahren hervorzuzaubern verstanden, suchte jetzt die durch vereitelte Hoffnung von Gewinn und gekränktem Stolz doppelt gesteigerte Erbitterung an den Deutschen zu rächen, und trat, nachdem er den rechten Zeitpunkt dazu wohl berechnet, mit der Ausführung seines von graßer Gewinnsucht ihm eingegebenen satanischen Planes hervor, indem er ihnen plötzlich anzeigte: „er habe das von ihnen angestodelte Land, worauf sie damals schon sieben Dörfer angelegt, an sieben vornehme Kaufleute in Neu-York und Albany verkauft, von denen sie dasselbe entweder wieder zu kaufen oder zu pachten suchen, oder widrigenfalls es sogleich ohne alle Vergütung für aufgewandte Kulturkosten verlassen müßten.“ (Braun's Amerika p. 178.) Diese abgefeimte Tücke erfüllte die Pfälzer mit wüthendem Ingrimm, denn das ihnen von dem Mohawks abgetretene Land war deren erb- und eigentliches Stammland, und schon während des Aufenthalts der Pfälzer in England, im Jahre 1709, wo eine Abgesandte der Maqua oder Mohawk-Nation in London am Hofe der Königin Anna eintrafen, die damals das hier aufgeschlagene Lager der Deutschen besahen, schenkten sie jenen den ihnen zugehörigen Strich am Schoharie, wie es hieß, für die Deutschen (s. Mühlenberg's Nachr. Forts. XI. p. 974); daß leider so oft praktisch begründete Lösungswort: „Gewalt geht vor Recht!“ bewährte sich auch hier. Die armen Pfälzer ihrer durch sauren Schweiß urbar gemachten Ländereien beraubt, wollten nicht abermals Knechte der Mächtigen, noch ihre Herrendienst- und Zehntpflichtigen, mit Einem Worte, ihre „modernisirten Sklaven“ werden. „Der Gott, der uns über die Tiefen des Meeres und durch die Stürme desselben sicher geleitet, der uns während dreijähriger, von der bevorrechteten Livingston'schen Familie erduldeten Erpressungen und Auszugungen in Tharbusch gnädig erhalten, der wird auch ferner gnädig über uns wachen und uns führen, daß wir endlich in's ersehnte Land der Freiheit gelangen, und hier die Früchte unsers Fleißes für uns und unsere Familien in ungestörter Ruhe genießen, und nicht schwelgenden und prassenden Müßiggängern wie in Neu-York abzugeben gezwungen werden. Wohlan Brüder, laßt uns nach Pennsylvanien ziehen, nach jener Provinz, die ein Mann gegründet, der unverdorben von dem jetzt fast Alles mit sich fortreisenden Luxus, nicht in der Ausübung

Falter Gebräuche einer wenig erwecklichen Staatsreligion, sondern im treuen Glauben an den Weltverföhner, und in ungeheuchelter Liebe zu allen Menschen das wahre Christenthum sucht und wirklich findet.“ So sprachen die älttern Freiheit suchenden Seelen der Pfälzer zu Schohary, und als sie sich im Jahr 1723 fast sümmtlich, mit Ausnahme einiger an Geist und Körper Schwachen und Kränklichen, aufmachten, das Land verlassend, welches sie von den Mohawks erhalten, und mit sauern Schweiß während eines Zeitraums von zehn Jahren urbar gemacht, als sie nun durch eine ungebahnte tiefe Wildniß, von mehr als 200 englischen Meilen, sich einen Weg bahnen mußten, ehe sie Zulphoccon an der Swattara, einem Flusse, der sich unweit Middletown in die Susquehannah ergießt, in Pennsylvania, das heiße Ziel ihrer Wünsche erreichten, da zeigten sie sich abermals als Männer voll hoher Thatkraft und bewundernswerther Ausdauer, die es nicht bei bloßen Worten bewenden ließen, sondern der Freiheit wahrhaft würdig waren (Braun's Amerika ic. p. 183). Der jüngere Theil der Deutschen, durch „Geld und Branntwein“ die Aristokratie Neu-Yorks auf deren Seite gebracht, beurkundeten sich als „blinde Kämpen der Geldaristokratie und des Feudalismus“, und zogen es vor, lieber als elende, armselige Pächter und Miethlinge ihr Leben hinzuschleppen, und das von ihnen urbar gemachte Land von der Geldaristokratie in Pacht zu nehmen, als nach Zulphoccon auszuwandern, erreichten aber auch nie einen so blühenden Wohlstand, als ihre nach Pennsylvania gezogenen Brüder, für die nun bald Zeiten der Ruhe und Fülle eintraten. Die schauerliche Wildniß wandelte sich, unter ihren kräftigen Artschlägen und ihrer die Erde auflockernden Pflugbaar, in liebliche Gefilde. Sparsamkeit, Fleiß, warme Religiosität und andere treffliche, häusliche und moralische Eigenschaften zeichnen noch bis auf diesen Tag ihre Nachkommen vor allen übrigen Bewohnern aufs Musterhafteste aus, und neben ihren angestammten Sitten haben sie auch die Sprache ihrer Voreltern aufrecht erhalten. Mögen auch sie, von keinem verderblichen Neuerungsfigel verblendet, treu den Sitten ihrer entschlafenen Vorfahren, gleich jenen, ihre Pilgerschaft mit Ehre und Ruhm gekrönt vollenden!

Noch trauriger ging es dem kleinen Häuflein der nach Nord-Carolina gewanderten deutschen Kolonisten. Auch ihre Zahl schmolz bedeutend, bevor sie das Land ihrer Wünsche erreichten, und im gelobten Lande, wie es damals genannt wurde, mußten sie mehr noch, als in Deutschland und der Schweiz, unter dem drückenden und ausfäugenden Joche der Nachkommen jener acht hartherzigen und habgierigen Grundbesitzer seufzen, denen König Karl II. diese Provinz verliehen, und sie auf Kosten der Krone mit großen Privilegien begabt hatte. Von diesen Grundbesitzern wurden unsere Deutschen gerade auf solche Punkte gestellt, wo sie den Angriffen der Indianer am meisten ausgesetzt waren, um gleichsam die Vorposten und Schutzmauern gegen diese zu bilden. Wohl erfahren in der Bereitung des Traubensaftes und im Ackerbau, waren sie leider der Kriegskunst unfundig und erlagen daher, als im Jahr 1712 die Tuscarora, Coree und andere damals in Nord-Carolina haufenden Indianer, mit großer Uebermacht auf sie hervorstürzten, in einer Nacht 137 Kolonisten ermordeten (Graham's History etc. II. 176), und wahrscheinlich die ganze Kolonie aufgerieben haben würden, hätten sich nicht einige der überfallenen Pflanzler wie durch ein Wunder der Vorsehung dem überall lauernnden Feind entzogen, die Kunde des Ueberfalls schnell über das Land verbreitet, alle Waffenfähige zusammen gezogen und, durch Hülfe aus Süd-Carolina unterstützt, den Feind mit beträchtlichem Verlust weit zurückgenorfen. So rauh und dornenbestreut auch die, den Deutschen in Nord-Carolina und Neu-York vorgezeichnete Bahn war, mit so vielem Elend und Ungemach dieselben auch dort zu kämpfen hatten, um ein Land urbar zu machen, das mit so vielen Waldungen und Morästen bedeckt war, dennoch verzagten sie nicht, sondern

setzten muthig und voll Vertrauen auf eine höhere Vorsehung, das Angefangene standhaft fort. Zwar schweigen von den stillen, ohne Kanonendonner und Schlachtengeschrei, gelegten Anfängen der Kultur fast alle unsere Geschichtschreiber, und doch kann dem eigentlichen Bürgerlande wohl nichts mehr Beachtung und Theilnahme einflößen, als ein Werk, das ganz von ihm ausgegangen, das bloß von ihm geleitet wurde, und wo er nicht als ein dem Lockhummel folgendes Schaf hinter Trommel und Trompete, sondern als leitender und selbstständig eingreifender Theilnehmer und Gründer erscheint. Dank daher dem Dr. Braun in Deensen, der in seinem Werke: „Amerika und die moderne Völkerwanderung,“ uns eine Geschichte der Ansiedlung in Nord-Amerika gegeben, wie wir bis jetzt noch nicht besaßen, und der namentlich die Geschichte der Deutschen in diesem Werke so ausführlich behandelt, daß wir mit Bewunderung und Stolz auf die seltene Ausdauer und den unerschütterlichen Fleiß unserer, hier im Vaterlande früher gedrückten, dort aber erst das Leben sich mühsam mit Art und Pflug erkämpfenden Landsleute blicken!

Um dieselbe Zeit, im Jahr 1716 (Sidon's die vereinigten Staaten v. II. 231), wurden auch unter Leitung eines ehemaligen schwedischen Offiziers, von Aronshurg, der unter Karl XII. gedient und eine Würtembergerin geheirathet hatte, die erste deutsche Kolonie in Louisiana gegründet. Die Kolonisten, größtentheils aus Elsaß und Württemberg, siedelten sich, sechs französische Meilen oberhalb Neu-Orleans, im Kirchspiel St. Charles, in einer Gegend an, die deshalb noch jetzt Coté des Allemands, German Coast, genannt wird. Ihre Nachkommen befinden sich im Wohlstand und geben noch bis auf diesen Tag durch ihre beibehaltene Sprache und ihre Physiognomie ihre Abkunft sogleich zu erkennen (Duvallon Schilderung v. Louisiana v. Borr. XVIII).

Unter den ersten Ansiedlern der weislichen Welt genossen die Deutschen des besten Rufes, und noch jetzt stehen sie hier unter allen den verschiedenen Kolonisten nach dem rühmlichen Zeugnisse anglo-amerikanischer Schriftsteller (Encyclop. americana etc. IV. 492), oben an. Durch ihre Freiheitsliebe, ihre Achtung der Menschenrechte, selbst bei der von so manchen Egoisten verachteten Negerrace, zeichnen sie sich vorzüglich aus, und sie waren es, von denen zuerst, bald nach ihrer Ankunft in Pennsylvanien, 1688, die Behauptung ausging: „die Sklaverei sey mit den Grundfäßen des Christenthums unvereinbar (Graham's History etc. II. 460).“ Um diese, von den Weißen so tief herabgewürdigte Menschenklasse, so wie um die gleichfalls verachtete und sehr zurückgesetzte Race der Ureinwohner, haben sich die Deutschen sehr verdient gemacht, und die ehrwürdige Brüdergemeinde war es, die zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Indianer, durch die Verkündigung des Evangeliums, für die Wohlthaten der Civilisation und Kultur empfänglich machte (Graham etc. II. 429).

In moralischer Hinsicht hat sich um die Kultur und Civilisation der westlichen Hemisphäre keine Nation größere Verdienste erworben, als die deutsche, und in materieller stehen sie jeder dort angesiedelten Nation gleich. Pennsylvanien, Neu-York, Maryland, Virginien, Ohio, Indiana, Illinois und Missouri, Staaten, in denen sie sich am meisten niedergelassen, haben sie durch ihren Ackerbau, der den fernern Nachbarn weit verdunkelt, zu den ersten Staaten der Union gemacht, und dadurch den wahren Grund zu Amerika's Größe gelegt, und durch ihre in Pennsylvanien angelegten Papier-, Linnen- und Tuchmanufakturen wesentlich zur Bereicherung des Landes beigetragen. Obgleich die ersten Ansiedler mit Ungemach und Elend aller Art zu kämpfen hatten, fanden sie doch Nachfolger in Menge. Briefe an die in der alten Heimath zurückgelassenen Verwandten und Freunde setzten diese bald in Kenntniß, daß sie für alle erduldeten Mühseligkeiten und Drangsale dadurch, daß sie hier zu vollem, unbeschränktem Eigenthum und zu wahrer individueller Freiheit, ohne allen

Beisatz von Feudalismus gelangten, sich hinlänglich entschädigt fühlten; ihre ganz der Wahrheit gemäß, in einem schlichten und ungekünsteltem Style abgefaßten Berichte von dem Leben und Treiben in der neuen Welt, waren für die unterdrückten und nothleidenden niedern Klassen so aufmunternd, daß sie, mit Ueberwindung eines ihnen angestammten Phlegma's, sich jährlich zu Tausenden aufmachten und der neuen Welt zueilten. Im Jahre 1729 betrug die Einwanderung in Pennsylvanien allein 6.200 Seelen, von denen der größere Theil Deutsche und Irländer waren, und 1742, als der Graf von Zinzendorf hier eintraf, einige Gegenden des Innern bereiste, und zum Emporkommen der hier angelegten Kolonien der Brüdergemeinde nicht wenig beitrug, war die Zahl der seit 1683 eingewanderten und gebornen Deutschen bereits so bedeutend, daß sie sich auf 100.000 Seelen belief (Hirsching's hist. lit. Handb. VII. 230 ff.). Die Auswanderungen aus der Pfalz und den Rheingegenden überhaupt, so wie aus der Schweiz, wurden von nun an immer bedeutender. Der Oberst Johann Peter Pury aus Neuenburg begab sich mit einer Schaar seiner Landsleute, denen mehre Deutsche aus andern Gegenden folgten, nach Carolina und gründete 1733 am nördlichen Ufer des Savannah, im Distrikt Beaufort, die noch jetzt unbedeutende Stadt Puryßburg. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz gab Pury einige Nachrichten über Süd-Carolina heraus, welche nachher Viele zur Auswanderung reizte. Eine der zahlreichsten Schaaren ging bald darauf, unter Führung des Landeshauptmanns Tobler und des Predigers Zuberbühler von St. Gallen, nach Nord-Carolina ab. Das Jahr 1732 gewährt uns in der Auswanderung der aus kurz-sichtigen Bigottismus vertriebenen Salzburger nach Georgien, ein Seitenstück zur Auswanderung der Pfälzer (Panse Gesch. d. Ausw. 1c. 188). Unter Leitung des Baron von Kef trafen in jenem Jahre 116 vertriebene Salzburger in Georgien ein und gründeten zwei Städte, Alt- und Neu-Ebenözer, und in den nächsten Jahren folgten ihnen so bedeutende Züge, daß hier bald zwei deutsche Kirchen augsbургischer Konfession errichtet werden konnten. Im Jahre 1734 folgten ihnen 400 Auswanderer aus Zürich, unter Leitung des Predigers Götschi von Salaz, von denen aber nur Wenige, nach vielem ausgestandenen Ungemach, Pennsylvanien erreichten. Im Herbst 1749 kamen, nach Mühlenberg (Nachr. v. d. evang. Gemeinden 1c. Forts. V. p. 125), bloß in Philadelphia 25 Schiffe an, auf denen sich 7.049 Deutsche befanden, die ungerechnet, welche unterwegs starben. Im Herbste des folgenden Jahres war, nach demselben Berichtersteller (Nachr. 1c. Forts. VI. 369), die Einwanderung der Deutschen wieder eben so stark, als das vorhergehende Jahr, und 1751 war die Einwanderung aus der Pfalz, dem Durlach'schen und Württembergischen so bedeutend, daß in Philadelphia allein 22.000 Seelen eintrafen, die ungerechnet, die nach Neu-York oder Neu-Schottland sich begaben. Besonders stark waren die Auswanderungen nach Amerika aus den Rheingegenden und der Schweiz in den Hungerjahren 1770 und 1771. Der Befreiungskrieg, in welchem England zur Bezwingung seiner empörten Kolonien von einigen deutschen Fürsten Truppen miethete, oder vielmehr per Kopf mit 30 Thalern kaufte, brachte ebenfalls viel Deutsche ins Land, und nach geschlossenem Frieden, 1783, blieben allein von den braunschweigischen Truppen 1.200 Mann und 7 Offiziere in Amerika zurück, und von den übrigen hierhergeschickten ansbachischen, waldeckischen, anhaltischen und insbesondere hessischen Truppen blieben gleichfalls eine sehr bedeutende Zahl zurück, die wir (Braun's Amerika 1c. p. 208) wenigstens auf sieben-tausend Seelen berechnen dürfen. Die unfreiwillige Hereinsendung deutscher Truppen nach Amerika hatte die Folge, daß nach der Rückkehr derselben der Auswanderungsgeist auch in Gegenden geweckt ward, wo er früher tief geschlummert hatte, nämlich im Hessischen. Im Braunschweigischen ward der Auswanderungstrieb durch

eine Verordnung vom 29. März 1784, bei Verlust des Vermögens nicht nach Amerika zu gehen, wieder in seine vorigen Grenzen zurückgewiesen, und Sachsen brachte drei Mandate, von 1764, 1771 und 1772, welche ein Feind der Auswanderung noch im Jahre 1831 auf den Verfasser dieses Werkes angewandt wissen wollte, nach welchen Jeder, der zur Auswanderung verleitet, wenn es auf dem Lande geschieht mit zweijährigem, in der Stadt bis mit fünfjährigem, und wenn viele Familien darnach auswandern sollten, mit zehnjährigem Zuchthaus, ja nöthigenfalls mit dem Strange bestraft werden solle!

Nach beendigtem Revolutionskrieg, 1783, nahmen zwar die Auswanderungen nach Amerika, die während des Krieges in Stocken gekommen waren, wieder ihren Anfang, waren aber bis Ende des Jahrhunderts nicht mehr so bedeutend als früher, da in dieser Zeit der Zug der Auswanderung sich mehr nach Rußland, Gallizien, Siebenbürgen und Ungarn richtete.

Das neunzehnte Jahrhundert beginnt mit einer der wichtigsten und anziehendsten Kolonisationen, der Versetzung der württembergischen Harmoniegesellschaft unter Rapp an den Großen-Conaquesing in Pennsylvania, für uns Deutsche eine der interessantesten Erscheinungen, die wohl verdient, daß wir dieselbe am Schlusse dieser Einleitung ausführlicher beleuchten, da sie uns lehrt, wie durch Beharrlichkeit, Fleiß und Religiosität, selbst bei geringen Mitteln, Großes ausgeführt werden kann. Ähnliche Unternehmungen, doch von weniger glänzendem Erfolg, wurden von jener Zeit an fast jährlich unternommen. Dufour von Montraux bei Vevey und Ger Dbouffier gründeten 1805 die Schweizerkolonie und Stadt Neu-Vevay in Neu-Schweizerland, Staat Indiana und eine Menge pennsylvanische Deutsche siedelten sich in Kentucky, Tennessee und Illinois an. Die Einwanderung aus Deutschland, welche schon begann lebhafter zu werden, wurde durch die von Napoleon verordnete Kontinentalsperre beschränkt und hörte später, während des Krieges zwischen England und der Union, fast ganz auf, erwachte dagegen nach dem Pariser Frieden mit verstärkter Kraft. Besonders im Jahre 1816 waren die Auswanderungen aus Deutschland stark und wurden auf 17.000 Seelen geschätzt; noch bedeutender im Hungerjahre 1817, wo gegen 30.000 Deutsche aus der Pfalz, Württemberg, Hessen und der Schweiz in die Union einwanderten. Aus Württemberg allein waren, nach Venturini (Chronik des 19. Jahrhunderts Band XVI. p. 335), im Jahre 1817: 16.000 und 1818: 9.000 Menschen ausgewandert. Im Jahre 1818 segelten allein an 30.000 Menschen Mainz vorüber den Rhein hinab (Gall's Auswanderung Th. 1 S. 12), zum Beweise, daß die Theuerung des vorhergehenden Jahres nicht die einzige Ursache des Auswanderns gewesen, und im folgenden Jahre war der Strom der Auswanderung noch fast eben so stark. 1818 wurde in Bern eine Kolonisationsgesellschaft gestiftet und 1819 dieselbe unter Galls, Steigers und Reichenbachs Leitung auf zwei Schiffen nach Amerika geführt; wo sich die Kolonisten aber bald zerstreuten. Eben so wenig Erfolg hatte das Unternehmen des Amtraths Ernst zu Almenstedt bei Hildesheim, der eine fast 300 Köpfe starke Gesellschaft nach Bandalia in Illinois führte; Pläzers und Bromme's Gesellschaft, größtentheils Hessen und Württemberger, die 1821 in Baltimore landete, zerstreute sich ebenfalls, ein Geist der Vereinigung war nicht zu finden! Mittlerweile richteten sich die Züge deutscher Auswanderer, gelockt durch lobpreisende verführerische Darstellungen, nach Brasilien, Buenos-Ayres, Columbia und Mexico, wo sie aber größtentheils nicht das erwartete Glück, sondern nicht selten selbst ihre billigsten Hoffnungen bitter getäuscht fanden. Vom Jahre 1825 an, wo die Ueberschwemmungen des Rheins aufs neue momentane Noth unter Tausende brachte, begannen die Auswanderungen, die von 1821 bis dahin nur unbedeutend gewesen waren,

vom Neuen, und wurden, namentlich im Baden sehen, so Aufsehen erregend, daß die großherzogliche Regierung sich genöthigt sah, neue geschärfte Gebote dagegen zu erlassen. Diefem Beispiele folgte die württembergische Regierung bald nach, und unter ähnlichen Umständen ward dieß Verbot im Jahre 1826 auch im Großherzogthum Hessen erneuert; dessenungeachtet mehrte sich die Auswanderungslust und der Andrang nach holländischen, französischen und deutschen Häfen, bis 1830 gingen durchschnittlich jährlich 10,000 Seelen, von da bis 1834 jährlich 16 — 20,000 Auswanderer aus Deutschland nach Nord-Amerika ab; 1835 minderte sich die Zahl bis auf 8,000; 1836 aber wurde der Andrang wieder bedeutender, und in Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans landeten allein 23,432 Deutsche.

Jetzt umfaßt die deutsche Bevölkerung Nord-Amerika's eine Seelenzahl von mehr als einer und einer halben Million, die folgendermaßen vertheilt sind:

In Pennsylvanien	550.000 Seelen.
„ Ohio	270.000 „
„ Virginiten	125.000 „
„ Maryland	80.000 „
„ Nord-Carolina	55.000 „
„ Neu-York	50.000 „
„ Süd-Carolina	40.000 „
„ Illinois	25.000 „
„ Missouri	20.000 „
„ Indiana	20.000 „
„ Tennessee	20.000 „
„ Kentucky	15.000 „
„ Michigan	15.000 „
„ Alabama	10.000 „
„ Louisiana	8.000 „
„ Georgien	8.000 „
„ Neu-Jersey	5.000 „
„ Mississippi	5.000 „
„ den übrigen Staaten zerstreut	5.000 „

Zusammen in den vereinigten Staaten 1.326.000 Seelen.

Hierzu kommen noch:

In Neu-Schottland	19.000 „
„ Neu-Braunschweig	8.000 „
„ Ober-Canada	20.000 „
„ Nieder-Canada	5.000 „
„ Neu-Fundland, Labrador, Grönland und am rothen Fluß	5.000 „
„ den mexicanischen Freistaaten	10.000 „
Auf den westindischen Inseln	8.000 „

1.401.000 Seelen.

Außer diesen leben in Nord-Amerika noch mehr als 100,000 sogenannte Frisch-Deutsche, welche von Deutschen und deren Nachkommen abstammen, sich aber ihrer Abstammung schämen, obgleich sie ihre schlechte Aussprache des Englischen hinlänglich verräth und die in der hier gelieferten Uebersicht nicht mit aufgenommen sind, und doch wagen einige geographische und statistische Schriftsteller, welche auf's Genaueste ausgerechnet haben, wie viel europäische Sprachen in Amerika gesprochen und von wie vielen Individuen diese geredet werden, zu behaupten „Deutsch werde in Amerika

gar nicht geredet“, während mehr als Hunderttausende von Deutschen noch jetzt dort kaum zehn Worte im Englischen richtig zusammen zu setzen wissen!

Die in einem großen Theile Deutschlands überhand nehmende Noth, die Bedrückung von Seiten Höhergestellter, die Allmacht des Beispiels anderer Nationen, die in Amerika blühende Kolonien besessen und mit betriebsamen Menschen zu bevölkern und zu civilisiren suchten, und günstige Berichte einzelner nach Amerika ausgewandeter Landsleute, haben in Deutschland den Trieb zur Auswanderung erweckt, und wahrlich: Uebersiedelung, Hoffnung des Gewinns und Gedeihens, die steigende Noth im Vaterlande, vielfältig erfahrene Täuschung und jahrelanges vergebliches Harren nach Verbesserung, sind Gründe genug, die Menschen fortzutreiben und zu bewegen, jenseits des Meeres ein neues Vaterland sich zu erringen, was immer auch unsere gut gepflegten Moralisten, Priester und Beamte dagegen sagen mögen. In Württemberg erwachte der Instinkt zur Auswanderung am ersten, pflanzte sich auf die Schweiz fort und zog sich von dort an beiden Seiten des Rheins hinab. Die beiden Hessen, Franken und später Sachsen haben aus ihren fleißigen Familien reichliche Beiträge geliefert; Preußen und Schlessen blieb nicht zurück und selbst die Westphalen, bei denen vorzugsweise Heimathsliebe zu Hause ist, und denen es an Bodenfläche zur Urbarmachung nicht fehlt, gingen seit den letzten Jahren an sich nach reichern Segnungen der Natur zu sehnen, als der magere Sandboden ihres Vaterlandes ihnen darbot. Der Mensch hatte zu viel gelitten, und in ihm war die Ahnung von einem ihm gebührenden Zustande mächtig erwacht, wenn auch dieser Zustand nicht von Allen mit gleicher Klarheit erkannt wurde, und Viele nur dem Triebe einer mißverständenen Demagogie folgten: das gewohnte Alte war ihnen nicht mehr das einzig Mögliche; sie wollten nicht mehr im Ueberliefernten ohne Prüfung fort vegetiren, sondern Neues versuchen, nachdem es ihnen mit Wahrscheinlichkeit etwas Besseres versprach; sie wollten nicht mehr in dem Angewohnten, sondern im Vernunftmäßigen die Richtschnur ihres Handelns finden, und gingen an zu begreifen, daß sie bestimmt wären, freie Erdenbürger zu seyn und es sich nicht erlauben dürften, sich und die Ihrigen die Vortheile zu berauben, welche aus dem Erwerb eines unbeschränkten Eigenthums und aus dem Leben unter persönlich freien, ihre Angelegenheiten selbst verwaltenden Menschen, entstehen würden. Fern von allen diesen oft überspannten Hoffnungen finde ich, nach eigener Ueberzeugung, daß nur der erleichterte Landerwerb, verbunden mit schützenden Gesetzen, und der Wegfall aller hindernden Gewerbeschränken das Glück ist, was ein deutscher Auswanderer in Amerika finden kann, und deshalb wird Amerika noch Jahrhunderte der Zufluchtsort Aller seyn, die in Europa mit Riesenschritten der Verarmung entgegen eilen.

Tausende, die mit überspannten Erwartungen nach Amerika hinübersegelten, fanden sich dort bitter getäuscht und sahen nur zu spät ein, daß für sie im väterlichen Hüttchen, obgleich es nur ein Eigenthum von wenigen Spannen bedeckte, ein gewisseres Glück zu finden war, als in den weiten Fluren und Wäldungen der neuen Welt, und zu spät erlangten sie die Ueberzeugung, daß der Profum in der Wirklichkeit ein reelleres Gut ist als die Persische Tafel in der Einbildung! Trotz aller Schriften über die westliche Welt ist Amerika dem Deutschen immer noch ein fremdes falsch gewürdigtes Land, in welchem jeder die Bilder seiner Phantasie glaubt realisiren zu können, und deshalb kommt es, daß die Reisten bei ihrer Ankunft sich getäuscht finden, daß ihre Erwartungen nicht befriedigt werden, daß sie mit Trauern an die verlassene Heimath zurück denken, der sie zu leichtsinnig den Rücken gefehrt! Durch falsche Vorsegelungen verlockt, glaubt ein großer Theil der deutschen Auswanderer im transatlantischen Reiche durch Nichtsthun Reichthümer, ein ruhiges, sorgenfreies Leben zc. erringen zu können, und vergessen, was schon viele unpartheiische Menschenfreunde ihnen zuriefen, daß Amerika kein poetisches Arkadien ist, wo ewiger Frühling blüht, oder ein

Paradies, welches alle Bedürfnisse ohne Mühe und Arbeit in größter Fülle darbiete; vergessen, daß der Schweiß überall das Maas menschlicher Glückseligkeit, und Amerika vorzüglich das Land des Schweißes und der Arbeit sey!

Die in neuerer Zeit von Tausenden mit Liebe ergriffene Auswanderungs-Idee der Deutschen verdient näher beleuchtet zu werden, und welches Werk eignete sich zu dieser Beleuchtung wohl mehr als das vorliegende, dessen Zweck ist, eine ausführliche Schilderung der größten Hälfte des Welttheils zu liefern, nach welchem die moderne Völkerwanderung ihre Schritte gewendet hat! Die Zeiten, wie sie jetzt sind, wo trübe Wolken den bürgerlichen Horizont verdüstern, ermuntern wahrlich nicht, das Aeußerste abzuwarten, und Jeder, der sein und der Seinigen Wohl bedachte, rüfete sich, die alte Welt mit der neuen zu vertauschen; der mit jedem Jahre mehr schwindende Wohlstand bewog seit Jahren ganze Massen, sich dem allgemeinen Auswanderungszuge anzuschließen, und so kam es, daß Deutschland seit 1831 gegen 50.000 der noch Mittel habender Staatsbürger der neuen Welt zugeselzten, überzeugt, daß dort, bei gleichem Fleiße, ihnen eine heitere Zukunft lächeln, daß dort ihre Familien, statt ihnen Last und Sorgen zu machen, die Quellen ihres Wohlstandes werden könnten. Tausende von Deutschen wandern nach den vereinigten Staaten und Canada, dort eine neue Heimath zu gründen und um ihren Nachkommen durch vernünftige Anwendung ihrer Kräfte eine hoffnungsvollere Zukunft zu bereiten, als sie daheim hätten erringen können. Eingekommen von Amerika, als einem Eldorado, bestimmet sich aber leider nur der kleinste Theil jener Auswanderer vorher um die wirklichen Verhältnisse Amerika's und glaubt schon genug gethan zu haben, wenn er sein Bündel schnürt und der neuen Welt, auf Besserung seiner Lage hoffend, zusteuert! So natürlich und achtungswerth auch nun dieses Streben nach Verbesserung des physischen Zustandes ist, so darf und sollte doch der Entschluß der Auswanderung nicht das Werk einer aufgeregten Einbildungskraft, noch irgend einer Leidenschaft, die den alten Erdtheil momentan in Schatten stellt, sondern der Ueberlegung und Vernunft seyn, welcher weder das Gute noch Bedenkliche des Unternehmens sich verschweigt und Alles treu und unpartheiisch sich vorlegt und abwägt. Man darf sich insbesondere nicht verhehlen, daß jede Auswanderung von einem angebauten in ein unangebautes Land an und für sich schon und von Haus aus von gewissen unvermeidlichen Uebeln begleitet wird, die man im Schooße der Civilisation nicht kennt und ahnt und die man wohl beherzigen muß, ehe man den Lockungen seiner Phantasie folgt. Hat man sich aber einmal für Auswanderung entschieden, dann muß man aber auch recht fest dazu entschlossen und ein Mann von unerschütterlichem Charakter seyn, der sich durch Schwierigkeiten nicht entmuthigen läßt, sondern es nimmt wie es kommt und das Unternehmen kraftvoll durchführt! Wer diese Kraft aber nicht in sich spürt, wer nicht alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellen können, schon im Voraus erwogen hat, wer vorzüglich aber dem Phantom einer mißverstandenen Freiheit nachjagt und sich einem feindlichen Elemente anvertrauen will, um das Feenland aufzusuchen, das reizend und herrlich vor seiner Phantasie, nirgends aber in der Wirklichkeit liegt, dem rathe ich, selbst wenn er schon im Begriff wäre, das Fahrzeug zu besteigen, das ihn der fremden Welt zuführen soll, eine schleunige Flucht zurück ins Vaterland nicht für zu spät zu halten, und nicht nach Seifenblasen zu haschen, die, wenn er ihrer habhaft werden sollte, in ihr Nichts zerpringen.

Wir wollen das Gute, was Amerika, namentlich aber die nordamerikanischen Freistaaten dem Auge des unbefangenen Beobachters darbieten, nicht verkennen, da manche herrliche Einrichtung von dort nach Europa zurück gepflanzt werden könnte, und um gerecht zu seyn, die Vortheile aufzählen, durch welche fortwährend Ansiedler aus Europa nach dem wichtigsten Theile Nord-Amerika's gezogen werden: die Verfassung des

ganzen Staatenkörpers sowohl als der einzelnen Glieder, welche ihn constituiren, ist im Ganzen vortrefflich, und mit Hinzufügung großer Verbesserungen, die theils der Zeitgeist, theils die Natur der Demokratie anrieth, eine Nachahmung der Englischen, die, wie der scharfsinnige Montesquieu bemerkt, selbst nur für eine Kopie von der Verfassung der alten Germanen, wie sie uns Tacitus schildert, angesehen werden muß. Nirgends gewährt das Gesetz den Menschenrechten eine stärkere Brustwehr gegen Gewalt und Tyrannei; nirgends ist bürgerliche Freiheit gegen jeden Angriff gesicherter. Keine Spur von Feudal-Regierung, keine politische Scheidewand der Stände, keine Leibeigenschaft, keine Frohnen, keine Zehnden, keine Jagdgerechtigkeiten; Jeder ist von dem Lande, das sein Schweiß urbar machte, vollkommen Herr; der Fluß, der es bewässert, die Minen, die er darin findet, sind sein unantastbares Eigenthum. Kein Priester-Despotismus (selbst nicht mehr in Mexico), weil der Staat nirgends Priester besoldet, und weil die Geistlichen von den Gemeinden abhängen, die sie zu ihrem Hirten ausersehen, sie bezahlen und, wenn sie das Unglück haben, ihnen zu mißfallen, sie mit andern vertauschen können; also auch kein Gewissenszwang, keine aufgedrungene Glaubensformel; es herrscht in jeder Rücksicht (mit Ausnahme von Mexico und Guatemala) die vollkommenste Religionsfreiheit, und der selbst von Friedrich dem Großen in seinen Mémoires de Brandenbourg als wahr anerkannte Satz, daß die Aufsicht über den innern Menschen ganz außerhalb der Grenzen einer guten Regierung liege, ist nirgends so sehr in seinem ganzen Umfange gedacht und angewendet worden, als von den Washingtons, Franklins, Bowdoins u. a., die nach den denkwürdigen Ereignissen in Boston (siehe Elsners Geschichte der vereinigten Staaten) die Stifter der nordamerikanischen Unabhängigkeit wurden. Die Presse ist völlig frei, und hier darf die Zunge das, wozu sie die Natur bestimmte, das Organ des Herzens, seyn. Die Abgaben sind überall ungemein mäßig und nur wenige von ihnen sind direkt zu nennen. Es giebt keine Zünfte, die Regsamkeit des Bürgers erliegt unter keinem Drucke, und Jeder kann ein beliebiges Geschäft betreiben, oder mit demselben wechseln, wenn das alte nicht mehr nährt. Hierzu kommen die mannigfaltigen Zweige der Industrie, die in keinem Lande der Welt sich solcher Verbesserungen zu erfreuen hatten, der bis jetzt so gewinnvolle Handel, und die Aussicht, seinen Kindern, wenn man nur halbweg vom Glück begünstigt wird, ein hinreichendes Auskommen zu hinterlassen, und sie ohne große Mühe vorthellhaft zu versorgen; weshalb auch hier viele Kinder, besonders da sie die kostbaren Arbeiter ersetzen, hier als ein wahrer Reichthum angesehen werden. Hierzu kommt ferner für den Ehrgeizigen der Reiz, der in dem Gedanken liegt, daß er, wenn er sich durch seinen Kopf auszeichnet, Einfluß in die Regierung, die so ganz demokratisch ist, erhalten und sich zu den ersten Staatsämtern emporzuschwingen könne. Diese letztern Vortheile sichern die Gesetze einem Jeden, der in Amerika naturalisirt ist, und seinen Eid als Bürger geleistet hat. Allein um naturalisirt zu werden, wozu früher bloß ein Aufenthalt von zwei Jahren im Lande erforderlich war, macht es ein Gesetz von 1795 zur ausdrücklichen Bedingung, daß man sich fünf Jahre in den Freistaaten aufgehalten haben müsse, nach deren Verfluß man sich bei dem nächsten Gerichtshof zu melden und Zeugnisse seines Wohlverhaltens beizubringen hat. Diese scheinbare Strenge gegen Ausländer datirt sich aus einer Periode, in welcher sich unter den Einwanderern viele unruhige Köpfe befanden, die von den extravaganteren Ideen der französischen Demagogen ergriffen waren und für die Ruhe des ohnehin in Partheien getheilten Staatenvereins nicht anders als sehr gefährlich seyn mußten. Außer diesen könnten wir hier noch eine Menge anderer, theils natürlicher, theils politischer Vortheile, die Amerika seinen Einwanderern verspricht, aber nicht immer gewährt, auführen, die, gleich den Farben, mit welchen Iris ihre Pfade im Gewölk bezeichnet, leuchten und, wenn man sich ihrer bemächtigen will, öfters ver-

schwänden. Was nützt es aber, ihrer zu erwähnen, wenn wir unsern Landsleuten nicht die Gewißheit geben können, sie zu besigen? oder, wiegen etwa die Verheißungen der Möglichkeit die Leiden der Wirklichkeit, die so zahlreich, so zerstörend für Lebensglück und Familienruhe sind, so sehr auf, daß sie ihnen an die Seite gestellt werden, daß sie dieselben vergessen machen könnten? Der Weg nach Amerika ist für Tausende der Eingang zu einem guten Leben, aber er führt durch die Schrecknisse des Todes. Einzelnen wird in Amerika ein Glück lächeln, was sie in Europa nie gefunden haben würden, aber Tausende werden dort untergehen, die zu voreilig und ohne sich zu prüfen dem Vaterlande den Rücken gekehrt, und erst, wenn durch vernünftig geleitete Auswanderungen und durch gemeinschaftliche Niederlassungen dort für Deutsche gesorgt wird, werden die Deutschen dort eben so gedeihen als englische und schottische Ansiedler und die Harmoniten in Rapps Kolonie, ohne durch Religionszwang gebunden zu seyn!

Allgemein ist man heutiges Tages darüber einverstanden, daß der Charakter der Völker nicht bloß von moralischen Principien und ihren zurückwirkenden Resultaten, den Gesetzen, der Staatsverfassung, der festgestellten Religion, der Erziehung und dergleichen, bestimmt und individualisirt werde, sondern daß auch die physischen Eindrücke, welche sie erhalten, daß auch das Klima, unter welchem sie leben, einen großen Antheil daran habe; die Mehrheit in einem Lande (das Volk) wird mehr oder weniger ein Produkt des Klimas, und nur das Individuum, das seine höhern Zwecke schärfer ins Auge zu fassen und zu würdigen versteht, zerbricht diese Ketten und seine Handlungen sind rein menschlich und frei. Das veränderte Klima hat durch seine unaufhörlich wiederholten Einwirkungen Veränderungen in dem Charakter aller in Amerika angesiedelten europäischen Nationen hervorgebracht, und aus ihnen ein neues Volk: *Amerikaner* gebildet, und nur die Deutschen, welche sich in Amerika niedergelassen haben, scheinen eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, denn selbst bei denjenigen, welche am längsten daselbst angefaßen sind, namentlich aber in Pennsylvanien, welches zur größten Hälfte deutsch ist, findet man die ursprünglichen vaterländischen Charakterzüge und Sitten wieder, und wenn sie ja einige Veränderungen erlitten haben, so sind diese so unbedeutend, daß sich zwischen den amerikanischen und europäischen Deutschen kaum einige leichte Unterschiede feststellen lassen. Die Deutschen sind nicht geeignet, ihren Charakter schnell zu verändern; die Natur mag ihnen lieblosen oder um sie stürmen, sie sind Eiskämme, die ihren Eindrücken widerstehen und die sie entwurzeln muß, wenn sie ihr in diesem Zustande nicht gefallen. Ihre härtere Organisation umgiebt sie gleichsam mit einer Rinde, welche die Natur langsam zu zerstören hat, bevor es ihr gelingt, in ihr Inneres einzubringen und ehe die Veränderungen, mit welchen sie umgeht, zu Stande kommen, verfließen Jahrhunderte. Die Deutschen sind weniger empfänglich für physische Eindrücke als ihre europäischen Nachbarn, und die bürgerliche Verfassung der deutschen Staaten hat wesentlich dazu beigetragen, das natürliche Pfligma der Deutschen noch zu vermehren, indem sie den Unterschied der Stände zu scharf bestimmte, und die gegenseitige Annäherung, noch mehr aber das Emergiren aus einem niedern in einen höhern Stand oft unglücklich erschwerte. Ehemals mochte dieser Druck die Schultern, auf welche er fiel, verwunden, jetzt ist ihn der Sohn vom Vater, vom Großvater her gewohnt und er schmerzt nicht mehr. Dies hat einen verderblichen Schlendrian im Volke, d. i. unter den niedern Ständen, als der Masse, zur Folge gehabt, der einen Jeden noch gerade so viel thun läßt, als er den Vater thun sah, und als zum Erwerb des Geldes nöthig ist, denn nur bei diesem Schalle klopft noch das matte Herz. Auch der Britte, der Franzos, der Italiener seufzte unter der Härte des Feudalsystems, aber den ersten spornte das seiner Nation eigne Ehrgefühl, den zweiten Eitelkeit, den dritten Leidenschaften, glühend und aufbrausend, wie sein Besuw, die engen Schranken zu durchbrechen und sich auf sonnigere

Höhen emporzuschwingen. In dem kälteren Gemüth der Deutschen waren jene Leidenschaften gemäßiget; viele kennt er nicht einmal, z. B. das Gefühl seines bürgerlichen Werthes, oder das politische Ehrgefühl, das man unter den niedern Ständen vergebens sucht, und so erhielt das Phlegma, aus welchem er sich hätte herausarbeiten sollen, immer neue Nahrung. Während sich also durch jenes muthige Streben der genannten Nationen gemeinnützige Kenntnisse in die niedern Volksschichten verbreiteten, stehen die letztern in Deutschland in der That noch auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur, und nirgends gibt es des Gemeinen so viel, als bei uns. Alle drehen sich im behaglichen Kreise des Gewohnten, und nirgends findet das Neue mehr Widerspruch, als in Deutschland, weil man nirgends weniger Lust hat, neue Kräfte daran zu setzen, als hier. Was soll denn also die Natur in diesen leeren trägen Seelen verändern, wenn sie nach Amerika kommen? Ach, sie kann nichts, als diese Trägheit selbst umwandeln; sie kann nichts, als die schlafenden Kräfte wecken, daß sie sich gestalten und zum muntern Spiele zusammenschließen; anstatt zu verändern, muß sie erziehen, und das kann sie ohne einen leitenden Verstand nimmer. Das Charakteristische, was die Deutschen in Nord-Amerika auszeichnet, wird von ihnen mit desto größerer Hartnäckigkeit beibehalten, da sie die Sitten der Völker, welche sich mit ihnen in jene fruchtbaren Flächen getheilt haben und mit ihnen eine Herde, ein eigenes Volk ausmachen sollen, fortwährend mit mißtrauischen Augen betrachten. Die Habsucht und der hochstrebende Geist ihrer englischen Nachbarn eckelt sie an, die Verachtung und Härte, deren Opfer sie gleich nach ihrem Eintritte wurden, hat ihre Gemüther von ihnen entfernt, die Arglist, mit welcher sie aus ihrer dummen Ehrlichkeit die größten Vortheile zu ziehen verstanden, empörte sie; was blieb ihnen übrig, als sie an einander zu halten und Alles, was irgend eine Gemeinschaft zwischen ihnen und ihren Nachbarn veranlassen konnte, sorgfältig zu meiden? Wozu konnte sie der Troß, welchen sie ihnen entgegen setzten, stärker antreiben, als zu der Festhaltung der Sitten ihrer Väter, besonders da sie, als die Minorität, auf keine andere Weise sich zu helfen und zu rächen wußten?

Auch selbst die Religion trägt dazu bei, daß jene Charakterveränderung erst in einer entfernteren Folgezeit erwartet werden muß. Die gemeinen Deutschen, sie mögen Katholiken oder Lutheraner seyn, sind in ihrem Glauben noch sehr bigott, und im südlichen Deutschland, aus welchem Nord-Amerika die meisten deutschen Einwanderer zieht, ist dies noch mehr der Fall, als im Norden. In den nord-amerikanischen Staaten hat jede Sekte freie Religionsübung. Die engherzigen Deutschen, obgleich selbst die Schöpfer einer Menge von Sekten, befinden sich hier unter Menschen, deren bloßer Name sie schon bei ihrer nichtverstandenen Liebe zu ihrer Religion zittern macht. Wenn Menschen von dieser Art in einem Staate herrschen: so sind sie intolerant und grausam; wenn sie nicht mehr Rechte besitzen, als Andere: so schließen sie den Mund unter einander um so enger, und suchen durch eine treue Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Väter, in welchen sie ihr beschränkter Verstand oft die ganze Tugend finden läßt, das gefährlichste Gift der fremden Lehren von sich entfernen. Genau in dem letztern Falle befinden sich die Deutschen in Nord-Amerika, und die gebildeten Einwanderer der letzten Jahre sind noch nicht zahlreich genug und zu sehr verstreut, um einen Einfluß auf die alten Ansiedler ausüben zu können. Wenn nun auch oben bemerkt worden ist, daß ein neues Klima die Wirkung eines ältern schnell verändert, sobald die Unterschiede zwischen beiden stark sind und mächtig und leicht durch die Sinne empfindbar werden müssen, gilt dieses nicht von den beiden Klimaten, von welchen diese Deutschen das eine vormalig hatten, das andere jetzt haben. Zwar wohnen sie, der Wahrheit nach, in Breitengraden, welche dem Aequator näher liegen, als die in ihrem alten Vaterlande, aber darum sind in jenen die Strahlen der Sonne weder brennender, noch die Luft ausgebehnter, als in diesen, und man kann annehmen, daß diejenigen,

welche in Amerika zwischen dem 38. und 40. Grad nördlicher Breite wohnen — und da wohnen die meisten — im Allgemeinen kein anderes Klima haben, als diejenigen, die in Deutschland unter dem 48. Grade leben. Nur in den südlicheren Theilen Nord-Amerika's, wo ein Tropenklima herrscht, und in den südlichen Gegenden der vereinigten Staaten hat das Klima, obgleich es an plötzlichen Uebergängen von großer Hitze zu einer schneidenden Kälte nicht fehlt, an Wärme so viel gewonnen, daß alle Verschiedenheiten zwischen ihm und dem deutschen Klima auffallender seyn müssen, allein hier ist die Zahl unserer Landsleute noch im Verhältniß zu klein, und die daselbst Angefiedelten haben sich größtentheils erst seit Kurzem dort eingefunden, so daß die Veränderungen, welche durch die Einwirkungen des Klima im Charakter vorgehen, an ihnen noch nicht sehr bemerkbar seyn können. Die Natur kann also hier, da die Verschiedenheiten zwischen beiden Klimaten nicht so sehr in die Sinne fallen, wenn sie Veränderungen in dem Charakter der nord-amerikanischen Deutschen hervorbringen soll, nicht anders als mit einer ungewöhnlichen Langsamkeit operiren, und wenn sie nicht von andern Umständen unterstützt und begünstigt wird, so werden in einem Jahrhundert die amerikanischen Deutschen noch nicht viel anders seyn, als sie gegenwärtig sind. Bisher hat die Staatsverfassung Amerika's noch nicht viel gethan, um den Charakter der Deutschen anders zu gestalten, oder vielmehr, die Deutschen verstanden es nicht, dieselbe für sich zu benutzen. Sie sichert Jedem den Genuß der höchsten bürgerlichen Freiheit zu, aber eben diese Freiheit ist von den letztern bisher nur als das beste Mittel, das bleiben zu dürfen, was sie von Alters her waren, geliebt und benutzt worden; und selbst der Antheil, welchen sie an der Staatsverwaltung haben, ist von diesen Phlegmatikern nicht mit der Wärme ergriffen worden, welche er verdiente; ein neuer Beweis, daß derjenige, der herrschen soll, erst zum Herrscher reif seyn müsse. Was aber die Erziehung betrifft, so ist diese, wie wir weiter unten zeigen werden, unter den Deutschen in Amerika noch nicht zu einem so erfreulichen Zustande gediehen, daß sich wohlthätige Veränderungen in dem Charakter der Deutschen von ihr erwarten ließen.

Die Deutschen in Nord-Amerika sind, wie wir bereits wissen, größtentheils aus den südlichen Gegenden ihres alten Vaterlandes dorthin eingewandert. Vor ihnen ging der Ruf der Arbeitsliebe, der Ordnungsliebe, des Gehorsams voraus; und daher sind nicht nur Privatpersonen sehr begierig, sie in ihre Dienste zu bekommen, und ziehen deutsche Dienstkleute jedem Andern vor, sondern einzelne Staaten suchten die Zahl ihrer deutschen Ansiedler zu vermehren, da sie sahen, wie durch ihren Fleiß und ihre Beharrlichkeit Pennsylvanien einer der ersten Staaten geworden war. Dessen ungeachtet sind sie nicht in allen Staaten in gleicher Menge; der Gedanke, unter ihren Landsleuten zu leben, hat mehr Reiz für sie, als die Einladungen der letztern. In Pennsylvanien und Ohio leben die meisten und hier müssen wir sie aufsuchen, um in den Stand gesetzt zu werden, ein richtiges Urtheil über sie zu fällen. Die andern Staaten, in welche sich die deutschen Einwanderer zerstreut haben, sind schon oben angeführt, und aus jener Uebersicht ersehen wir, daß in die südlichen Staaten sich bis jetzt noch nicht viele begeben haben, und größtentheils wohl daher, weil der Anbau des Tabaks, des Reises, des Indigo's ganz andere Kenntnisse erfordert, als sie besitzen, und sie also auf's Neue lernen müssen, was eben ihre Sache nicht ist, besonders wenn es mit Aufopferungen geschehen muß, welche diese, nach einem baldigen Glücke begierigen, Ansiedler nothwendig scheuen müssen.

Die nord-amerikanischen Deutschen sind handfest und von starkem Gliederbau; unwahr aber ist es, was einige Reisende behaupten, daß die in Amerika gebornen Deutschen schwächer an Kräften wären, als ihre Vorfahren! Als Landwirthse stehen die Deutschen in Nord-Amerika in großem Ruf, und im Voraus verdient es angemerkt

zu werden, daß sie sich, wenn sie sich ankaufen wollen, weniger um gute Lagen, als um die besten Ländereien bewerben, und sich weder durch den hohen Preis, welchen man dafür fordert, noch durch ihre Entlegenheit abschrecken lassen. Da jedoch die letztere den erstern vermindert, so kaufen sie sich gewöhnlich in entlegenen Gegenden an, sobald nur ihre Fruchtbarkeit gewiß ist. Haben sie dieselben in Besitz genommen, so brauchen sie ihre äußersten Kräfte, sie sobald als möglich urbar zu machen. Auch verändern sie den einmal errungenen Besitz nicht leicht, ganz gegen die Sitte ihrer Nachbarn, der Anglo-Amerikaner, welche, von ihrer Wanderungslust getrieben, bald da, bald dort ein Stück Waldung roden, ein paar Ackerlande urbar machen, ein Blockhaus erbauen und das Ganze dem ersten besten Einwanderer verkaufen, um weiter in der Wildniß von Neuem zu beginnen. Den Deutschen ist es am angenehmsten, wenn sie solche, zum Theil schon urbar gemachte Ländereien kaufen können, um den Schwierigkeiten und Beschwerden des ersten Anbaues überhoben zu seyn, dann ahmen sie auch dem zwar leichten, aber in seinen Folgen schädlichen Verfahren ihrer Nachbarn, die Waldungen abzutreiben, nie nach. Anstatt nämlich die Bäume zugleich mit den Wurzeln auszuroden, welches Schweiß genug kostet, begnügen sich die amerikanischen Landwirth und Ansiedler, die Bäume einige Fuß über der Erde zu fällen, um die Stümpfe Feuer zu legen, um das Wiederaus schlagen derselben zu verhindern und die Stämme, die nicht zu Einfriedigungen gebraucht werden, zu verbrennen. Die Wurzeln selbst lassen die Amerikaner in der Erde stehen, in welcher sie binnen sechs bis acht Jahren vermodern. Die Deutschen hingegen lassen sich die Mühe, die Bäume mit den Wurzeln auszuroden, nicht verdrießen, und haben dann den Vortheil, daß sie nicht nur weniger Ackergeräth zu Grunde richten, sondern auch leichter pflügen, eggen und das Getraide leichter einernbten. Auf den Feldern bauen sie vorzüglich Weizen, Roggen, indianisches Korn (Mais) und Kartoffeln, und gewinnen nach und nach von diesen Artikeln so viel, daß sie den größten Theil davon in die Seestädte führen und verkaufen können. Flachs, Hanf und Tabak bauen sie nur in gewissen Gegenden, und da auch nur selten mehr, als zum eigenen Verbrauch nöthig ist.

Ganz vorzügliche Sorgfalt wenden sie auf ihr Vieh, ganz im Gegentheil von den anglo-amerikanischen Ansiedlern. Die Menge desselben ist auf den einzelnen Pflanzungen (Farmen) gerade nicht sehr groß, aber die Besitzer entziehen lieber sich selbst Ruhe und Bequemlichkeit, als daß sie dasselbe einige Noth leiden lassen. Wenn sie sich ansiedeln, so bauen sie dem Vieh noch weit eher ein Obdach, als sich selbst. Die Ställe sind mit den Scheuern in der Regel unter einem Dache, damit das Herbeischaffen des Futters ihnen desto weniger Zeit raube. Dies sind gewöhnlich sehr große Gebäude, welche neben dem Wohnhause des Ansiedlers wie Riesen neben Zwergen erscheinen. Die Ställe sind bequem, weitläufig und hell, im Innern herrscht ziemliche Reinlichkeit, und sie werden überall gut unterhalten. Sie lassen ungleich mehr Land zu Wiesen liegen, als die anglo-amerikanischen Landwirth zu thun gewohnt sind, die selten an ordentliche Ställe denken, sondern das Vieh Jahr aus Jahr ein in den Wäldern herumirren lassen und haben so den Sommer und Winter hindurch vortreffliches und überflüssiges Futter. Dies letztere wird dem Vieh in der reichlichsten Menge gegeben, und an ein Knickern dabei, wie es oft in Europa und selbst unter den Engländern in Amerika gewöhnlich ist, ist bei ihnen nicht zu denken. Im Winter geht ihre vorzüglichste Sorge dahin, das Vieh warm zu halten, denn sie wissen, daß sie dabei Heu, Mais und Maisblätter ersparen, und daß das Vieh, wenn es friert, bei weitem mehr frist, als wenn es in einer behaglichen Wärme steht. Diese und andere Sorgen werden reichlich genug belohnt. Ihre Kühe geben doppelt so viel Milch, als die ihrer englischen Nachbarn, denn welchen Nutzen kann eine mit Eisjacken bedeckte Kuh geben, deren tägliches Futter kaum in einem halben Duzend Maiskolben besteht und etwas schlechtem erfrornen Grase, daß

ſie ſelbſt unter dem Schnee hervorfuchen müſſen! und die Pferde der deutſchen Anſiedler ſind durch ihre Größe und Wohlbeſeittheit und durch die Stärke, womit ſie große Laſten fortziehen, vor allen andern kenntlich. Das nämliche gilt jedoch nicht von den Schaafen, deren Zucht biſher in Nord-Amerika faſt allgemein vernachläſſigt wurde, daher auch die Wolle im Ganzen einen ſo geringen Grad von Feinheit hat, daß ſie nur zum häuslichen Verbrauche dient.

Es gibt noch manches Andere in der Landwirthſchaft der amerikaniſchen Deutſchen, wodurch ſie ſich vor andern Amerikanern auszeichnen. So iſt z. B. das Düngen bei ihnen gewöhnlicher, als bei den Leßtern, ob ſie gleich das beſte Düngungsmittel, den Miſt, nicht hauſhälteriſch genug aufſparen, ſondern einen Theil deſſelben verloren gehen oder vom Regen auslaugen laſſen, und dafür Kalk, Gyps und Mergel auf die Felder bringen. Ihre Umzäunungen, Einfriedungen (Fences), werden in dem beſten Stande erhalten und ſind hoch genug, daß die Kühe, Schaafe und Schweine ihrer Nachbarn, die im Freien weiden, nicht auf ihre Aecker kommen und denſelben Schaden zufügen können, ſo daß auch hierdurch eine deutſche Form leicht erkannt wird. Es iſt ein großer Fehler der Amerikaner, daß ſie das Holz, deſſen allzugroße Menge ihnen bei ihren Anſiedelungen allerdings ſehr unwillkommen ſeyn mußte, zu gering achteten und es auf die nutzloſeſte Weiſe verſchwendeten, woher es auch kommt, daß viele Landwirthſche jetzt ihr nöthiges Bau- und Brennholz aus großen Entfernungen herbei zuſchaffen haben und ihr Zugvieh durch den beſchwerlichen Transport zu entkräften genöthigt ſind, und daß ſich ſogar in manchen Gegenden bereits wirklicher Mangel an dieſem Bedürfniß zeigt, der es zu ungeheuren Preiſen hinantreibt. Den deutſch-amerikaniſchen Landmann trifft dieſer Vorwurf jedoch nicht. Sie gehen mit ihrem Holze ſehr hauſhälteriſch um und erſparen erſtlich eine große Menge deſſelben, indem ſie es bloß in Deſen, und nicht, wie die Amerikaner engliſcher Herkunft, in Kaminen verbrennen ſo daß ſie nur den vierten Theil der Feuerung brauchen, ſondern man ſieht auch viele von ihnen ihre Holzungen da, wo es die Natur der Gegend geſtattet, ebenſo ſorgfältig einhagen, als wenn es Kornfelder wären, damit das frei herumlaufende Vieh den jungen Anflug nicht beſchädigen kann.

Was aber ihre Dekonomie vorzüglich auszeichnet, das ſind die großen nußbaren Gärten, welche ſie, was ſie aus ihrem alten Vaterlande gewohnt ſind, dicht bei ihren Häuſern anlegen und die faſt nichts weiter als Küchengewächſe enthalten. Die Gartenkunſt befindet ſich, ſo wie die Obſtkultur, in Nord-Amerika noch in der Kindheit, doch haben beide in einigen Staaten, wie in Pennſylvanien, Neu-York und Ohio, ſchon größere Fortſchritte gemacht, und in erſterem Staate waren die Deutſchen durch ihr Beiſpiel die Lehrer der übrigen Einwohner. Vor ihrer Ankuft kannte man daſelbſt keine Gemüſe, außer Rüben und Kohl; ſie aber, welche Sämereien aus Deutſchland kommen ließen, haben es bald dahin gebracht, daß ſowohl ihr eigener Eiſch, als auch die Tafeln derer, welchen ſie als Kunſtgärtner dienten, zu allen Jahreszeiten mit Gemüſen von der größten Mannichfaltigkeit beſetzt werden konnte. Sie bauen Obſt in großer Menge, und mancher Landwirth hat Aepfel- und Pfirſchgärten von 8—10 Acker Größe, nur ſollte auf die Veredlung der Arten eine bei weitem größere Sorgfalt angewendet werden. Aus ihrem Vaterlande ſind ſie gewohnt, einen Theil deſſelben zu dürrn und einzufrieden, und es theils als eignen Wintervorrath aufzuheben, theils zu verkaufen, und auch die Sitte, aus den gewonnenen Aepfeln Cyder zu bereiten, haben ſie wohl nicht erſt von ihren engliſchen Nachbarn gelernt, da ſie, wie bekannt, in den ſüdlichſten Theilen Deutſchlands, beſonders am Rhein und in Württemberg, ſeit langen Zeiten einheimiſch iſt.

Die Deutſchen ahmen den koſtſpieligen Gebrauch der amerikaniſch-engliſchen Landwirthſche, ſich Knechte und Mägde, die aus der Fremde einwandern, auf Jahre zu miethen und

sie zu beföstigen, nur selten nach. Bei ihnen werden alle Geldarbeiten von ihren eigenen Familien besorgt; es ist also ein Glück, eine zahlreiche Familie zu besitzen, und viele Kinder, über die man bei uns nur allzuoft die Väter bittere Klagen hören hört, werden hier um so mehr für einen Reichthum gehalten, da sich zu den Vortheilen, welche sie durch ihrer Hände Arbeit dem Hauswesen bringen, auch noch die Leichtigkeit, sie ernähren und ihnen ein hinlängliches Unterkommen zu verschaffen, gesellt. Es ist nicht selten, deutsche Landwirthe zu sehen, welche zehn bis vierzehn Kinder haben. Oft steht auch in den Geldarbeiten eine Familie der andern bei, und nur bei höchst nöthigen Arbeiten, wie in der Erndte, wo es darauf ankommt, den Segen der Felder in Schnelligkeit einzubringen, werden Arbeiter von ihnen gegen guten Taglohn angenommen. Die Geschäfte in den Gärten sind bei den deutschen Ansiedlern größtentheils dem weiblichen Personale überlassen.

Ihre Häuser führen sie im Anfange bloß aus Holz auf, und gewöhnlich bleibt der erste Ansiedler bis an das Ende seiner Tage in demselben und behilft sich, so gut er kann, indem er fortfährt, die Urbarmachung des Landes und die Pflege des Viehes sein vornehmstes Augenmerk seyn zu lassen. Der Sohn hingegen, sagen sie, soll die Verbesserungen da fortsetzen, wo der Vater aufgehört hat, und darunter verstehen sie vornehmlich, daß er das schlechte Wohnhaus in ein besseres zu verwandeln Sorge tragen müsse. Aber der Vorzug, welchen das neue erhält, besteht keineswegs in höherer Schönheit, sondern in größerer Festigkeit, indem es von Steinen erbaut wird, und in etwas mehr innerer Bequemlichkeit. Uebrigens sind diese Häuser zum größten Theile klein und unansehnlich und nehmen sich neben den großen, wirklich prachtvollen Scheuern übel genug aus. Sie sind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt, das Aeußere aber auch oft, wie bei englischen Landhäusern, mit Tischlerarbeit verziert. Das Innere derselben ist genau so, wie man es in den Bauernhäusern Deutschlands selbst sieht. In keinem derselben findet man einen offenen Kamin, wie in den Wohnungen der englischen Landleute, sondern an ihrer Stelle große viereckige Defen, welche zwar auf das Auge keine angenehme Wirkung hervorbringen, aber nicht nur Holz ersparen, sondern auch eine gleichmäßige Wärme in allen Theilen des Zimmers verbreiten. Alle Defen im Hause communiciren mit einem einzigen Rauchfange, ein Umstand, welcher diese Wohnungen auf's Neue von den der englischen Ansiedler unterscheidet von denen eine jede zwei Rauchfänge hat. In den Zimmern der Deutschen sucht man aber vergebens jene Nettigkeit und Eleganz, welche man in den Zimmern englischer Landwirthe findet, welche letztere nicht bloß wie jene leben, sondern mit Geschmack leben wollen, und keine Kosten scheuen, wenn auch nicht immer modische, doch niedliche Meubles anzuschaffen. In einem deutschen Zimmer in Pennsylvanien steht in einer Ecke der große Ofen, in der andern ein breiter Tisch. An der ganzen Wand läuft eine hölzerne Bank hin; hölzerne Stühle stehen hin und wieder. Tisch, Bank, Stühle, alles ist roth angestrichen. Ueber dem Tische ist ein Brett an der Wand befestigt, worauf die Bibliothek des Ansiedlers, die aus der Bibel, dem Gesangbuch und etwa Arndt's Paradiesgärtlein, Bagakly's Schatzkästlein und einem Rechenknecht, den Kalender nicht zu vergessen, besteht — aufgestellt ist. Alles wie bei uns auf dem Lande! Auch in ihrem übrigen häuslichen Leben sind sie in ihren alten Sitten getreu. Ihre so gerühmte Sparsamkeit geht oft in Kargheit über, denn sie versagen sich, nur mit dem Nothwendigsten zufrieden, alle Bequemlichkeiten des Lebens, um den Mammon — in alten Strümpfen aufzuheben. Im Essen sind sie erstaunlich frugal, leben aber dessen ungeachtet zehnmal besser, als in Deutschland, da sie einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln haben. Die englischen Ansiedler tadeln sie, daß sie zu viel vegetabilische und zu wenig animalische Nahrung zu sich nehmen und dadurch die Kräfte schwächen, welche ihnen zu ihrer harten Arbeit so unentbehrlich sind. Allein wenn man diesen Tadel näher untersucht: so liegt wohl nur

so viel darin, daß sie, wie alle Deutsche in Deutschland, kräftige Gemüse lieben und nicht so ausschließend, wie die Engländer nach einer bekannten Nationalität, den Genuß des Fleisches suchen. Aus dieser Vorliebe für Pflanzenkost entstehen aber gewiß in Amerika so wenig Gefahren, als in Deutschland. Unter den Gemüßen, welche sie lieben, stehen Salat, Zwiebeln, Rüben und Kohl oben an. Sie haben auch auf ihrer Reise nach der neuen Welt den Gebrauch der alten, den Kohl einzumachen und Sauerkraut zu bereiten, nicht vergessen. Auch Milch- und Mehlspeisen lieben sie und Muß von Maismehl und Klose spielen auf ihrer Tafel eine Hauptrolle. Den erbauten Weizen verkaufen sie in der Regel bis auf den letzten Buschel, weil ihnen der Gewinn einiger Thaler lieber ist, als der Genuß eines kräftigen und wohlgeschmeckenden Brods; sie selbst begnügen sich mit dem zwar nahrhaften, aber weniger einträglichen Mais, aus welchem sie ihr Brod backen. Ihre gewöhnlichen Getränke sind Cyder, Bier, Branntwein (Whisky), vornehmlich aber Cyderäl. Im Winter, wo die Feldarbeiten ruhen, weben sie aus Flachs Hausleinwand und aus Wolle einen Theil der Zeuge, den sie zu ihrer Kleidung brauchen; auch viele Strümpfe verfertigen sie aus der Leßtern. Anstatt der wollenen Decken, deren sich die Amerikaner allgemein bedienen, findet man bei den Deutschen überall Federbetten, welche sie sich selbst bereiten, die aber nicht zum Reinlichsten gehalten werden. Ueberhaupt vermißt man im Innern ihrer Wohnungen Reinlichkeit und gute Ordnung gar sehr.

Ihre Vorräthe führen sie in die Seestädte, wo sie dieselben zu sehr guten Preisen absetzen; die in Pennsylvanien lebenden Deutschen schaffen ihre Erzeugnisse größtentheils nach Philadelphia, Neu-York und Baltimore, die Bewohner der westlichen Staaten nach Pittsburg, Cincinnati, St. Louis und Neu-Orleans. Die Leßtern verfahren alle Produkte zu Wasser, die erstern aber bedienen sich zu diesem Zweck sehr großer und starker Wagen, welche mit Leinwandplanen überzogen sind und die in der Haushaltung eines jeden Deutschen ein sehr nothwendiges Erforderniß geworden sind. Sie laden oft auf einen derselben 3—4000 Pfund und bespannen jeden mit vier oder sechs von ihren starken Pferden, die elegant aufgeschirrt sind und auf deren mittelstem ein Glockenspiel angebracht ist. Diese Fußwerke ähneln den großen Frachtwagen der Fuhrleute in Deutschland und haben nur etwas Auffallendes für die Anglo-Amerikaner, deren Fuhrwerk ungleich kleiner und schwächer ist, und in den mittlern und südlichen Staaten größtentheils in einer zweiräderigen Card besteht. Nach der Erndte, in den Monaten September und Oktober, trifft der Reisende auf der Straße von Philadelphia und Lancaster oft fünfzig bis hundert solcher deutschen, mit Mehl beladenen Wagen in einem Tage.

Mit den Landleuten haben die Handwerker, welche sich aus Deutschland nach Amerika begaben, viele, ja die meisten Züge gemein. Es sind vornehmlich Schneider, Schuhmacher, Weber, Gerber, Schmiede aller Art, Rammacher, Fleischer, Bäcker, Papiermüller, Zuckerbäcker und Branntweinbrenner, welche mit Nutzen nach Amerika auswanderten. Diesen befahl natürlich ihr Vortheil, in den Städten zu bleiben, wo die meiste Nachfrage nach ihren Arbeiten war. Nichtsdestoweniger ging ihr eifrigstes Streben dahin, an dem Ort ihres Aufenthalts angefessen zu werden, und wirklich findet man auch keinen, der eine Zeit lang sein Handwerk zu treiben Gelegenheit hatte, zur Miethe wohnen, und nur der größte Theil der Einwanderer der letzten zehn Jahre treibt sich noch unstät und unangefessen zu ihrem eigenen Nachtheil im Lande umher. Auch der alte Stamm der amerikanisch-deutschen Handwerker verfügt sich, wie die Landleute, alle angenehmen Genüsse, alle Bequemlichkeiten des Lebens, fargen ängstlich und werden mit dem Sparen, wenn auch alle ihre Wünsche erreicht sind, nicht fertig. Sie sind arbeitfam, pünktlich in ihren Versprechungen, frugal in ihrer Lebensweise, billig in ihren Forderungen. Viele von ihnen haben die mechanischen

Geschicklichkeiten, welche sie aus Deutschland mitbrachten und denen man oft in Amerika einen minder hohen Werth zuerkennt, nach ihrer Einwanderung noch durch andere vermehrt, welche dort mehr geschätzt werden, und ihr Erwerb ist also um so größer. In Philadelphia, Neu-York, Baltimore, Richmond, Pittsburg, Lancaster, Charleston, Cincinnati, St. Louis, Neu-Orleans u. a. D. haben sich eine sehr große Menge deutscher Handwerker niedergelassen und befinden sich fast sämmtlich in einem erwünschten Zustande.

Die Städte, welche von den Deutschen in Pennsylvanien, Maryland, dem Staate Neu-York, Indiana, Illinois, Missouri, Georgien und West-Virginien angelegt sind, oder doch von ihnen in vorzüglicher Anzahl bewohnt werden, tragen sämmtlich die Spuren der Wohlhabenheit, und namentlich zeichnet sich Pennsylvanien darin vor allen Staaten aus. Der Reisende weist gern in den Orten Reading, Lancaster, Germantown, York, Bethlehem, Harrisburg u. a. D., deren Einwohner ganz oder zum größten Theil aus Deutschen bestehen. Er findet daselbst Nettigkeit und Sauberkeit im Aeußern, einen gewissen Anstand, der jedoch weit vom Luxus entfernt ist, einfache Sitten, gute Gasthöfe und eine liberale Behandlung in denselben. Von den Einwohnern sind die meisten in sehr guten Umständen, viele sogar reich. Vorzüglich zeichnet sich unter jenen Städten Lancaster aus, welches die amerikanischen Deutschen mit nicht geringerm Vergnügen anblicken, als die Römer ihre stolze Roma. Dort ist der Ackerbau nicht die einzige Beschäftigung der Einwohner, sondern es gibt auch sehr viele Handwerker und Mechaniker, unter welchen die Arbeiten der Seiler, Sattler, Weber, die wollene, baumwollene und leinene Zeuge fertigen, der Hutmacher, Schmiede aller Art und Stahlarbeiter vorzüglich geschätzt werden. Selbst Uhrenmacher und Goldschmiede sind hier anzutreffen, doch nur wenige von allen diesen treiben ihre Geschäfte ins Große, vielmehr rauben sie ihm noch durch die Nebenbeschäftigungen des Ackerbaues viel Zeit, die sie besser benutzen könnten, und hiervon ist nur die hier befindliche Gemeinfabrik auszunehmen, und einige sechzig Korn-, Säge-, Walf-, Del- und Hanfmühlen, die in einem Umkreise von dritthalb Meilen um die Stadt liegen.

Nachdem wir unsere amerikanischen Landsleute auf ihren Bauernhöfen, in ihren Werkstätten, in einer Stadt, welche vorzüglich von ihrem Fleiße und ihrem Wohlstande zeugt, aufgesucht, und ihnen das verdiente Lob nicht entzogen haben, darf es wohl auch erlaubt seyn, über den Geist, der sie als thätige, arbeitende Staatsbürger belebt, ein Endurtheil zu fällen. Pennsylvanien und Ohio preisen sich glücklich, eine so ungeheure Anzahl deutscher Pflanzler zu besitzen, beide werden deshalb von den übrigen Staaten beneidet, welche die Letztern durchgehends für die besten Landwirthe halten. Das mag seyn, aber sie können dies ehrenvolle Prädikat nur im Vergleich mit den übrigen Landbauern, die nicht deutscher Abkunft sind, führen. Ueberall in Amerika herrscht eine Landverschwendung, und ein anglo-amerikanischer Pflanzler, der eine Farm von 300 Acres besitzt, erbaut auf denselben kaum mehr als ein englischer Gutsbesitzer von 50 Acres. Hieraus ersieht man leicht, daß ein Deutscher sich eben nicht sonderlich anzustrengen braucht, um den Vorzug zu gewinnen, und seinen Ruf eben sowohl, als sein Glück zu gründen. Bei alle dem muß man sich aber wundern, wie die Deutschen im betriebsamen Amerika so in Ruf kommen konnten, daß alle Berichte ihres Lobes voll sind, denn, haben sie etwa die Oekonomie mit neuen wichtigen Entdeckungen bereichert? Nein! Haben sie Vortheile, auf welche sie die Länge der Zeit aufmerksam gemacht haben muß, oder die ihnen unterrichtete Fremde, welche in ihre Wohnungen kamen, mittheilten, ergriffen und benutzt? Nein! Haben sie wenigstens die Verbesserungen, die seit mehren Decennien in Deutschland im Gebiete der Landwirthschaft gemacht wurden, und die ihnen, da so viele ihrer Landsleute alljährlich einwandern, nicht haben unbekannt bleiben können, nachzuahmen sich befließigt? Nein! Nun, was

rühmt man denn also an ihnen? Ihren Fleiß, der sich aber in den engen Schranken des Gewöhnlichen, des Herkömmlichen zerarbeitet; ihre Unverdroffenheit, die sich aber nur auf die Anstrengung der starken Knochen erstreckt, bei welchen der im Schlafen liegende Geist gemächlich fortschlummern kann; ihre Sorgsamkeit, die ihnen von ihren Vätern eingebläut wurde; ihre Sparsamkeit, die aber oft in Filsigkeit und Kargheit gegen sich selbst ausartet; also fast in Allem so wie unsere deutschen Bauern, und doch auf der Andern Seite so verschieden; geschickter, denn ihr früheres isolirtes Leben hat sie gezwungen, manches zu versuchen und zu schaffen, was ihre Brüder in Deutschland durch andere machen lassen. Ein Vergleich ihrer Pflanzungen mit den Bauergütern in Deutschland zeigt, daß die letztern zwar besser bebaut sind, größeren Ertrag im Verhältniß zum Areal liefern, die Besizer der erstern aber ein genussreicheres Leben führen können, als die Bauern Deutschlands. Ihre Landwirthschaft ist bei weitem noch nicht auf der Stufe der deutschen Landwirthschaft, und doch sind sie als die besten Landwirthe in Amerika bekannt, obgleich aus ihrer Mitte nie ein Sinclair, ein Arthur Young, ein Thaer, ein Podewils, hervorgehen wird! Die beste und richtigste Schilderung der amerikanisch-deutschen Bauern liefert Gall aus Erier, ein Mann, dessen Bericht man um so eher Glauben schenken muß, als die ganze Beschreibung seiner Auswanderung eine fortlaufende Kette von Widerwärtigkeiten, Selbsttäuschungen u. s. w. ist, und Amerika in derselben als ein Land geschildert wird, welches verlassen und nach Europa zurückkehren zu können, als Glück betrachtet werden kann. Dessen ungeachtet ist Gall's Schilderung der amerikanisch-deutschen Landwirthe von der Art, daß sie gewiß mit freudigem Herzen Jeder unterschreibt, der so glücklich gewesen, am Susquehanna oder der Juniata, oder im Monococy-Thale die Gastfreundschaft unsrer pennsylvanischen Landsleute genossen zu haben.

Uebrigens füge ich hier noch mit besonderm Vergnügen gewisse andere Züge, welche an unsern deutschen Landsleuten in Amerika geschätzt werden, hier an, Züge, an denen wir abermals unsere Landsleute wieder erkennen: Sie sind bieder und redlich; Diebstahl und Betrug sind unter ihnen unbekannt, und nur die letzten zwanzig Jahre haben manches räudige Schaf mit in's Land gebracht, das aber auch hier, wenn es sich nicht besserte, schnell auf immer untergegangen ist. Möchten die Deutschen mit ihrer Ehrlichkeit noch einen höhern Grad von Klugheit und Vorsicht verbinden, was leider nur selten geschieht, und wenn es geschieht, öfters in zu großes verwundendes Mißtrauen ausartet, so würden sie, die selbst nie etwas veruntreuen, auch seltener den Vortheilungen ihrer listigern Nachbarn ausgesetzt seyn. Ein anderer Zug, den mehre Reisende für Folgen ihrer Indolenz ausgeben, verdient ebenfalls rühmlich erwähnt zu werden. Fremde wünschen sich nämlich Glück, daß sie in deutschen Wohnungen von jener zudringlichen Neugierde der anglo-amerikanischen Wirthe, die nicht fertig wurden, sie über ihren Namen und Stand, über ihre Berrichtungen und den Zweck ihrer Reise auszuforschen, verschont blieben. Theilt sich ein Fremder den amerikanischen Deutschen offen mit, wird er auch stets den helfenden Freund in ihm finden, eine voreilige Neugierde hält der Deutsche dort für schimpflich.

Sie sind ruhige, friedliche Bürger, welche ihre Abgaben richtig und pünktlich bezahlen, und deren ganzes Betragen von der Art ist, daß die Beispiele von der Verhaftung oder gar von der gerichtlichen Bestrafung eines Deutschen höchst selten sind, und kommt ja einmal ein solcher Fall vor, so waren die Eingezogenen gewiß erst in den letzten Jahren eingewanderte Deutsche. (In 19 Jahren fand sich unter den pennsylvanischen Deutschen nur ein einziger Criminalverbrecher.) Unter einander sind sie sehr freundschaftlich, und helfen sich mit beträchtlichen Belsummen auf kurze Zeit ohne Zinsen aus; doch muß der Schuldner pünktlich Wort halten, wenn er will, daß man ihm ein andermal wieder dienen soll, denn wer den Termin, an welchem er das Geld

zurück zu zahlen versprach, einmal nicht eingehalten hat, dem leiht man so leicht nicht wieder. Ihre Ehrlichkeit geht so weit, daß man im Freiheitskriege nur Wenige ihre Schulden mit Papiergeld tilgen sah, ungeachtet sie dadurch viel hätten gewinnen können. Im Ganzen genommen aber hüten sie sich vor Schulden, und nur die äußerste Noth kann sie antreiben, ein Kapital aufzunehmen, um damit die Verbesserung ihres Glücks zu versuchen. Von der Bereitwilligkeit einander zu unterstützen, zeigen auch die deutschen Gesellschaften in Philadelphia, Neu-York, Baltimore, Lancaster, Harrisburg u. a. D., welche ihren einwandernden Landsleuten mit Rath und Hilfe an die Hand gehen, und mehre andere wohlthätige Gesellschaften, die in verschiedenen Orten von ihnen errichtet sind, wie unter andern die Verbindung von Handwerksgesellen und Arbeitern in Philadelphia, von denen jeder monatlich einen Dollar steuert, um kranken Mitgliedern wöchentlich 30 Schillinge, Wittvern und Wittwen aber 30 Dollars Beistand zu den Begräbniskosten ihrer verstorbenen Gatten zu reichen.

Die Wollust ist unter den amerikanischen Deutschen ein sehr seltenes Laster, und warum sollte dieses nicht auch so seyn? Die Mädchen wissen von keinem verderblichen Luxus, der sie antriebe, durch die Aufopferung ihrer Keuschheit die Mittel zu erwerben, durch welche ihre Puzliebe befriedigt werden könnte. Der Orte, der Gelegenheiten, wo die Unschuld berückt und verführt werden könnte, sind zu wenig, und obgleich die jungen Leute nicht immer unter den Augen der Eltern sind, und bei ihren freundschaftlichen Zusammenkünften öfterer Gelegenheit haben, allein zusammen zu kommen, werden nie Ungebührlichkeiten vorkommen; ihre Unterhaltung besteht bei solchen Zusammenkünften gewöhnlich in Musik und Gesang, denn beide Geschlechter haben bewundernswürdige Anlagen zur Vokal- und Instrumentalmusik, die sie nach besten Kräften ausbilden, daher auch der Kirchengesang der lutherischen Deutschen reiner, melodischer, erhebender ist, als der aller übrigen Religionsparteien in Nord-Amerika. Und warum sollte endlich der Jüngling, wenn der Trieb in ihm erwacht ist, durch Ausschweifungen seine Kraft, sein Glück, seinen Frieden zerrütten wollen? Hier kann nie der Mangel an Brot ein Hinderniß der Ehen, und ein Beförderungsmittel der heimlichen, verstoßenen Liebe werden, wie in Europa. Bei der großen Menge noch unbefegten Landes findet Jeder leicht ein Unterkommen, und dann kann er sich, ohne Anstand zu nehmen, eine Gattin wählen, und das Glück der Liebe ohne Vorwürfe genießen.

Die Liebe zum Trunk, welche früher den amerikanischen Deutschen zum Vorwurf gemacht wurde, ist fast ganz verschwunden, und ob sie gleich, wie alle Amerikaner, kräftige Getränke lieben, ziehen sie doch ihren Cyder, namentlich aber ihr Cyderäl allen andern Getränken vor. Auch den Wein lieben sie, und beurkunden dadurch ihre Abstammung aus den deutschen Weinländern; Böllerei aber ist bei ihnen verhaßt und wird mit Verachtung bestraft. Die neuern Einwanderer halten sich, vorzüglich wenn es ihnen nicht so geht, als sie erwartet hatten, leider immer zur Whiskyflasche, und finden öfters nur in dieser Trost für ihre Täuschungen; zu welcher Klasse aber diese Unglücklichen ihrer Bildung nach gehören, selbst wenn sie aus den besten Familien Deutschlands stammen, wird wohl jeder Unpartheiische leicht errathen.

Deutsche von Bildung und Geschmack, die nach Nord-Amerika hinüber schiffen, um sich eine neue Heimath zu bereiten, und den Wohnungen ihrer Landsleute zuziehen, kommen in der Regel größtentheils mit jenen Unglücklichen zuerst zusammen, und dadurch leider zu schnell zu dem Entschlus, allem Umgang mit ihren Landsleuten abzubrechen; lernen die ächten Amerikanisch-Deutschen fast gar nicht kennen, und kommen sie zufällig mit ihnen zusammen, so werden sie durch deren Sprache, die nach und nach so verstümmelt worden ist, daß sie einem Deutschen, der das Englische nicht versteht, fast ganz unverständlich ist, fast immer, abgeschreckt, ihre Bekanntschaft weiter zu suchen.

Einige Deutsche, welche in Nord-Amerika eine Reihe von Jahren unter Anglo-Amerikanern lebten, haben ihre Muttersprache fast völlig verlernt, anderer Orten aber, wo, wie in Pennsylvanien, viele Deutsche leben, ihre Muttersprache beibehalten, sie ist aber durch beigemischte englische Worte und Constructionen so entstellt, daß man sie nicht wieder erkennt. Vorzüglich wird sie von den in Amerika gebornen Deutschen geradebrecht; denn diese werden als Kinder durch ihren Umgang mit der englischen Jugend an das Englische gewöhnt, von ihren Eltern aber deutsch angeredet. Sie vermischen daher zuletzt beide Sprachen, und die nahe Verwandtschaft zwischen ihnen hilft die Verwirrung befördern. Wenn ihnen daher ein deutscher Ausdruck fehlt, so nehmen sie ohne Bedenken den englischen dafür, und viele englische Wörter sind ihnen so geläufig geworden, daß sie dieselben zuverlässig für acht deutsche halten. So sprechen sie vielleicht am Ende wohl beide Sprachen, aber eine so elend wie die andere. Das größte Uebel hierbei ist noch, daß die Deutschen ihre Muttersprache, da Lesen ihre Sache nicht ist, nirgends rein und unverstümmelt hören, außer in den Vorträgen ihrer Prediger, die aber nicht häufig genug sind, um Verbesserungen zu bewirken. In einigen Ansiedelungen im Alleghany- und den blauen Gebirgen, namentlich aber in Hagerstown, wird reines Deutsch gesprochen, das reinste aber in den Niederlassungen der Herrnhuter und in den neuen Ansiedelungen in Missouri und Illinois. Die Sprache der ächten amerikanischen Deutschen aber in Pennsylvanien und West-Virginien ist ein wahres Kauderwelsch, und ist ohne Kommentar fast gar nicht zu verstehen, wie folgende Proben beweisen mögen, die Schöpff in Pennsylvanien sammelte: „Ich hab' wollen,“ sagte ein amerikanisch-deutscher Landmann zu ihm, „mit meinem Nachbar tscheinen (join) und ein Stück geklaret (cleared) Land purtschafen (purchase). Wir hätten no daut (no doubt), ein' guten Barghen (bargain) gemacht, und hätten können gut darauf ausmachen. Ich war aber net capabel so'ne Summe Geld aufzumachen, und konnt nicht länger erpekten. Das thät mein Nachbar net gleichen, und fing an mich übel zu yuhsen (use one ill). so dacht' ich, s' ist besser Du thust mit aus (to do without).“ Oder: „Mein Stallion ist über die Fehns geshumpt, und hat dem Nachbar sein' Whiet abscheulich gedämätscht,“ d. h. „Mein Hengst ist über den Zaun gesprungen, und hat des Nachbars Weizen ziemlich beschädigt.“ Es ist den Amerikanisch-Deutschen nicht genug, daß sie ganze englische Worte für deutsche auf- und annehmen, als: Schmart seyn (smart, thätig, flug), serben, geserbt haben (von to serve, dienen), sondern sie übersetzen andere wörtlich und brauchen sie so, als: ab sezen, statt abreisen, sich auf den Weg machen, vom englischen set off: einen auf den Weg sezen, einen auf den rechten Weg bringen, vom englischen to put one in the road; abdrehen, sich vom Wege abwenden, von turn off: aufkommen mit einem, jemanden auf dem Wege einholen, von to come up with one. Oft nehmen sie ein gleichlautendes deutsches Wort, für ein englisches, das ganz einen andern Sinn hat, als: das belangt zu mir, das gehört mir, nach dem Englischen this belongs to me; da doch das Deutsche belangen und das Englische belong ganz verschiedenen Sinn bezeichnen. Oder: ich thue das nicht gleichen, vom Englischen I do not like that, anstatt: das gefällt mir nicht. — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um den Lesern einen Begriff von diesem Jargon zu geben. Es ist aber noch zu bemerken, daß man nicht bloß elend spricht, man schreibt und druckt eben so erbärmlich; die Herausgeber der deutschen Zeitungen, welche gar häufig in diesem Patois geschrieben sind, entschuldigen sich damit, daß ihr Publikum, wofern sie sich einfallen ließen, eine andere Sprache zu führen, sie nicht mehr verstehen würde.

Aber, wenn auch diese Zwittersprache der Unterhaltung keine Hindernisse in den Weg legte, so ist doch der Umgang mit den in Amerika gebornen Deutschen, im Allgemeinen (Denn Ausnahmen gibt's überall), nichts weniger, als angenehm. Ihre

Gespräche drehen sich um die allgerneinsten Dinge; sie haben von nichts auf der Welt Begriffe, als von der Landwirthschaft, und selbst diese sind öfters sehr ungeläutert. Ihre Unwissenheit fällt um so mehr auf, und wird um so widriger, wenn man sie mit den anglo-amerikanischen Landbauern vergleicht, unter welchen manche gemeinnützige Kenntnisse verbreitet sind, und bei denen man nicht nur das Bestreben im Umgange mit Andern zu lernen, und den Kreis der Ideen zu erweitern, sondern auch ein reges, warmes Gefühl für alles, was die große Sache ihres Vaterlands angeht, entdeckt. Man findet selbst englische Klassiker und Journale, wenn auch nur in Bruchstücken, bei ihnen. Gern geht man daher mit ihnen um, und wenn man nicht aus ihren Unterhaltungen gewinnen sollte, so freut man sich doch, wenn man sieht, daß sie zu gewinnen beflissen sind. Von alle dem findet man bei den Deutschen selten eine Spur. Zum Erstaunen unwissend, zeigen sie auch nicht die geringste Lust, sich unterrichten zu wollen, nicht den geringsten Sinn für Alles das, was edle Seelen erhebt.

Diese Unwissenheit und Indolenz zeigt sich auch ganz vornehmlich bei den Deputirten, welche sie zur General-Versammlung schicken. So eifersüchtig sie auf dieses Recht, und auf alle ihre Freiheiten überhaupt sind, so fehlt es ihnen doch nur zu häufig an tauglichen Männern, welche sie zu ihren Repräsentanten wählen können. Die Letztern spielen unter den Abgeordneten des englischen Theils der Einwohner eine gar erbärmliche Figur. Schon die größere oder geringere Unbekanntschaft mit der englischen Sprache, worin in diesen Versammlungen nicht nur, sondern auch bei den Gerichten u. s. w. alles verhandelt wird, noch mehr aber ihre Vorurtheile, die unzählig sind, ihr Mangel an Theilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten des Staats und ihre beschränkten Kenntnisse machen, daß das Interesse des Volks durch ihre Gegenwart bei den Berathungen nicht gewinnt. Sie sind größtentheils stumme Beifitzer, welche es nie wagen, ihre Meinung, wenn sie anders je eine haben, öffentlich vorzutragen, und sich, wenn Fragen entschieden werden sollen, weislich immer zur Mehrheit neigen, indem sie sich so lange ganz ruhig verhalten, bis sie sehen, auf welche Seite sich diese wendet. Mit Freuden gestehe ich es indes, daß es nicht an einzelnen Deutschen gefehlt hat, noch gegenwärtig fehlt, welche sich in Amerika ausgezeichnet haben, dessen ungeachtet sind aber die Beispiele einer solchen Energie, die zu solchen Höhen emporstrebt, im Verhältniß der Zahl der Deutschen, die in Nord-Amerika leben, zu selten, als daß sie gegen dieses Urtheil angeführt werden könnten. Ueberdies haben jene Männer ihre Bildung ganz gewiß nicht ihren Landsleuten in Nord-Amerika zu verdanken; sie ist das Resultat einer liberalern Erziehung, als diese zu geben vermögen. Schon der bloße Umgang mit den Engländern oder Anglo-Amerikanern, besonders mit den gebildeteren, hat auf die Erhaltung des Verstandes, auf die Bereicherung desselben mit Begriffen, auf die Sicherung des Urtheils, und auf die Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten den glücklichsten Einfluß; man sieht junge Deutsche, die, weil sie denselben genossen hatten, sich in Gesellschaften sehr liebenswürdig zu machen verstanden; so wie es in den größern Städten der Union, in Philadelphia, Neu-York, Baltimore u. a., wo der englische und deutsche Charakter nothwendig jeden Augenblick zusammenstoßen, und ihre scharfen Ecken an einander abschleifen müssen, nicht an geistreichen deutschen Frauen fehlt, welche durch ihr feines Betragen sowohl, als durch ihre muntere angenehme Unterhaltung entzücken. Nur schade, daß dieser Umgang mit den Anglo-Amerikanern so wenig gesucht wird, und daß Geistesbildung noch zu wenig Bedürfniß für die Deutschen geworden ist. Selbst der Ehrgeiz, der sonst in niedern Ständen zuweilen den Zunder brennt, hat über diese Gemüther seine Macht verloren. Bei uns läßt mancher geringe Vater seinem Sohne eine gute Erziehung geben, weil er ihn dereinst auf der Kanzel, oder in den Gerichtssälen paradiiren zu sehen hofft, und so bewirkt der Stolz etwas, was die Pflicht nie bewirkt haben würde. Dies Verlangen aber schwellt nicht leicht

das Herz eines deutschen Vaters in Amerika. Der rohe Mensch kennt nur den Trieb nach Nahrung, und wenn er diese hat, nach Vermögen; er sucht, wie alle Kinder der Sinnlichkeit, Güter, aber diese Güter müssen in der größten Wirklichkeit liegen und betastbar seyn; das Ehrgefühl hängt an idealen Gütern, der Sinn genießt sie nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege des Verstandes, es setzt Verfeinerung voraus. Dies ist der Grund, warum ein deutscher Vater in Nord-Amerika seine ganze Sorge darauf richtet, daß er für seinen Sohn spart, und warum er genug gethan zu haben glaubt, wenn er jedem seiner Kinder eine Pflanzung zu hinterlassen im Stande ist.

Nord-Amerika hat alle Vorurtheile, die ihm Europa aufgedrungen, zu beseitigen gesucht und zwar mit Erfolg; unsere nordamerikanischen Landsleute aber sind von Aberglauben und Vorurtheilen noch auf eine unglaubliche Weise angefüllt, eine Wahrheit, welche selbst ihre eifrigsten Lobredner abzuläugnen nicht gewagt haben. Bei ihnen sieht der Glaube an Gespensier, Kobolde, Alpe und Bergmännchen noch fest und unerschüttert, und ihre Phantasie darf noch ungestört die Geißel der Angst über ihre Gemüther schwingen. Bald ist ihr Vieh, bald sind sie selbst behext, und es fehlt nicht an klugen Männern, bei welchen sie sich Rath's erholen, wenn ihnen Effecten oder Früchte, oder Geld entwendet worden sind. Der Kalender mit seinen Artikeln vom Aderlassen und Schröpfen, was vom Blut zu urtheilen ist und vom Holzfällen, ist ihre Haus- und Handbibliothek. Bei allen Feld- und Gartenarbeiten, welche sie vornehmen, ziehen sie fleißig den Mond zu Rathe; sein Ab- oder Zunehmen entscheidet, wenn Bäume angepflanzt oder beschnitten werden sollen; wenn sie dieses oder jenes Gewächs, oder seinen Saamen dem Schooße der Erde anzuvertrauen haben; wenn die beste Zeit zur Erndte ihrer Früchte ist. Ihrer abergläubischen Unwissenheit ist es auch zuzuschreiben, daß Quacksalber und Alerärzte so große Verheerungen unter ihnen anrichten, oder wenigstens sie unaufhörlich betrügen. Diese verderblichen Menschen, die in großer Menge, vornehmlich aus Deutschland, in Amerika einwandern, ziehen auf dem Lande umher, machen die Leute glauben, daß sie durch Sympathie Wunderkuren verrichten können, erhalten bald ihr Zutrauen, und lassen sich ihre Lügen und Morde von der Thorheit derselben theuer genug bezahlen, um bald zu Vermögen zu gelangen. Die Deutschen suchen sie vorzüglich auf, weil diese leichter zu hintergehen sind als die Anglo-Amerikaner, und betrübt ist es, daß noch in einigen Staaten der Union die Regierung diesen Unfug duldet.

In Amerika ist außerordentlich für den Jugendunterricht gesorgt, und kein europäisches Land steht hierin mit der Union auf einer Stufe; die Deutschen aber haben für deutsche Schulen so viel wie gar nichts gethan, und die Erziehung ist in einem höchst traurigen Zustande. Es fehlt auf dem Lande gar sehr an tauglichen Lehrern; nur diejenigen, welche es über sich bringen können, im Innern Pennsylvaniens das saure, leider überall zu wenig belohnte Geschäft eines Schulmannes zu übernehmen, sind nur zu häufig Menschen, welche anderswo nicht fortkommen konnten, pädagogische Quacksalber, ohne Kenntniße, ohne Grundsätze, oft von einem schlechten verächtlichen Charakter. Hat aber auch eine Ortschaft das Glück, in ihrem Prediger oder in einer andern Person einen guten Lehrer zu besitzen: so kann sie doch desselben wenig froh werden. Denn erstlich sind die einzelnen Wohnungen oft zu weit von der Schule entfernt und durch Gewässer, Wälder u. dgl. von ihr getrennt, als daß man es zu allen Zeiten wagen könnte, Kinder, besonders wenn sie noch in einem zarten Alter stehen, in dieselbe zu schicken; zweitens braucht man dieselben auch in Ermangelung des Geldes zu sehr zu Hause zu den Feldarbeiten und im Hauswesen, als daß man sie gern von sich entfernte. Der Vortheil der Kinder muß also dem Nutzen der Eltern nachstehen. Auf diese Weise geschieht für die Erziehung und Bildung des Kindes nichts, als was die Eltern zu Hause dafür thun können. Wie wenig dies aber sey, kann man

leicht daraus abnehmen, daß diese selbst an Unwissenheit beinahe den Kindern gleichen, von der Behandlungsweise dieser zarten Herzen nicht das geringste verstehen, und noch überdies durch ihre zahllosen Feldarbeiten gehindert werden, die nöthige Aufsicht über sie zu führen. Sie begnügen sich zwei Grundsätze, die freilich in keiner Erziehung fehlen dürfen, die aber keinesweges das Ganze derselben constituiren, den Kindern einzuschärfen, der erste ist: Fürchte Gott! und begreift die ganze Religion, in welcher aber die Eltern selbst leider mehr von dunkeln Gefühlen als von deutlichen Begriffen geleitet werden, und die sie daher den jungen Gemüthern nur höchst unvollkommen beizubringen im Stande sind. Der zweite heißt: Sey arbeitsam! und dieser begreift den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Pflichten, die freilich ihrem größten Theile nach in nichts als Handarbeiten bestehen und nach dem Willen der Väter auch in nichts weiter bestehen sollen. Man sieht, daß diese Praxis bei weitem nicht hinreicht, das Herz gegen das Laster zu verwahren, geschweige denn, daß sie dasselbe mit wahrer Liebe zur Tugend erfüllen sollte, und es würde in der That mißlich genug um die Jugend stehen, wenn nicht glücklicher Weise das Beispiel der Eltern und ihre einfachen Sitten, wenn nicht die Unbekanntschaft mit dem Luxus und die Entfernung, in welcher sie von den Hauptstädten und ihrer Verdorbenheit leben, wirksamer wären als diese Erziehung. Unter so gebildeten Menschen darf man keine Heiligtugenden erwarten: ihr Herz ist mit den Vorurtheilen ihrer Eltern angefüllt, und selbst das Gute, was man sie thun sieht, ist nichts als ein Habitus, welchem das Licht der Principien durchaus mangelt. Gleichwohl ist die Erziehung mit wenigen Veränderungen in den Wohnungen der Deutschen dieselbe. Denn, daß es einem Vater einfallen sollte, einen höhern Schwung, eine festere Richtung darin zu nehmen, das ist selten; noch seltener ist es, daß er seinem Sohne eine gelehrte Erziehung geben lassen sollte. Man hat sich bereits Mühe gegeben, einen Wettstreit in diesem Punkte mit den englischen Einwohnern unter den Deutschen hervorzubringen, aber diese Versuche sind bisher fehlgeschlagen. Der deutschen Akademien und Seminare existiren nur wenige, und die lateinischen Schulen der Deutschen beschränken sich nicht bloß auf deutsche Zöglinge. Die Deutschen sind zufrieden, wenn ihre Söhne außer den Religions- und den landwirtschaftlichen Kenntnissen nur schreiben, etwas rechnen und lesen können; ihren Töchtern geben sie gewöhnlich nicht einmal die letzten drei Vorzüge. Man glaubt nicht, daß diese Menschen durch Lesen ihre Begriffe berichtigen, ihre Kenntnisse bereichern sollen. Lesen ist eine Beschäftigung, welche nur, wenn gar nichts anderes zu thun ist, vorgenommen wird, und wenn sie ein Buch zur Hand nehmen, so ist es ein Erbauungsbuch, und oft eins von sehr mittelmäßigem Werthe. Es gehen von Zeit zu Zeit ziemlich große Transporte solchen Mittelgutes von Deutschland nach Amerika, und es finden sich daselbst Käufer genug, aber auch in Amerika selbst werden schon viele deutsche Werke gedruckt, und Ritter und Wesselhöft in Philadelphia bemühen sich, einen bessern Geschmack unter den Deutschen einzuführen. Unter den amerikanischen Deutschen giebt es Männer von Kenntnissen und Gelehrsamkeit, die ihnen unser Vaterland zusandte, aber Schriftsteller werden sie selten oder nie, wenigstens nicht für die Deutschen; denn, wie gut auch ihre Schriften seyn möchten, von diesen würden sie weder gelesen noch verstanden werden. Nach den Erbauungsschriften sind Zeitungen diejenigen, an welchen sie noch das meiste Interesse finden. Der Nutzen, welchen sie stiften, ist indeß ganz gewiß sehr unbedeutend; denn sie enthalten nichts als dürftige politische Nachrichten und Auszüge aus den Verhandlungen des Kongresses und der Provinzial-Versammlungen, die über den Horizont der Leser gehen, und etwa einige Intelligenzen. Ueberdies sind sie ganz in dem geradebrechten Deutsch abgefaßt, von welchem oben gesprochen worden und das so widerlich ist.

Die mit Aberglauben verbundene Unwissenheit der Deutschen zeigt sich auch ganz

vornehmlich in ihrer Religion. Diese ist in der That nichts als ein leeres herzerlöses Ceremonienwesen; der Buchstabe ist ihnen alles, der Geist nichts. Sie lesen die Bibel ohne sie zu verstehen, sie gehen jeden Sonntag in die Kirche, so weit sie auch oft von ihren Wohnungen entfernt seyn mag, weil das Sitte ist und weil sie zu Hause keine Ruhe finden würden, wenn sie von dieser Gewohnheit abwichen. Hat sich eine Anzahl Deutscher an einem Orte niedergelassen, so ist gewiß ihre vornehmste Sorge auf den baldigen Umbau eines gottesdienstlichen Versammlungshauses gerichtet, ihre zweite Sorge ist, sich einen Prediger zu verschaffen. Um diese Zwecke zu erreichen, scheut ihre fromme Einfalt keine Kosten, und selbst der heftigste Eigennutz beugt sich willig unter die Bigotterie. Man findet häufige Beispiele in Pennsylvanien und Maryland, daß einzelne Landwirthe, deren Gemeinden es um einen Prediger zu thun war, oft zu deren Besoldung 20, 30 bis 50 Dollars jährlich beitragen. Diese so oft mißverständene und eben darum bizarre Frömmigkeit hat indessen doch nicht verhüten können, daß die Deutschen sich in mehre Religions-Sekten getheilt haben. Doch halte man dies nicht für einen Beweis fortschreitender Aufklärung, die das Bessere mit dem Schlechten vertauscht! Die in der Union eingewanderten Deutschen sind meistens lutherischer Religion. Nach den Lutheranern sind die Reformirten am zahlreichsten. Beide Sekten leben mit einander im besten Vernehmen, weil besonders die Letztern einige ihrer Lehrsätze nicht mit der Strenge verfechten, welche man in vielen Ländern Europa's von ihnen zu erwarten gewohnt ist. Diesem Umstande muß man es zuschreiben, daß oft die Geistlichen der einen Parthei in den Kirchen der andern predigen, und daß oft beide eine gemeinschaftliche Kirche erbauen, in welcher sie wechselseitig ihren Gottesdienst halten. Die Katholiken, die jenen an Menge nachstehen, fangen seit den letzten zehn Jahren an, sich mehr auszubreiten und in dem fernem Westen erblüht eine katholische Gemeinde nach der andern. Herrnhuter, oft auch mährische Brüder (Moravians) genannt, haben sich in der Union, in Westindien und in Ober-Canada ziemlich ausgebreitet, und verdienen nicht nur wegen ihrer Ruhe, Ordnungsliebe, Thätigkeit und Gastfreiheit, sondern auch wegen der Beharrlichkeit, mit welcher sie das beschwerliche und gefährvolle Missionsgeschäft betreiben, unsere ganze Bewunderung. Die übrigen Deutschen sind Methodististen, Dunker, Mennoniten und Schwentfeldianer, und einige haben auch die Lehrsätze der Freunde oder Quäker angenommen. Von den Mennoniten ist es bekannt, daß sie, wie die Letzterwähnten, den Krieg und eidliche Versicherungen für unerlaubt halten und von geliehenem Gelde die Zinsen ausschlagen, außerdem die Tausche als nothwendig anerkennen, sie durch Besprengen feiern und den Täuflingen, die immer erwachsen sind, zugleich das Abendmahl reichen. Von ihnen sind die Dunkers (Tauscher) oder Baptisten ausgegangen, welche in vielen Stücken mit ihnen übereinkommen, doch aber darin abweichen, daß sie in der Tausche von den Täuflern untergetaucht werden, vor dem Abendmahl einander die Füße waschen, gemeinschaftliche Liebesmäler genießen, alle diese Gebräuche mit einer seltenen Demuth und Feierlichkeit verrichten, und endlich eine allgemeine Seligmachung der Menschen, selbst die bösesten nicht ausgeschlossen, annehmen. Diese verschiedenen Religionspartheien haben in Amerika noch mehren Sekten von Separatisten ihren Ursprung gegeben, zu welchen man ebenfalls nicht wenige Deutsche übertreten sah. Von diesen läugnen einige die Nothwendigkeit der Sakramente und schließen sich in ihrem Lehrsätzen mehr an die Quäker an, andere widmeten sich sogar dem ehelosen Stande und brachten ihr Leben unter Büßungen hin, fanden aber wenige Proseliten. Die Schwentfeldianer endlich, die ebenfalls in den meisten ihrer Lehren mit den Quäkern übereinstimmen, unterscheiden sich dadurch von ihnen, daß sie bei ihrem Gottesdienste geistliche Lieder singen. Die Prediger der Deutschen können auf die Gemüther nur wenig wirken; denn erstlich giebt es in Nord-Amerika, Mexico und Guatemala ausgenommen, keine herrschende Religion, sondern alle Sekten werden

geduldet und geschätzt, wenn nur ihre Glaubenslehren von der Art sind, daß sie den Menschen nicht abhalten, ein guter Staatsbürger zu seyn. Eben daher entschlägt sich aber auch jeder Staat aller Sorge für die Bezahlung der Geistlichen und überläßt diese den verschiedenen Gemeinden, welchen sie vorstehen. So trefflich diese Einrichtung ist, so wenig findet sie indes Freunde unter den deutschen Geistlichen, die sich allerdings der Nothwendigkeit fügen müssen. Sie fühlen sich in zu großer Abhängigkeit von den Gemeinden, von welchen sie auf so lange Zeit angenommen oder gleichsam gemiethet werden, als sie ihnen zu gefallen das Glück haben. Da es nun ihr Interesse mit sich bringt, die einzelnen Glieder ihrer Gemeinde zu Freunden zu haben, so glauben sie irrigerweise, müsse ihre Freimüthigkeit nothwendig sehr beschränkt werden, und wenn sie auch daher den herrschenden Fehlern nicht geradezu schmeicheln würden, müßten sie doch Beruf und Neigung in sich fühlen, ihnen mit größerm Olimpf und mit mehr Schonung zu begegnen, als es die Wichtigkeit der Sache, welcher sie das Wort reden sollen, zuläßt. Wie wenig solche Geistliche die Kraft des Geistes kennen, beweisen tausend Beispiele in Nord - Amerika. Die Freimüthigkeit der katholischen Seelsorger hindert nicht das Wachsthum der katholischen Gemeinden, die ihren Geistlichen mit Liebe anhängen, und alle Zorn- und Strafreden eines Methodisten werden ihm nie die Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeinde entziehen. Nur die protestantischen Geistlichen aller verschiedenen Sekten fühlen sich abhängig und beschränken ihre Freimüthigkeit und öfters ihr Gewissen, um nur ihre irdische Einnahme nicht zu kürzen.

So herrliche Charaktere wir auch unter den amerikanischen Deutschen finden, vermissen wir im Allgemeinen doch die Bildung, die wir unter den Anglo - Amerikanern finden, und erst die Klasse deutscher Einwanderer, welche in den letzten zehn Jahren Amerika zum Wirkungskreis ihrer Thätigkeit wählten, wird, wenn sie nicht zu schnell in dem amerikanischen Leben verfließt, eine Umschmelzung des alten Stammes hervorbringen.

c. Die Harmoniten.

Hier zum Schluß noch die Schilderung einer deutschen Colonie in Nord - Amerika, deren Gründer, zwar von Vielen verkannt, unerreichbar in der Geschichte der Deutschen in Amerika dasieht, und dessen Name keinem Ohre in Amerika fremd ist, der deutlich zeigte, was fester Wille und deutscher Fleiß selbst bei geringen Mitteln vermögen, und der, was auch befangene Reisende über ihn sagen mögen, doch verstand, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen! ich meine *Georg Rapp*, die *Harmoniten* und seine Colonie *De Konomie*. Eine Gesellschaft Separatisten, welche einsahen, daß ihnen kein Staat Europa's eine unbeschränkte Religionsfreiheit zugesichert würde, beschloßen eine Wildniß aufzusuchen und dort, wo bloß kraftvolle Fäuste erfordert würden, die Wälder zu lichten und die Moräste zu entwässern, sich ein neues Vaterland zu erringen. Die württembergische Regierung, unter deren Schutze sie früher lebten, und welche alle Versuche scheitern sah, durch Vernunftgründe und selbst durch Zwangsmittel die angeblich Verblendeten zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen, die keine Kirche mehr besuchten, die eingeführten Ceremonien der Staatskirche, Taufe und Abendmahl, nicht ferner beobachteten, auch fogar, was dieses Alles weit überwog, und vor allem Andern erst den Ausschlag gab, keine Soldatendienste mehr leisten wollten und bei denen alle Geld- und Gefängnißstrafen ihren Zweck gänzlich verfehlten, ja ihnen, statt sie zu nachgiebigen Gesinnungen zurückzuführen, nur einen höhern Muth einflößten und die Zahl ihrer Anhänger bedeutend vergrößerten, sah es nicht ungern, daß die der Staatsautorität Widerstrebenden einen andern Wirkungskreis wählten und dem neuen Abendlande zuzogen, wohin einst ein Jahrhundert früher *Wilhelm*

Penn, Lord Baltimore und Andere aus gleichen Ursachen Schwaaren abweichender Protestanten und Katholiken geführt. Nach Westen richtete sich der Blick der zwar gebeugten aber nicht entmuthigten kleinen Schaar, voll Hoffnung, daß auch ihnen dort eine Freistatt sich öffnen werde, wo sie die Realisirung ihrer Wünsche, welche mit ihrem innersten Leben aufs Genaueste zusammenhingen, finden würden. Aus musterhafter Vorsicht sandten sie zuvor ihren Leiter, den Bauer und Leinweber Johann Georg Rapp, von Zpytingen im Amte Baihingen gebürtig, im Jahre 1803 nach Amerika ab, um das Land zu erforschen, und sobald es seinen Wünschen zusage, einen Ort zu ihrer Niederlassung auszuwählen. Der kräftige und geistvolle aber auch uneigennützig, sanfte und gute Mann, den einseitige und parteiische Berichtstatter bald als einen herrschsüchtigen Despoten, bald als einen großen Schwärmer schildern, durchstreifte das Innere Pennsylvaniens und verkündete nach seiner Rückkehr mit freudigem Jubel: „Pennsylvanien sey das Land, wohin ein höheres Geschick sie rufe, und wo sie Gott nach den Aussprüchen der heiligen Schrift und ihrer eigenen Ueberzeugung anbeten dürften. Hier könnten sie ein Leben mit Gott, mit ihrem Nächsten und mit sich selbst in Frieden führen!“ Schon zu Ende des folgenden Jahres segelten über 50 Familien auf drei Schiffen von Amsterdam ab und landeten glücklich in Philadelphia, kamen aber dort zum größten Theil verarmt und in jeder Beziehung hilfsbedürftig an, und nur die Mildthätigkeit einzelner Menschen gab ihnen die Mittel, dem Hunger zu entrinnen. Der Winter war da, keine Feldarbeit für sie zu finden und Mann und Weib, Kinder und Eltern mußten sich trennen, um einzeln das Leben fristen zu können. Georg Rapp aber, ungebeugt durch des Schicksals Tücke, zog mit etwa achtzig Köpfen dem Westen zu und begann noch im Winter auf einigen durch Kredit gekauften Acker Land die Art zu rühren. Elende Hütten, trauriger anzusehen als die Wigwams der Indianer, bargen Weiber und Kinder, mit denen die in Philadelphia in Dienst gegangenen Schwestern und Brüder gerne den erübrigten kärglichen Arbeitslohn theilten, um sie vor dem Verhungern zu bewahren. So brachten sie den ersten Winter hin; aber der Frühling brachte ihnen ein schöneres wohlverdientes Loos. Ihre strenge Redlichkeit, ihr unglaublicher Fleiß, ihr treues Aneinanderhängen, hatte ihnen Freunde erworben. Ein reicher Engländer gab ihnen 500 Acres, zahlbar in Terminen, die sie keinem Mangel mehr bloß stellten, und um diese herum kaufte Rapp noch mehr Land auf Credit, den man ihm mit Freuden bewilligte, den Acre zu drei Dollars. Jetzt sah sich der würdige Führer im Besiz von etwa sechstausend Acres unfruchtbarren Landes, acht Stundens von Pittsburg, am Großen-Conaquenessing, im Kanton Buttler des Staats Pennsylvanien; die Zerstreuten wurden alle herbeigerufen, da aber viele unbemittelte Familien unter ihnen waren, welche kein Eigenthum kaufen konnten, die Wohlhabenden aber unter ihnen ein Gesamt-Vermögen von circa 20.000 Dollars besaßen, vereinigte sich, aus besondern religiösen Gesinnungen überzeugt, Reich und Arm dahin, freiwillig ihr Vermögen zusammenzulegen, und den Armen wie den Reichen in gleiche Rechte eintreten zu lassen, das Land gemeinsam zu kultiviren und in dem Fall, daß mit der Zeit Einer oder der Andere wieder auszutreten gedächte, derselbe bloß befugt seyn sollte, seinen eingelegten Vermögensantheil wieder an sich zu ziehen. Es waren etwa fünfzig Familien, welche diesen Verein am 15. Februar 1805 mit einander errichteten, und wie bei jedem Verein oder jeder Gesellschaft Vorgelegte nöthig sind, sah man auch hier zum Voraus die Nothwendigkeit ein, daß ohne dergleichen die Ordnung und Rechte nicht füglich gehandhabt werden könnten. Man schritt daher zu einer öffentlichen Wahl und wählte Georg Rapp, einen Mann von Religion, Verstand, Erfahrung und Festigkeit, fast einstimmig zum Vorsteher, und noch andere sieben Männer zu Aeltesten der Gesellschaft, welche mit einander, sowohl im Geistlichen als Weltlichen über den Wohlstand der Gemeinde zu wachen und die Ordnungen und

Rechte, welche die Gemeindeglieder selbst freiwillig verfaßten und aufstellten, zu verwalten hatten. Da nun die vollziehende Gewalt nach dem ausdrücklichen Willen der Mitglieder auf den Vorsteher und die Ältesten gelegt ist, nämlich zur Unterdrückung aller Untugenden und Laster, die dem Worte Gottes und der Religion zuwider sind, zu wachen, daß Heppigkeit und Luxus, sowohl in der Kleidung als übrigen Lebensart keinesweges einen höhern Grad erreichen dürfen, als es die von den Mitgliedern selbst verfaßten Verordnungen billigen und die Umstände es erlauben; so hat sich schon mancher beschränkte Beobachter, der die Grundlage ihrer Verfassung nicht versteht, sehr getäuscht, und die Autorität des Vorstehers als selbstangemaßte und unumschränkte deuten wollen, ja beinahe zu verstehen gegeben, als bilde sich bei ihnen allmählig eine Despotie. Wer aber unbefangener und natürlicher zu urtheilen im Stande ist und das Land, das diesen Verein zusammenhält, besser versteht, dem darf nicht erst gesagt werden, daß so etwas in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika nicht statt finden kann, wo nur die Stimme des Volks regiert und die Vorgesetzten stets nur durch Stimmenmehrheit erwählt werden. Ohne den Willen und Beifall der Mitglieder bekleidet bei ihnen Niemand ein Amt, und derjenige, welcher sich zu einem solchen selbst aufzubringen anheischig machte, würde es gerade am wenigsten erlangen. Nach dem am 15. Februar 1805 geschlossenen Verein ward ein Platz zu einer Stadt ausgesucht, ausgemessen und Häuser darauf gebaut; der Wald zu Feldern und Wiesen umgeschaffen, nach und nach Mühlen und Fabriken errichtet und sonstige nöthige Einrichtungen gemacht, und noch ehe der Herbst gekommen, war ein großer Theil des Waldes bebautes Ackerfeld geworden und ein freundlicher Ort ragte aus seiner Mitte hervor. Die erste ihrer Ansiedlungen, Harmonie, war begründet. Gütergemeinschaft, die sie so gerne eingegangen hatten, war die Quelle dieses Segens, und steigender Reichthum der Gemeinde der Ausfluß dieser Quelle.

Es währte aber nicht lange, so trennten sich einige Familien von dem Verein, weil ihnen das gemeinsame Leben nicht sogleich das gewährte, was sie sich davon eingebildet hatten und sie die Beschwerden einer ersten Ansiedelung nicht zu ertragen vermochten. „Aller Anfang ist schwer“, erfuhr man auch hier. Der Verein war zwar im Außern gebildet, aber bis sich so Vieler Willen auch praktisch im täglichen Leben zu einem Zwecke vereinte, gab es noch manchen Knoten zu lösen, der bei der Abfassung des Plans nicht so ganz bei allen Gliedern vermuthet ward. Niemand hatte davon mehr Sorgen und Mühe als der Vorsteher und die Ältesten, um stets den richtigen Takt zu treffen und dem neu organisirten Körper die richtige Leitung zu geben. Obige unzufriedene Familien schieden wirklich, nachdem die Gesellschaft wohl ein halbes Jahr in ihrer neuen Verfassung am Großen-Conaquenessing gelebt haben mochte, von demselben und verlangten auf der Stelle ihr ganzes in die Unionskasse eingelegtes Vermögen zurück. Da aber beinahe alles Geld für Land, Vieh, ländliche Geräthschaften u. s. w. auch mit ihrem Willen ausgelegt worden und die Gesellschaft damals noch keine Einkünfte hatte, folglich sich außer Stand gesetzt sah, Alles auf einmal anzuschaffen, so wurden den Austretenden von der dortigen Obrigkeit gesetzliche Termine zuerkannt, in welchen sie das von ihnen in die Unionskasse eingelegte Geld von letzterer wieder erhalten sollten. Durch diesen Umstand bewogen, haben einige behauptet, Niemand könne den Verein verlassen, ohne sich seines Vermögens verlustig zu machen. Dies ist falsch, da die Gesellschaft keine gezwungene Mitglieder unter sich duldet, indem sie es für zweckmäßiger hält, Jedem, dem es nicht unter ihnen gefällt, seines Weges ziehen zu lassen. Es wäre gewiß auch höchst zu bedauern, wenn man in einem freien Lande gegen seinen freien Willen an einen Ort gebunden wäre. Seit mehreren Jahren, nachdem die Gesellschaft zu Wohlstand gelangt ist, erhält jeder Austre-

tende sein eingelegtes Vermögen auf der Stelle, jedoch ohne Zuwachs und Zinsen zurück, welche erst dann vertheilt werden können, wenn die Mehrheit der Mitglieder für die Auflösung stimmen würde.

Ihre Fortschritte in der Landwirthschaft, Viehzucht, den Fabriken und Manufakturen, im Obst- und Weinbau, in ihrer ersten Niederlassung zu *Harmonie*, ersehen wir aus folgenden Angaben (Braun's das liberale System, 2r Bd. p. 224 ff.), welche zugleich den schönsten Beweis ihres unermüdeten Fleißes und des glücklichen Erfolges ihrer industriellen Anlagen liefern. Nachdem sie ihre Verfassung auf die Worte der Apostelgeschichte IV. 32: „die Menge der Gläubigen nun war Ein Herz und Eine Seele, und nicht Einer hielt etwas, das ihm gehörte, für sein eigen, sondern es war ihnen Alles gemein,“ gegründet, legten sie zur Veremigung ihres einmüthigen Sinnes und ihrer christlichen Bruderliebe, im Anfang des Jahres 1805, die Stadt *Harmonie* an, und erbauten in diesem Jahre in gemeinsamer Verbindung 46 Häuser mit Fachwerk (frame-houses), jedes 18 Fuß breit und 24 Fuß lang, eine große Scheune und eine sehr ansehnliche Mahlmühle; auch machten sie 150 Acres zum Getreidebau, 40 Acres zum Kartoffelbau und 15 Acres zu Wiesenwachs urbar. 1806 erbauten sie einen Gasthof, größtentheils von Steinen gemauert, 32 Fuß breit und 42 Fuß lang, mit zwei Stockwerken, ferner eine Scheune, auswendig mit Brettern beschlagen, 100 Fuß lang, eine Delmühle, eine Blaufärberei und eine Gerberei. 300 Acres Land machten sie zum Feldbau und 58 Acres zu Wiesenwachs urbar. 1807 erbauten sie ein Magazingebäude von Backsteinen, ferner eine Sägemühle und eine Brennerei und Brauerei. 400 Acres Wald wurden wieder zum Getreidebau und Wiesenwachs und 4 Acres zum Weinbau urbar gemacht. Sie verkauften schon in diesem Jahre von ihren Erzeugnissen 600 Bushels (à 80 Pfd.) Getreide und 3.000 Gallonen (à 4 Quart) Whisky (Maisbranntwein). 1808 erbauten sie ein religiöses Versammlungshaus, 75 Fuß lang und 45 Fuß breit aus Backsteinen, ein Wohnhaus ebenfalls von Ziegeln, und einige andere Gebäude und Viehställe, eine Scheune, auswendig mit Brettern beschlagen und 80 Fuß lang, und eine Brücke über den Großen-Connaque-nessing, 220 Fuß lang. Dabei machten sie wieder einen bedeutenden Strich Landes urbar, verkauften 2.000 Bushels Getreide, und verbrauchten außerdem 1.400 Bushels zum Brantweinbrennen. 1809 erbauten sie eine Walkmühle, die viele Arbeit für die ganze umliegende Gegend besorgte; eine Hanf-, Del- und Mahlmühle, ein backfeinernes Waarenhaus, 42 Fuß lang und 32 Fuß breit, mit einem völlig gewölbten und gemauerten Weinkeller darunter, und ein anderes backfeinernes Gebäude von gleicher Größe. Ein bedeutender Strich Landes ward wieder urbar gemacht. Der Ertrag von diesem Jahre war: 6.000 Bushels Mais, 4.500 Bushels Waizen, 4.500 Bushels Roggen, 5.000 Bushels Hafer, 10.000 Bushels Kartoffeln, 4.000 Pfund Flach und Hanf, 100 Bushels Gerste, zu Bier verbraut, und 50 Gallonen Del aus weißem Moh'n, an Güte dem aus Frankreich eingeführten Baumöle völlig gleich. 1810 wurde eine Krämpelmaschine und zwei Wollspinnmaschinen, um feines Tuch von Merino-Wolle zu weben, errichtet. Dazu erbauten sie wieder eine 100 Fuß lange Scheune, auswendig mit Brettern beschlagen, und ein backfeinernes Haus, in dessen unterm Stockwerk 20 Webstühle aufgestellt wurden, und in dessen oberm Stockwerk einstweilen Schulstunden gehalten werden sollten. Vorzüglich legten sie sich stark auf die Schaafzucht. Im Jahre 1811 ließen sie zwei Schiffe voll der feinsten Merino-Böcke direkt aus Spanien kommen, wohin sich der jüngere *Kapp* zu dem Ende selbst begeben hatte. 1815 bestand ihre Schaafheerde aus beinahe 3.000 Stück, welche in drei Haufen vertheilt waren. Der erste Haufen, beinahe 800 Stück, bestand aus Schaafen von ächter *Merino-Abfammung*, von denen ein großer Theil aus Spanien selbst geholt ist; der zweite Haufen, sogenannte *Halbschläger*, betrug 1.000 Stück, und der dritte Haufen,

große gemeine Landschaafe, enthielt ebenfalls 1.000 Stück, worunter einige Merino-Böcke. Diesen letzten Haufen wollten sie, mit Ausnahme der Merino-Böcke, verkaufen, und dagegen nur spanische Schaafe halten, auf welche sie erstaunlich viel Wartung, Pflege und Kosten verwenden, welche sie aber durch deren Ertrag reichlich wieder vergütet sehen.

Außerordentlich waren die Fortschritte der Industrie der Harmoniten im ersten Jahrzehnt ihrer Niederlassung; am 1. April 1815 beim Verkauf der gesammten Niederlassung an den Mennoniten Ziegler von Northampton, in Pennsylvanien, wo bei dem immer tiefer in's Innere des Landes sich erstreckenden Entdeckungen Kapp's umsichtiger und spekulativer Blick, oben am Großen Wabash eine durch gesunderes Klima, fruchtbarern Boden, und für Land- und Weinbau, Handel und Manufakturen günstigere Lage für eine Niederlassung, besser geeignete Gegend fand, besaßen die Harmoniten außer der Stadt, drei dazu gehörige Ortschaften und 9.000 Acres Land. Die Stadt Harmonie lag auf beiden Ufern des Großen Conaquesing, vier deutsche Meilen von Pittsburg und zwei deutsche Meilen vom Ohioflusse, enthielt damals 130 Gebäude und Grundstellen. Von den Häusern war ein Theil von Backsteinen gemauert, ein anderer Theil bestand aus regelmäßigen Fachwerkhäusern (frame-houses), und die übrigen waren von aufeinander gelegten Blöcken errichtet. Die vorzüglichsten Gebäude der Stadt waren: der Gasthof, von Stein und Backstein massiv erbaut, das Magazingebäude mit gewölbtem Keller, sechs vorzüglich schöne von Backstein erbaute Wohnhäuser, jedes 50 Fuß lang und 36 Fuß breit, und mit geräumigen gewölbten Kellern versehen; ein von Backstein erbautes Haus für die Spinnerei und Weberei, 56 Fuß lang und 40 Fuß breit; ein anderes für Wollfämmen und Spinnen, ein großes Haus von Backstein für Tuchsheeren und Verfertigen, ein aufs Zweckmäßigste zum Färben eingerichtetes Haus von Backstein, und ein von Backstein erbautes religiöses Versammlungshaus, 75 Fuß lang und 45 Fuß breit. Außerdem befanden sich in Harmonie noch verschiedene andere, theils von Backstein erbaute, theils mit Brettern beschlagene Gebäude für verschiedene Manufaktur- und Fabrikgeschäfte. Ferner war daselbst ein sehr gut eingerichtetes Kornmagazin, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit, mit vier Böden und sehr gut eingerichteten Maschinen, zwei Branntweimbrennereien, zwei Handelmühlen, zwei Walk-, eine Del- und eine Hanfmühle, eine große Gerberei, eine Ziegelbrennerei, eine Reesperbahn, eine Potaschensiederei, eine Brauerei, eine Schmiede mit vier Blasebälgen und eine Nagelfabrik; überhaupt fand man 1815 in Harmonie für jeden Handelszweig die zweckmäßigsten Gebäude. Mit Wasser hatten sie die Stadt hinlänglich versehen, indem ihnen theils die Natur drei klare, nie versiegende Quellen des reinsten und gesündesten Brunnenwassers geschenkt hat, theils durch Kunst von ihnen zehn Brunnen mit Pumpen angelegt sind.

Unterhalb der Stadt liegen vier große Scheunen, nebst Gebäuden für den Viehstand; auf dem Landgute liegen sieben große Schaaftälle, geräumig für 3.000 Stück Schaafe. Die Stadt und das Landgut wird begrenzt von drei Dörfern. Das erste Kamsthal, eine Viertelstunde nördlich, enthält 20 hölzerne Häuser mit bequemen Scheunen und Ställen. Das zweite Edenau, eine Viertelstunde östlich, enthält ungefähr die nämliche Anzahl Häuser, Scheunen und Ställe. Das dritte Delbrunn, eine halbe Stunde südwestlich, enthält 10 Häuser mit Scheunen und Stallungen. Außerdem liegen um die Dörfer noch einzelne Gehöfte mit den erforderlichen Wirthschafts-Gebäuden und sehr guten Ländereien. Das zu Harmonie gehörige Landgut ernährte von den Erzeugnissen seines Bodens 3.000 Stück Schaafe, 600 Stück Rindvieh und 6 Gespanne Pferde; lieferte ferner alles Getreide zum Bedarf der Branntweimbrennereien, und versch noch außerdem die Gegend mit bedeutenden Produkten. In dem angebauten Theile der Kolonie befinden sich gute Mergelgruben und Kalk-

steinbrüche, tüchtige Mauersteine und Steinkohlen, und Bau- und Nutzholz in größtem Ueberfluß. Der Boden ist größtentheils von der ersten Güte und mit stämmigen Zuckerahornbäumen bewachsen; die Lage meistens eben, und von wenig Hügeln unterbrochen, welche dem Auge eine ergötzliche und anmuthige Aussicht gewähren.

Als die Harmoniten sich hier niederließen, bestand ihr ganzes Vermögen aus 20.000 Dollars oder 50.000 rhein. Gulden, welche sie auf den Ankauf des Landes, auf Vieh, Geräthe, Manufakturen u. s. w. verwandten; bei der Uebergabe des Landes, der Häuser und des gesammten unbeweglichen Eigenthums, im Mai 1815 an Ziegler, erhielt sie dafür 100.000 Dollars oder 250.000 rhein. Gulden, mit der Bedingung: das vorrätliche Getreide, Vieh, Manufakturen u. s. w. mitnehmen zu dürfen. Das von ihnen im Anfang des Jahres 1815 nach der neuen Ansiedelung am Wabash in Indiana Mitgenommene ward im Werthe auf 45.000 Dollars angeschlagen, nämlich:

Der Vorrath von Lebensmitteln für 400 Personen, und	
Futter für den ganzen Viehstapel auf ein Jahr	15.000 Dollars.
Pferde, Rindvieh, Schweine und Federvieh	10.000 "
3.000 Schaafe, wovon $\frac{1}{2}$ Merinos (von denen ein Bock allein 1.000 Dollars gekostet)	10.000 "
Vorrath an Getreide, geistigen Getränken, Manufakturen, Leder, Hausgeräth u. s. w.	10.000 "

Im Ganzen 45.000 Dollars.

Rechnet man diese 45.000 Dollars mit obigen von dem Mennonit Ziegler für 9000 Acres Land (worunter 2500 Acres kultivirtes Feldland; 500 Acres Wiesenwachs, 80 Acres Obst- und Gemüsegärten und 15 Acres Weingärten) nebst den Mühlen, Gerbereien, Maschinen, Fabriken, Manufakturen und sämtlichen Gebäuden und Wohnhäusern gelieferten 100.000 Dollars zusammen, so belief sich ihr gesammtes Vermögen im Jahr 1815 auf 145.000 Dollars oder 337.500 rhein. Gulden, und hat sich folglich in einem einzigen Jahrzehnt mehr als versiebenfacht!

Als diese auf Gütergemeinschaft gegründete Gemeinde 1815 Harmonie verließ, um sich am Wabash anzusiedeln, bestand sie aus 400 Seelen, unter deren arbeitenden Mitgliedern wir folgende hier bemerken: 100 Bauern, 3 Schäfer, 10 Maurer, 3 Steinhauer, 3 Ziegelbrenner, 10 Zimmerleute, 2 Holzsäger, 10 Grob schmiede, 2 Rademacher, 3 Drechsler, 2 Kleinschmiede, 7 Kupferschmiede, 3 Seiler, 10 Schuhmacher, 2 Sattler, 3 Gerber, 7 Schneider, 1 Seifensieder, 1 Brauer, 4 Branntweinbrenner, 1 Gärtner, 2 Mahlmüller, 2 Delschläger, 1 Fleischer, 6 Tischler, 6 Tuchfärber, Bereiter und Scheerer, 1 Walkmüller, 2 Hutmacher, 2 Töpfer, 2 Krämler, 17 Weber, 2 Wollkämmer, 8 Spinner, 1 Wollstreifer, 1 Schullehrer, 1 Arzt, 1 Verwalter in den Kaufläden mit 2 Gehülften, 1 Gastwirth mit 1 Gehülften u. s. w. Die weltlichen Geschäfte wurden von ihnen in größter Ordnung geleitet, indem sie über jeden Zweig der Verwaltung Aufseher angestellt haben: Sie hatten 1814 fünf Ackerbögte, einen Obermaurer, einen Oberschuster, welcher das sämtliche Leder zuschneidet, einen Oberschneider, welcher das sämtliche Tuch für Kleider zuschneidet, und in gleichem Maßstabe bei allen übrigen Gewerken. Friedrich Rapp leitete die Manufakturen und die Generaldirektion über die sämtlichen Geldangelegenheiten und kaufmännischen Geschäfte.

Der Wegzug der Harmoniten von der ersten Niederlassung, jetzt Alt-Harmonie genannt, nach Indiana, welcher zu Wasser auf dem Ohio geschah, begann im Juni 1814 und dauerte transportweise bis im Mai 1815, zu welcher Zeit die Gesellschaft wieder ganz beisammen war. Das höchstfruchtbare neue Land in Indiana, 25.000

Acres enthaltend, von der Centralregierung für zwei Dollars der Acre erkaufte, lag auf der östlichen Seite des Wabash, unter dem 38° 30' nördl. Breite und etwa 90° westl. Länge von Gr., auf demselben fand man starke Waldung, bestehend in Eichen, Buchen, Eschen, drei verschiedenen Arten von wilden Nussbäumen, welche in der Dicke zu 3 — 4 Fuß und zu einer Höhe von 50 — 60 Fuß im Stamme wachsen, ferner: Gummibäume, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Sykamoren, Persimonen, wilde Kirsch-, Pappel- und Pflaumenbäume und wilde Reben von ungeheurer Dicke und Höhe, welche sämmtlich fruchttragend sind. Zuckerhornbäume, aus deren Saft Zucker gewonnen wird, waren hier ebenfalls häufig, und eben so der heilsame Sassafras. In den Thälern fand man hochstämmige Cypressen, deren Holz zu Böttcher- und Tischlerarbeiten und Dachschindeln verbraucht wurde. Aus dem Thierreiche fand man hier: Hirsche, Rehe, Bären, Wölfe, Dachse, Hasen, wilde Katzen, Eichhörnchen, Schlangen, wilde Truthühner, von denen der Hahn oft 25 Pfund wiegt, nebst mehren andern Arten Vögeln.

Auf einer schönen Ebene unweit des W a b a s h, an einem ausgedehnten Wiesenthale, legten sie 1814 die Stadt N e u - H a r m o n i e an. Ihre Straßen sind breit, winkeltrecht, von Osten gegen Westen laufend, gerade und geräumig ausgemessen. Bei jedem Hause ist ein Garten, so daß jedesmal ein Haus an des Nachbarn Garten gränzt, um bei dem Ausbruche von Feuer gesichert zu seyn. Das am W a b a s h angebaute Land betrug im Jahre 1822 3000 Acres und ward zur Kultur von Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Hafer, Hanf, Flachs und Krapswintersaat sehr einträglich benutzt. Zum Weinbau waren in jenem Jahre etwa 15 Acres angelegt, welche schon seit einigen Jahren sehr wohlthätigenden Wein geliefert hatten. Das Feld ward gemeinsam gebaut. Das Verhältniß der Feldarbeiter war ungefähr die Hälfte der Einwohner; die andere Hälfte bestand aus allen Arten von Handwerksleuten, Manufakturisten, Fabrikanten u. s. w. Der Feldertrag ward in Communscheunen eingeführt. Die Halmfrüchte wurden auf einer Maschine ausgedroschen, durch welche sie schon in einem Tage 75 württembergische Scheffel reinen Weizen aufgemessen und in ein Magazin gebracht haben, aus dem ihn der Müller empfing und nach dem Bedürfnis der Gesellschaft malte, jeder Familie aber nach Verhältniß der Seelenzahl das Ubrige übergab. Die Mühle, die Walke, die Schleifmaschine, vier Kartmaschinen für Wolle und zwei für Baumwolle, nebst zwei großen Spinnmaschinen für Baumwolle, wurden sämmtlich durch ein Dampfwerk getrieben, welches am südöstlichen Ende der Stadt steht und ungefähr 25,000 Dollars oder 67,500 Gulden rheinisch gekostet hat. Sie gewannen hier ziemlich viel Schaafwolle und außerdem tauschten sie auch eine bedeutende Menge von den Amerikanern gegen Tuch ein. Sie hatten Spinner, Weber, Färber und überhaupt jede Art von Arbeitern, welche zur Verfertigung von grobem und feinem Tuche erforderlich sind, wie auch alle Handwerker, welche zum gemeinen bürgerlichen Leben nöthig sind. Wer von ihnen ein Paar Schuhe oder Stiefeln braucht, geht zum Schuhmacher und erbält diese unentgeltlich; dergleichen werden Hüte, Röcke, Hosen und andere Kleidungsstücke, wie alle und jede Bedürfnisse unentgeltlich ausgegeben. Hingegen bekommt der Ackermann auch keinen Lohn für seine Arbeit, sondern es dient Einer dem Andern mit der ihm verliehenen Gabe aus Liebe, als Glieder eines Leibes oder als Kinder eines Vaters. Bei jedem Handwerk war ein V o r m a n n erwählt, an den sich derjenige, der etwas braucht, zu wenden hat, und der Aufsicht führt, damit kein Mitglied auf irgend eine Weise verkürzt werde oder Mangel leide, noch daß Andere verschwenden. Alle verkäufliche Produkte werden, wie die übrigen Fabrikwaaren, als Leder, Schuhe, Tuch, Hüte, oder auch Vieh und andere Artikel, zum Nutzen des Ganzen verkauft und der Erlös wieder für solche Artikel, die sie nicht selbst haben oder machen, wie z. B. Eisen, Stahl, Glas, Papier, Färbestoffe oder sonstige rohe Materialien ausgelegt. Auch

wurden hier viele Gelder auf allerlei Verbesserungen der Gebäude, Mühlen, Straßen und sonstige Einrichtungen verwandt. Zur Kostenverwaltung war ein eigener Mann angestellt, der von Zeit zu Zeit öffentlich Rechnung abzulegen hatte und mit einigen Gehülfen die auswärtigen Geschäfte der Gesellschaft besorgte. Für Reisende war ein großer bequemer Gasthof errichtet, wo man gut und billig logiren konnte; auch war ein großes Magazingebäude oder Kaufhaus erbaut, wohin die benachbarten Amerikaner ihre überflüssigen Produkte zum Verkauf oder Tausch brachten. Eine treffliche Wassermühle mit drei Paar Steinen, aber Raum zu sechs Paaren, war an einem Arm des Wabash, etwa eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, errichtet, worin ein Paar französische Mühlsteine sind, die eine Summe von 1000 Gulden rheinisch gekostet haben. Auf dieser ward außerordentlich feines Mehl gemahlen und nach New-Orleans zu Markt gebracht. Auch von den benachbarten Amerikanern wurde diese Mühle benutzt und denen für das Achtel, nach den Gesetzen, gemalen.

Auch hier am großen Wabash war, wie wir oben gesehen, das Wirken der Harmoniten eben so gedeihlich und erfolgreich, als am Großen-Conaque-nessig. Nach glaubwürdigen Nachrichten soll sich hier ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen im Jahre 1824 gegen eine halbe Million Dollars an Werth belaufen haben! Nichtsdestoweniger veräußerten sie in diesem Jahre die ganze Ansiedelung an den excentrischen, in wenig Jahren darauf in seinen Plänen scheiternden, Owen von Lanark, für eine Summe von mehr als 200.000 Dollars, mit Ausnahme des beweglichen Vermögens, das sie nach der neuen Anpflanzung, die sie wiederum in Pennsylvanien beabsichtigten, mitnahmen. So reich auch das Land in Indiana im Allgemeinen ist, so hatten die Harmoniten doch gefunden, daß ihnen Pennsylvanien mehr Vortheile biete, als die Ländereien am Wabash, und sie standen nicht an ihre neue Kolonie am Wabash mit den reichern und fettern Gegenden des amerikanischen Rheins — des Ohio's — zu vertauschen und sich von Neuem in Pennsylvanien anzusiedeln.

Die neue Niederlassung, welche der thätige Kapp mit seinen Harmoniten nach der Veräußerung von Neu-Harmonie gründete, liegt ebenfalls, wie die frühere, vier deutsche Meilen von Pittsburg, im Kanton Beaver, des Staats Pennsylvanien, auf einer 50 Fuß über dem Ohio erhabenen Uferbank (Bluff), und wurde von ihnen Dekonomie — Economy — genannt. Quellenreiche Hügel hinter dem Orte theilten ihm, vermittelst einer künstlichen Röhrenleitung, klares und gesundes Wasser mit. Der Ort ist regelmäßig angelegt. Die Straßen sind breit und kreuzen sich in rechten Winkeln. Zwei laufen parallel mit dem Ohio und vier stoßen perpendicular auf den Fluß. Am 22. Mai 1824 begann man auf dem Platze, wo jetzt Economy steht, den Wald wegzuhauen, und als Denkmal dieser neuen Schöpfung und Hervorrufung einer Stadt aus dem Dunkel dichter Wälder, stehen noch jetzt hin und wieder Baumstumpen in den Straßen. Zum Erstaunen ist es, wie viel vereinte und zweckmäßig geleitete menschliche Kräfte in so kurzer Zeit auszurichten vermochten! Die jetzt 700 Seelen zählende Kolonie wohnt zwar noch zum Theil in, von auf einander gelegten Baumstämmen erbaueten, sogenannten Blochhäusern (Log houses), allein einige Straßen bestehen schon gänzlich aus reinlichen, gut gebauten Häusern mit Fachwerk und mit Brettern beschlagen (Frame houses). Sämmtliche Häuser sind in einer gewissen Entfernung von einander errichtet und jedes Haus, wegen Feuersgefahr, durch einen Garten von dem nächst stehenden getrennt. Die vier Stockwerk hohen Wollen- und Baumwollenmanufakturen, das Kaufhaus und Kapp's Wohnhaus sind von Backsteinen errichtet. Die von aufeinander gelegten Baumstämmen errichteten Häuser sind hinter der Linie erbaut, welche die neuen Häuser in der Straße einnehmen sollen, damit man mit der Zeit den Bau der backsteinernen Wohnhäuser beginnen kann, ohne

die Familien in jenen während des Baues zu stören. Rapp's Wohnhaus besteht aus einem schönen, zwei Stockwerk hohen Hauptgebäude, mit zwei niedrigen Flügeln, welche mit jenem auf einer Linie stehen. Hinter dem Hause befindet sich ein großer freier Rasenplatz und an diesen stößt der schöne mehre Acres große Garten, der außer Blumen und Gemüßen eine artige Weinsplanzung enthält, die in einem Halbkreis terrassenförmig in die Höhe steigt und in einer Laube endigt. In der Mitte des Gartens ist ein rundes Bassin mit einem herrlichen Springbrunnen. Auch in dieser Kolonie bewiesen die Harmoniten ihre bekannte Thätigkeit: in den Fabrikgebäuden werden alle Maschinen durch eine Dampfmaschine von 75 Pferden Kraft in Bewegung gesetzt. Wollen- und Baumwollenwaaren werden in Menge bereitet. Die Gesellschaft hat sehr schöne Schaafe und unter diesen viele Merinos und sächsische Electoral. Gegenwärtig hat sie schon mehr als 4000 Acres zu Schaaflweiden eingerichtet (American annual register, 1828, p. 480). Außer der selbstgewonnenen Wolle wird auch von ihr aus der umliegenden Gegend von den Landwirthen, die sich jetzt sehr eifrig mit Schaaflzucht zu beschäftigen anfangen, eine sehr bedeutende Quantität aufgekauft und verarbeitet. Nachdem die Wolle gewaschen ist, wird sie von den ältesten Weibern der Gemeinde, die vier Treppen hoch arbeiten müssen, gezupft, nach ihrer Güte in vier Klassen getheilt und durch eine Art Schlott in das untere Stockwerk hinabgeworfen. In dem neben der Manufaktur gelegenen Färbehause wird sie gefärbt, dann auf der Mühle gehechelt und Anfangs zu groben, zuletzt aber auf gewöhnlichen, den Mulljenny's ähnlichen, Spinnmaschinen zu feinen Fäden gesponnen. Ist die Wolle gesponnen, so wird sie auf den Webstuhl gebracht und zu Tuch gewebt; dieses dann in der durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzten Walkmühle, ohne Seife und Walkerde, mit Dampf gewalkt. Das Tuch wird mittelst eines Cylinders geschoren, um welches sich ein starkes Stück Stahl wie ein Zug in einer Büchse windet. Die Wollenartikel, die hier zu Lande den besten Absatz haben, sind eine Art blaues Mittelstuch, ein graumelirtes Tuch, das vorzüglich zu Beinkleidern benutzt wird, und rother und weißer Flanell. Die Baumwollfabrikation in „Economy“ besteht nur aus Spinnen und Weben. Das Drucken hat man noch nicht unternommen, weil das Stechen der Formen mit vielen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft und die Mode bei den gedruckten Kattunen so sehr veränderlich ist. Das bunte Zeug, welches man webt, ist weiß und blau gattert. Der Faden ist von Baumwolle und der Einschlag von Wolle. Die Spinnmaschinen sind nach Art der allgemein bekannten; an jeder können 150 Spulen auf einmal gesponnen werden. Webstühle, die von selbst weben, sind ebenfalls vorhanden, aber nicht sehr zahlreich, so wie man bis jetzt nur eine Dressingmaschine hat. Vermittelst Röhren, die von der Dampfmaschine ausgehen und durch alle Stockwerke und Arbeitsplätze sich ausbreiten, wird zur Winterzeit die Heizung bewirkt. Alle Arbeiter, und namentlich die Weiber, haben eine sehr gesunde Gesichtsfarbe, und die treuherzige Freundlichkeit, mit welcher sie den alten Rapp begrüßen, ist sehr rührend. Auch gefällt es sehr, daß auf allen Maschinen Weiber mit frischen wohlriechenden Blumen stehen. Die herrschende Reinlichkeit ist ebenfalls in jeder Hinsicht sehr zu loben. In der Branntweimbrennerei wird guter Whisky (Maisbranntwein) destillirt, der starken Absatz in der umliegenden Gegend haben soll; im Orte selbst jedoch wird keiner verbraucht, weil die Mitglieder der Gesellschaft unter einander übereingekommen sind, sich des Genusses gebrannter Wasser zu enthalten. In der Bierbrauerei ward am Großen-Grabst, dem Ermlangung von Gerste, Bier aus Weizen gebrauet, welches, nach Ernst, dem Bamberger Bier an Geschmack gleich kam. Auch hier haben sie eine Brauerei angelegt. Die Mühle, welche vier Mahlgänge hat und mit welcher eine Delmühle verbunden ist, wird durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Als vorsichtige Hausväter haben die Direktoren der Gesellschaft auf den über der Mühle —

welche ein fünf Stockwerk hohes Gebäude ist — befindlichen Böden Getreidevorräthe für ein Jahr aufgeschüttet, um selbst im Fall eines Mangels, der übrigens in diesem glücklichen Lande wohl schwerlich zu befürchten ist, gesichert zu seyn. In der Mühle sowohl als in den Fabrikgebäuden liegen in jedem Stockwerk große eiserne Cylinder mit Wasser angefüllt, damit man bei Feuerzefahr sogleich das Hauptlöschmittel zur Hand habe.

Die Werkstätte der Schmiede und Schlosser, desgleichen der Tischler und Bötticher, liegen unter einem Dache. Im Magazin liegen alle hier verfertigte Artikel, deren Güte bewundernswerth ist, zum Verkauf und Versenden bereit. Die zum Gebrauch der Gesellschaft bestimmten Artikel werden abgefondert aufbewahrt. Da die Mitglieder kein Privateigenthum besitzen und Alles gemeinsam ist, so müssen sie auch in Hinsicht ihrer materiellen Bedürfnisse von der Gemeinde versorgt werden. Kleidungsstoffe, die sie erhalten, sind von der besten Qualität, gleich wie die ihnen gereichten Lebensmittel. Von diesen werden das Mehl, das gefalzene Fleisch und alle sich lange erhaltende Artikel monatlich an die Familien abgegeben; das frische Fleisch hingegen und was leicht verdirbt, wird nach Maßgabe der Stärke der Familien an diese bei dem jedesmaligen Schlachten u. s. w. vertheilt. Da jede Familie einen Garten besitzt, so baut sie ihr eigenes Gemüse, hält auch ihr eigenes Geflügel, so wie sie gleichfalls einen eigenen Backofen hat. Für solche Dinge, die nicht in Economy verfertigt werden, ist ein eigener Laden (Store) angelegt, aus welchem die Mitglieder, gegen Anweisung der Aeltesten, die ihnen nöthigen Gegenstände erhalten, und in welchen auch Leute aus der umliegenden Gegend kaufen können.

Unter Rapp's neuem Hause befinden sich zweckmäßige, geräumige Keller, in welchen alter Rheinwein nebst einigen zwanzig Fässern guten, am Großen-Wabasf gezogenen Weins liegt. Auch ein kleiner Thiergarten ist bei Economy angelegt, in welchem der alte Rapp seine Freude an zahmen Hirschen und Hirschkühen hat, die er so gewöhnt hat, daß sie ihm aus der Hand fressen und nachlaufen.

Der thätige Rapp steht nahe an seinem achtzigsten Jahre; seine Kolonie ist die blühendste in Nord-Amerika, und der Mann, der in frühern Jahren als großer Schwärmer verschrien wurde, steht jetzt bewundert von Millionen und zwingt durch seine Uneigennützigkeit selbst denen Beifall ab, die in seinem Benehmen und Leistungen früher nur Geiz, Selbstsucht und Herrschsucht erkannten. Niemand hatte es bis jetzt gewagt, den vielfach verkannten Mann zu vertheidigen, unparteiisch zu schildern, und erst Herzog Bernhard von Weimar und Dr. Braun's zerstreuten die irrigen Vorstellungen, die man sich von ihm und den Harmoniten machte. Letzterer liefert in seinem trefflichen Werke: „Das liberale System.“ und Ersterer in seiner trefflichen von Luden herausgegebenen Reise, die treueste Schilderung des würdigen Mannes und seiner Begleiter, die in Deutschland als Separatisten nirgends geduldet worden wären, wohl aber gewiß dem gegen sie erlassenen Befehlen hätten erliegen müssen. Eine Sekte, wie die ihrige, hätte allerdings in einem geregelten europäischen Staate nicht gleichgültig angesehen werden können, denn sie würde Unordnung und Verwirrung in das Bestehende gebracht haben, und da jede Sekte gewöhnlich damit anfängt, sich von der landesüblichen Kirchenzucht loszusagen, würde es auch bei ihnen bald dahin gekommen seyn, der weltlichen Ordnung Troß zu bieten. Eine Regierung muß daher froh seyn, wenn sich solche Leute, wofern sie sich nicht zurückbringen lassen wollen, entfernen; was in Würtemberg, wo Jedem der Abzug frei steht, ohne alle Hinderung geschehen kann. Rapp zog mit seinen Anhängern nach Westen, und obgleich er nach seinen frühern beschränkten Verhältnissen das, was er bis jetzt ausgeführt hat, nicht mit Bestimmtheit voraussehen konnte, hat er doch nie und nirgends ohne Ueberlegung und Absicht gehandelt: ihn trieb ein gewisser Geist, der sich erst durch die nachfolgenden

Umstände, durch die Noth thätig entwickelte, und durch innere Kraft neue Resultate erzwang. Die Geschichte der alten Welt kennt die Namen, die sich auf ähnliche Weise und in größerem Maßstabe zu Anführern und Uneherrschern emporgeschwungen, oder doch im kleinern sich und ihre Familien auf Jahrhunderte zu Herren Anderer gemacht haben; der Geschichte der neuen Welt scheint es vorbehalten zu seyn, auch friedliche Leiter zu nennen, welche, wie Lord Baltimore, William Penn, Georg Kapp, Friedrich Haller u. A. freie Wesen einem rohen Boden zuführen, und dem Allgemeinen sich selbst aufopfernd, nur durch Rath und That wirken wollen. Mit dieser Vorstellung fällt auf einmal viel von dem Gehässigen, das an der scheinbaren Veranlassung zu der Kapp'schen Auswanderung liegen möchte; und nun wollen wir mit Braun's (das liberale System x. 2r Bd. S. 251) dem Manne auf den neuen Schauplatz folgen, wo das, was an dem heimischen Heerd als unzulässig nicht geduldet werden konnte, Raum und Freiheit ohne Anstoß fand. Nach der beschwerlichen und ungewohnten Seereise steht er in einem fremden Lande, das solchen Ankömmlingen gar keine Aufmerksamkeit schenkt, mitten unter 50 Familien oder beiläufig 200 Köpfen, die, ohne Welt- und Menschenkenntniß, sich weder zu helfen noch zu rathen wissen, deren Gesamtvermögen nach möglicher Schätzung kaum noch in 50.000 Gulden bestand, und nach gewöhnlich rechtlicher Weise nur Eigenthum von einzelnen Familien war. Die Uebrigen hatten ihr Vermögen bereits aufgezehrt, und sahen nun einer auf gewisse Jahre festgesetzten Verdingung, ohne besondere Dazwischenkunft, unvermeidlich entgegen. So steht dieser Einzelne (ihn müssen wir dafür annehmen) und schafft Einigkeit, schafft Verbrüderung, schafft Entfagung der Vermöglichern auf ihr Eigenthum, und bewirkt hier sogleich Ordnung und Fleiß, wandelt düstere Wälder in fruchtbare Felder und baut sich geregelte freundliche Häuser. Diese Niederlassung ward bald als Gegenstand der Bewunderung erkannt und besucht. Aber kaum steht sie fest und wohlbegründet da, kaum ist das letzte von den vorhandenen Mitteln für das Gemeir:same verwandt, so fällt sie schon der Dämon der Zwietracht an, und verführt mehre der Vermöglicgewesenen, vermuthlich von dem Wilske der vorübergehenden Entbehrungen geschreckt, dem Bunde zu entsagen und ihre Einlagen zurückzufordern. Hier sehen wir wieder den Mann: keinen Zwang übend, aber nur mit Hilfe der gesetzlichen Obrigkeit sich die Wohlthat der allmählichen Erstattung, nach dem Ertrage, sichernd. Und die Niederlassung in ihrem Kapitalvermögen geschwächt, erhält sich doch seit beinahe zwei Jahrzehnten in steigendem Wohlstand, nährt alle Bewohner und steigert ihren innern Werth auf mehr als das Zehnfache der anfänglichen Kosten, denn in der eben angestellten Berechnung ihres Vermögenszustandes ist das von den ausgetretenen Mitgliebern zurückgeforderte und wirklich zurückgezahlte Einlagegeld nicht mit berechnet. Dabei würde wohl Mancher, auf Vorbeern zu schlafen gewöhnt, sich beruhigt haben; nicht so der immer sinnende und thätige Mann, der jetzt von besser gelegenen, ganz ungebauten Ländereien hört, und sich im zunehmenden Alter noch entschließt, auf die beschwerliche Urbarmachung auszugehen. Er reißt mit zwei Männern aus der Gemeinde und findet in der Entfernung von 500 englischen Meilen, was er suchte; milderes Klima, besseren Boden, günstigere Lage und edlere Naturprodukte, doch Alles noch in dem ersten rohen Urzustande, denn weit und breit gab es noch keine Kultur. Er erkennt die Stätte, als sollte er hier mit den Seinen wohnen, und veranlaßt diese aufs Neue, ihm zu folgen, ihren freundlichen, kaum entstandenen Wohnsitz zu verkaufen, um noch einmal Wälder auszuröden und abermals mit Entbehrung zu kämpfen. Alles geräth, Alles nimmt von jetzt an erst einen ganz ungläublichen Schwung, und nun möchte man das Bild, wo es in seiner glänzenden Lichtseite steht, ganz ausmahlen. Doch dies sey genug. Wir überlassen

es Jedem, nach dem Obengesagten, selbst zu urtheilen, was dem Gründer und Beförderer dieser Niederlassung gebühre.

Der hochbetagte, jetzt achtzigjährige Greis, *Georg Kapp*, leitet nun seit zwei und dreißig Jahren als würdig erkannter Vorsteher, in Verbindung mit seinen Aeltesten und Aufsehern, das Ganze und genießt noch im hohen Alter die Ehrfurcht eines Patriarchen, welche er seiner Biederherzigkeit, seines Fleißes und seiner ausgezeichneten industriellen Talente wegen auch vollkommen verdient. Die Gemeindeglieder hegen gegen ihn die größte Verehrung, sie nennen ihn Vater und behandeln ihn als Vater. Sein Adoptiv-Sohn, *Friedrich Kapp*, ist ein Vierziger, groß und wohlgewachsen und von gutem Aussehen. Er besitzt tiefe merkantilsche Kenntnisse und ist eigentlich das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, wie sein Vater das geistliche Oberhaupt derselben ist. In Sachen von Wichtigkeit, die über des Vorstehers und der Aeltesten Gewalt gehen, entscheidet die Mehrheit der Stimmen von den Gemeindegliedern. Die meisten Vergehungen von Einzelnen werden von einem Konvent oder Brüdergericht ausgemacht. Da aber Geldstrafen bei ihnen nicht statt finden, so werden die Schuldigen zur Strafe auf einige Zeit aus der Versammlung verwiesen, und Niemand macht mit einem solchen während der Ausschließung Gemeinschaft oder Verkehr, bis die Strafzeit vorüber oder derselbe bei Bereuung des Vergangenen und Angelobung, sich in Zukunft zu bessern, wieder angenommen ist. Würde Jemand einen gröblichen Fehler begehen, welches jedoch bisher noch nie der Fall gewesen ist, so fällt ein solcher Verbrecher der Justiz des Kantons, in dem sie leben und zu welchem ihre Ortschaft (Township) gehört, anheim. Uebrigens kann kein roher frecher Sünder und eben so wenig ein Heuchler bei ihnen aushalten, denn sie finden ihres Gleichen nicht und trennen sich daher bald von selbst wieder von der Gemeinde, keinen Raum für ihre Sphäre findend. Frieden und Einigkeit halten sie köstlicher als Kleinode, und um diese herrlichen Tugenden zu erhalten, liegt ihnen nichts daran, jederzeit ihren eigenen Willen zu verlieren und denselben dem Willen der Gemeinde zu unterwerfen, wodurch sie auch am besten zu ihrem Zwecke gelangen. Das Fundament ihres Glaubensbekenntnisses ist die heilige Schrift, der sie nach eigener Ueberzeugung ohne ängstliche Dogmatik folgen. Dem Morgen-Gottesdienste am Sonntage wohnt die ganze Gemeinde regelmäßig bei. Nachher versammelt man sich auf dem großen freien Plage, um der Musik der Tonkunst liebenden Mitglieder zuzuhören. Man zählt deren gegen siebzig, und wer Anlage und Lust bezeigt, kann Unterricht erhalten, aber ohne ausschließliche Profession von der Musik machen zu dürfen. Auch Abends an den Werktagen finden bei Vater *Kapp* oft auch musikalische Zusammenkünfte statt, bei denen Fräulein *Gertrud, Kapp's* Enkelin, das Pianoforte spielt und die Mädchen nach Noten singen; die andern Instrumente, welche hierbei gespielt werden, sind Violin, Violoncello und zwei Flöten. Nach der Morgenmusik an Sonntagen theilt sich die Gesellschaft in Partien, um Spaziergänge vor dem Mittagessen zu machen, oder auch sich zu größern Gängen nach dem Essen auf die benachbarten Hügel oder in die schönen Wälder zu verabreden. Gegen Abend versammelt man sich wieder zum feierlichen Gottesdienst und ergeht sich nach diesem noch einmal im Freien, wenn man nicht gerade zu Hause will. Fade, läppische Spielsucht, womit so viele der sich aufgeklärt Nennenden vom geistlichen und weltlichen Stande an Sonn- und Werktagen die Zeit tödten, wird auf *Harmonie* nicht gefunden, weil sich ihre Mitglieder theils von der Langeweile nie geplagt fühlen, theils die Zeit ihrer Muße auf eine würdevollere und geistreichere Art hinzubringen verstehen. Der Umgang der Jugend beiderlei Geschlechter ist nicht gehindert; wenn aber bemerkt wird, daß ein Paar sich aufsucht und gern mit einander geht, so sind die Eltern und Verwandten von beiden Seiten sogleich aufmerksam darauf und suchen die Verbindung, wenn ihr sonst nichts

im Wege steht, eher zu befördern als zu hintertreiben. Die Wahl ist übrigens ganz der Neigung überlassen, und sorgenfreier kann man auch wohl nirgends arbeiten als da, wo die Gemeinde für alle Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft sorgt. Daß es R a p p s Ueberretzungskunst gelang, die Verbindung beider Geschlechter für eine Zeit lang zu suspendiren, ist dem würdigen Mann von Vielen zum Vorwurf gemacht worden, die Suspension aber hatte ihre guten Gründe, welche die Harmoniten recht wohl erkannten und R a p p s Wünsche sich mehrmals fügten, mit ihren Weibern vor der Hand in schweſterlichen Verhältnissen zu leben. Wer die ungeheuern Schwierigkeiten, eine starkbewaldete Gegend abzutreiben und urbar zu machen, kennt, wer da weiß, daß zur glücklichen Ueberwindung solcher Schwierigkeiten vorzüglich ein starker gesunder Körper erfordert wird, dem wird jene Maßregel nicht im geringsten auffallend erscheinen. Denn was macht wohl zur Ertragung der unvermeidlichen Entbehrungen und Beschwerden einer neuen Ansiedelung ungeschickter, als Schwangerchaften, Entbindungen und das Auffügen der Neugeborenen? Um durch diese dem Bestande eignen Akte nicht in ihrem landwirthschaftlichen Betriebe gestört zu werden, fasten sie den für verweichlichte und genussüchtige Menschen ganz unerhörten und räthselhaften Entschlus, die eheliche Beiwohnung der Geschlechter für eine Zeit lang auszusetzen, wenigstens für so lange, bis sie dadurch in der Kultivirung der neuen Ansiedelung nicht mehr gestört würden, damit sie sich während dieser Zeit erst Häuser erbauen und Stuben für die Wöchnerinnen einrichten, und sich die Mittel verschaffen könnten, ihnen die gehörige Pflege und Wartung angedeihen zu lassen. Es ist gar kein schweres Geschäft für einen böshaften Menschen, selbst die besten Maßregeln und die ausgezeichnetsten Menschen zu bespötteln und herunter zu machen; allein mehr Ehre macht es gewiß, unparteiisch die Maßregeln und Einrichtungen anderer Völker zu prüfen und selbst das an ihnen zu bewundern, was sich über den Horizont und die Fassungskraft der durch Luxus und unbegrenzte Genussliebe verdorbenen Völker weit erhebt. Ist es nicht besser, man sorgt erst gehörig dafür, daß Wöchnerin und Kind ohne Gefahr und Sorge gedeihlich gepflegt und erhalten werden können, als daß man mit mehr als thierischer Unbedachtsamkeit sich dem Fortpflanzungstrieb hingeibt, und Wöchnerin und Kind unter den Unbequemlichkeiten eines für diesen Zustand noch nicht hinreichend vorbereiteten Hauswesens erliegen läßt? Die Harmonie-Gesellschaft mag jene Maßregel auch gar nicht so unvernünftig gefunden haben, als sie unsere epikuräischen Wollüstlinge aussschreien, sonst würden sie diese wohl nicht so einmüthig angenommen und befolgt haben. Heilsame Resultate haben diese Maßregel der Noth und der Zeitumstände bewährt, und übrigens hatte dieses freiwillige temporäre Eölibat nur für die ersten Jahre einer neuen Ansiedelung bestanden, hernach aber, sobald dies die ökonomischen Umstände erlaubten, wieder aufgehört.

R a p p und die S e i n e n gediehen, wie wir gesehen haben, in Economy eben so gut wie in den beiden ersten Niederlassungen, und nur einmal wurde hier ihre Ruhe unterbrochen, als der berühmte P r o l i, der Cagliostro unsrer Zeit, der unter dem Namen eines Grafen Leon mit seiner Schaar aus Deutschland nach Amerika zog, von Neu-York aus an R a p p ein Sendschreiben erließ. P r o l i ließ noch vor seiner Ankunft in Amerika Gerüchte von seinem ungeheuern Reichthum aussprengen; zehn Millionen, hieß es, bringe der Graf mit. So etwas mußte Aufsehen machen. Neugierig strömte ihm, nachdem er gelandet, Alles zu, nur die vorsichtigen Amerikaner, die tiefer sahen als seine leichtgläubigen Landsleute, zogen sich schein zurück und gaben ihm, der bereits auf der See den Titel eines Grafen von L e o n angenommen hatte, sich hier aber als Erzherzog von Este selbst proklamirte, ihre Geringschätzung zu erkennen. In dem Sendschreiben an R a p p meldete er diesem die Ankunft eines Gesandten Gottes in seiner Person, und der würdige biedere Mann, dem dieses Schreiben zwar

sehr nach Eigendünkel roch, der aber in Proli und seiner Schaar eine Heerde um des Glaubens willen Verfolgter vermuthete, antwortete mit einer Einladung, ihn auf seinem Durchzuge zu besuchen. Mit theatralischem Prunke zog nun Proli, über Albany und Buffaloe nach Economy, ward hier von den Harmoniten feierlich empfangen und brüderlich mit seiner Schaar aufgenommen. Willens ein neues Jerusalem zu gründen, suchte hier Proli durch Proselitenmacherei Zwietracht unter das friedsame Völkchen zu streuen, und leider gelang es ihm, einen großen Theil der Harmoniten zu verführen. Rapp selbst drang nun auf Trennung der Gemeinde, und dem Kantonsgericht zu Pittsburg wurde die Entscheidung übertragen. Richter Bonnhorst, ein alter Freund Rapps, mußte es bald dahin zu bringen, daß Proli mit 105.000 Dollars und mit einem Gefolge von 300 Menschen abziehen mußte. Leicht war es Rapp, diese Summe zu entbehren, minder angenehm war ihm aber der Verlust an Leuten. Die heilige Schaar des Grafen Leon fand 6 Meilen von Economy einen neuen Aufenthaltsort. Neu-Jerusalem oder Philippsburg, wie es früher geheißen, ward für ein Drittheil des den Harmoniten Abgedrungenen erkauft, und bald stand ein hölzernes Städtchen auf dem beinahe gar nicht zu kultivirenden Boden. Nur kurze Zeit bestand Proli's Kolonie, vom Gelde entblößt, sahen die Meisten seiner Anhänger sich getäuscht und betrogen und kehrten theilweise reuig zu Rapp zurück, andere Neuverblendete wanderten mit Proli weiter nach Westen wo sich mit dessen plötzlichem Tode die ganze Neu-Jerusalem'sche Gemeinde auflöste.

Die im ersten Jahre der Gründung Harmonie's von der Gesellschaft ausgetretenen Mitglieder, an deren Spitze der ehemalige württembergische Hofrath Dr. Friedrich Haller stand, und denen die Idee einer Gütergemeinschaft damals nicht zusagte, gründeten eine neue Niederlassung im Blumengartenthale (Blooming croft valley), im Kanton Lycoming, Pennsylvania, am westlichen Zweige der Susquehannah, in einer völlig wilden und rauhen Gegend, die, jetzt aus 100 Familien bestehend, sich ebenfalls eines großen Wohlstandes erfreut, und, mit Ausnahme des Grundsatzes der Gütergemeinschaft, überall den Ansichten der Harmonie-Gesellschaft folgt. Einer ihrer Hauptgrundsätze ist der: nie Prozesse zu führen. Haller schlichtet in wenig Stunden, ja nicht selten Minuten, ihre Prozesse, die Andere Jahre lang betreiben würden, und er schlichtet sie zur Zufriedenheit beider Parteien. Appellation an die gewöhnlichen Richterstühle ist unterfagt, wer sich diese zu Schulden kommen läßt, hört auf Mitglied der Gesellschaft zu seyn. Rindertaxe findet bei ihnen nicht statt, weil sie sich nicht auf die Bibel gründe. Haller, ihr Gesetzausleger, ist nicht nur ihr Prediger und Schullehrer, sondern auch ihr Arzt, und zwar ein trefflicher und ausgezeichnete Arzt, der bei einer epidemischen Krankheit in Pennsylvania und Maryland in den Jahren 1813 — 15 sich solche Celebrität erwarb, daß er oft hundert englische Meilen weit und drüber zu Kranken gerufen, ja selbst von erkrankten Aerzten konsultirt ward, die er fast jedesmal glücklich heilte. Außerdem ist er ein tüchtiger Philosoph, daß ihm schon mehre Male unter den vortheilhaftesten Bedingungen Anträge zu einer Professur an einigen seitdem errichteten Universitäten des Bundesstaats gemacht wurden, die er aber jedes Mal ablehnte. Dabei ist Haller ein tüchtiger Oekonom, der „ut prisca gens mortalium“ mit eignen Händen den Pflug regiert und die Bäume entwurzelt, die Sümpfe entwässert, die Wiesen bewässert und sich für keine landwirthschaftliche Verrichtung zu hoch hält. Endlich ist er ein sehr gebildeter, unterhaltender Mann, der, trotz seines herabhängenden langen Bartes, von den Reichen und Vornehmen in der Nachbarschaft, seiner ausgezeichneten Talente und gründlichen Kenntnisse wegen, sehr geschätzt wird.

So sehen Rapp und Haller, zwei ausgezeichnete Deutsche, unsern Landsleuten

als Muster und Vorbild in Amerika da, und das Blumengartenthal und Economy, als sprechendes Zeugniß, was Bruderliebe, Einigkeit, Mäßigkeit und Fleiß, selbst bei geringen Mitteln, unter tüchtiger Leitung vermögen. Württemberg kann stolz auf seine Landsleute im Besten seyn, und freudig wird Jeder des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar Urtheil über die Harmoniten lesen: „Niemals habe ich eine so wahrhafte patriarchalische Verfassung gesehen als hier, und das, was diese Menschen gewirkt haben, spricht am besten für ihre Einrichtungen und für die unter ihnen herrschende Eintracht.“
